

Nordwestdeutsche Hefte zur Rundfunkgeschichte

Herausgegeben von Peter von Räden und Hans-Ulrich Wagner

Vom NWDR zum WDR

Gespräche zur Programmgeschichte



Heft 3

Peter von Rügen / Hans-Ulrich Wagner (Hrsg.): Vom NWDR zum WDR. Gespräche zur
Programmggeschichte. Hamburg: Verlag Hans-Bredow-Institut
Erscheinungsdatum: März 2005
(= Nordwestdeutsche Hefte zur Rundfunkgeschichte; 3)
ISSN 1612-5304

Impressum

Forschungsstelle zur Geschichte des Rundfunks in Norddeutschland
Universität Hamburg
Institut für Neuere deutsche Literatur und Medienkultur / FB 07
Von-Melle-Park 6
20146 Hamburg

Telefon: (+49 40) 428 38 – 45 01
Fax: (+49 40) 428 38 – 35 53

Redaktion: Gyde Clausen (V.i.S.d.P.), Janina Fuge, Mark Lühns, Peter von Rügen, Anja Schäfers,
Hans-Ulrich Wagner

Layout: Christiane Matzen, Mark Lühns

E-Mail: hans-ulrich.wagner@uni-hamburg.de / Homepage: www.nwdr-geschichte.de

Photos: NDR (S. 67, 88), Konrad-Adenauer-Stiftung (S. 45), alle übrigen: WDR.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Zur Person: Claus-Hinrich Casdorff	6
„Man muss die Gäste mit Situationen überraschen, mit denen sie nicht rechnen.“ Claus-Hinrich Casdorff über die Kunst des journalistischen Fragens und die Notwendigkeit langer Sendestrecken im Gespräch mit Peter von Rügen	7
Zur Person: Chris Howland	23
„Der Schallplattenjockey muss ein Pferd haben.“ Chris Howland über den langsamen Siegeszug der Schlagermusik in Hörfunk und Fernsehen und seinen steinigen Weg zum Erfolg im Gespräch mit Peter von Rügen	24
Zur Person: Heinz Werner Hübner	38
„Man muss in einem Programm darauf achten, dass es nicht nur eine Meinung gibt.“ Heinz Werner Hübner über die Notwendigkeit fundierter Geschichtskennntnis und die Gefahr der Nachrichtenverwässerung im Gespräch mit Peter von Rügen	39
Zur Person: Hilde Stallmach-Schwarzkopf	56
„Es war ein faszinierendes Experiment.“ Hilde Stallmach-Schwarzkopf über Kohlenklau und die Schwierigkeit, als Frau im Hörfunk aufzusteigen, im Gespräch mit Peter von Rügen	57
Zur Person: Dieter Thoma	69
„Das Wichtige sollte so interessant gemacht werden, dass es von allen gerne konsumiert wird.“ Dieter Thoma über Aktualität der Nachrichten und die Kombination von Information und Unterhaltung im Gespräch mit Peter von Rügen	70

Vorwort

Länder- und parteipolitische Motive bescherten dem Nordwestdeutschen Rundfunk (NWDR) 1955/56 die Trennung und den Mitarbeitern einen neuen Arbeitsgeber. Dieser Wandel von einer zentralistischen Rundfunkeinrichtung der nordwestdeutschen Länder zu den beiden Anstalten des Norddeutschen und Westdeutschen Rundfunks (NDR und WDR) veränderte das bundesdeutsche Rundfunksystem maßgeblich – nicht nur institutionell. Für die Hörer blieb nur auf den ersten Blick vieles, wie es war, denn spurlos konnte und sollte der organisatorische Einschnitt am Programm nicht vorbeigehen.

Vorwiegend diesem programmgeschichtlichen Aspekt widmet sich die dritte Ausgabe der Nordwestdeutschen Hefte zur Rundfunkgeschichte. Peter von Räden führte mit ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Kölner Senders Gespräche, welche die verschlungenen Pfade, die „vom NWDR zum WDR“ führten, nachzeichnen und einen persönlichen Einblick in die frühe Rundfunkgeschichte ermöglichen.

Faktenreich, unterhaltsam und kritisch schildern fünf Rundfunkmitarbeiter der ersten Stunden ihre Programmarbeit. So beschreibt Claus-Hinrich Casdorff die Kunst, mit den richtigen Fragen auch hinter die Floskeln der Politiker zu kommen. Chris Howland berichtet von den ersten Schlagern im NWDR-Hörfunk und von den Musiksendungen im Fernsehen. Heinz Werner Hübner spricht über Aufgaben und Herausforderungen eines Programmachers und -direktors. Den Weg von der NWDR-Rundfunkschule bis zu den ersten Zielgruppensendungen zeichnet Hilde Stallmach-Schwarzkopf nach und Dieter Thoma erzählt über die Verträglichkeit von seriösem Nachrichtenjournalismus und Kabarett sowie über die Anfänge der Auslandsberichterstattung. Alle Interviewpartner entwerfen das Kaleidoskop der Hoffnungen, Erwartungen und Ängste einer Generation, die den Rundfunk als Instrument freier Meinungsäußerung in der jungen deutschen Demokratie festigten, und sie bewerten das, was ihrer Meinung nach davon geblieben ist.

Ein ganz besonderer Dank gilt dabei allen Interviewten für ihre Gesprächsbereitschaft und Kooperation. Für die sorgfältige Bearbeitung der Interviews und die behutsame sprachliche Glättung sei Gyde Clausen gedankt. Der Abdruck der Photos erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Westdeutschen Rundfunks, des Norddeutschen Rundfunks sowie der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Die Herausgeber, März 2005

Zur Person: Claus-Hinrich Casdorff



geboren am 6. März 1925 in Hamburg

zunächst Schulbesuch in Hamburg, ab 1938 in zwei Internaten

1942 wegen angeblicher staatsfeindlicher Äußerungen verhaftet und inhaftiert; danach Reichsarbeitsdienst, dann Kriegsdienst in Russland

1944 verwundet gerät er in sowjetische Kriegsgefangenschaft

1945 Rückkehr nach Hamburg

1946 Abitur in Hamburg

ab 1947 Volontariat, dann Redakteur in der Nachrichtenabteilung des NWDR

1956 nach der Auflösung des NWDR für den WDR aktiv, zuerst als Chef vom Dienst in der Nachrichtenabteilung Hörfunk

ab 1961 auch für das Fernsehen tätig (Mitarbeit bei „Hier und Heute“)

leitet von 1963 bis 1965 das politische Fernsehmagazin „Report“

ab 1965 bis 1982 Leiter der Abteilung Monitor und Dokumentation und des politischen Magazins „Monitor“

von 1977 bis 1982 Leiter der Programmgruppe Innenpolitik, stellvertretender Chefredakteur Fernsehen und Koordinator der Programm- und Redaktionsgruppen Ausland, Innenpolitik, Gesellschafts- und Kulturpolitik

1979 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes I. Klasse für journalistische Verdienste

ab 1982 Regionalisierungsbeauftragter und Chefredakteur der Fernseh-Landesprogramme

1990 pensioniert

moderiert bis 1993 die Fernseh-Sendung „Ich stelle mich“ und arbeitet als Unternehmensberater im Bereich Fernsehen

Claus-Hinrich Casdorff verstirbt am 6. Februar 2004

„Man muss die Gäste mit Situationen überraschen, mit denen sie nicht rechnen.“

Claus-Hinrich Casdorff über die Kunst des journalistischen Fragens und die Notwendigkeit langer Sendestrecken im Gespräch mit Peter von Rüdén

Herr Casdorff war das, was man gemeinhin einen programmprägenden Mitarbeiter nennt. Er arbeitete bereits 1947 als Journalist beim Nordwestdeutschen Rundfunk in Hamburg für das Radio. Im Zuge der Trennung des NWDR in NDR und WDR ging er nach Köln. Alle Stationen ließen sich hier nicht aufzählen. Wir müssen uns mit einer Auswahl begnügen. Ab 1961 arbeiteten Sie für das WDR-Fernsehen und Sie sind bekannt aus den Fernsehmagazinen „Report“ und „Monitor“. Sie waren Leiter der Programmgruppe Innenpolitik, stellvertretender Chefredakteur und Chefredakteur der Landesprogramme. Geboren wurden Sie, Herr Casdorff, im August 1925 in Hamburg und waren also am Ende des Zweiten Weltkriegs 19 Jahre jung. In welcher Familie sind Sie aufgewachsen?

Ich bin in einer sehr bürgerlichen Familie in Hamburg aufgewachsen, wie sich das gehört. Da meine Eltern sich scheiden ließen, war ich dann lange Jahre im Internat. Diese fünf, sechs Jahre im Internat haben mein Leben geprägt, weil es ein sehr liberales Internat war. Die Erfahrung, die ich dort machte, haben mich für mein Leben begleitet. Dass es in unserer Familie nicht immer so furchtbar leicht war, können Sie sich vorstellen. Als ich dann wiederkam aus der – damals hieß sie noch sowjetische – Gefangenschaft, sagte mein Onkel: „Lern’ mal einen anständigen Beruf, werde Installateur oder Klempnermeister oder Elektriker, denn Deutschland ist am Ende und dann hast du wenigstens einen handwerklichen Beruf. Hier in unserer Firma haben wir nichts mehr zu sagen.“ Das war natürlich sehr ermunternd für mich, dass ich also Elektriker werden sollte. Das habe ich dann – aber ich will nicht gleich alles erzählen – Gott sei Dank im Laufe der Zeit verhindern können.

Sie wurden nicht Elektriker sondern Journalist. Doch bleiben wir zunächst noch mal bei Ihrer Schulzeit, beim Internat. Sind Sie da nicht politisch im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie indoktriniert worden?

Doch, ich hatte einen sehr hohen Dienstgrad. Ich war Oberhordenführer beim Jungvolk, hatte also drei Untergebene. Da es sich aber um ein sehr liberales Internat handelte, sind wir weitgehend verschont worden. 1942 wurde allerdings das Internat geschlossen. Es wurde zu einer SS-Heimschule. Wir flogen alle von der Schule und mussten sehen,

wo wir blieben. Damit war die liberale Zeit vorbei, die aber bis heute noch nachwirkt.

Würden Sie Ihr Elternhaus wirtschaftsliberal bezeichnen, wenn es um die politische Einstufung geht?

Ja, das würde ich sagen. Wirtschaftsliberal ist der richtige Ausdruck. Diese Einstellung hat sich auch in meinem Leben fortgesetzt. Ich hatte einen sehr national denkenden Großvater, der aber seinen Widerstand gegen das NS-Regime dadurch bekundete, dass er auch im Kriege noch immer die schwarz-weiß-rote Fahne hisste und nicht die Hakenkreuzfahne. Das nahm man ihm auch nicht weiter übel. Er war sehr alt und die Leute sagten: „Lass den alten Daddel doch machen, was er will.“

Staatspolitische Umtriebe während des Nationalsozialismus

1942 wurde Claus-Hinrich Casdorff wegen staatspolitischer Umtriebe verhaftet. Was war der Anlass?

Nachdem wir von der SS-Heimschule verjagt wurden, war ich noch ein halbes Jahr in Ballenstedt im Harz. Dann kam ich nach Hamburg und lernte andere Gruppen von Jugendlichen kennen. Es gab die Swing-Jugend, die Pfennig-Bande, Bismarck-Bande und viele mehr. Und wir haben etwas getan, was man – ich war damals ja sechzehn Jahre alt – heute kaum mehr versteht. Wir haben Nachrichten von der BBC abgehört, aufgeschrieben, vervielfältigt und in Telefonzellen gehängt. Das waren die staatsfeindlichen Umtriebe. Die staatsfeindlichen Äußerungen, also der andere Anklagepunkt, bestanden darin, dass ich sagte, SS-Leute seien Genickschussakrobaten. Die Betroffenen hörten das

Gespräch

nicht so furchtbar gern. So wurde ich dann in der zweiten Stunde – es war Latein – im Unterricht des Wilhelm-Gymnasiums in Hamburg von zwei Ledermänteln aufgespürt und mitgenommen. Ich wusste gar nicht, was mir passieren konnte. Ich wurde verhört und musste meinen Hosenträger und Gürtel abbinden, damit ich mich nicht selbst umbrachte. Allerdings hatte ich weder Hosenträger noch Gürtel. In den ersten Wochen meines Aufenthalts im damaligen Gestapo-Gefängnis Fuhlsbüttel wurde ich dann siebzehn Jahre alt. Ich war also eigentlich noch ein Kind. Aber diese ganze Gruppe der „Widerstandskämpfer“ bestand ja aus Jugendlichen. Einer der Ältesten wurde damals noch hingegerichtet. Wir waren aber sicher nicht in der Lage, das NS-Regime nachhaltig zu bekämpfen. Bemüht haben wir uns, doch darf man das nicht überschätzen. Im Nachhinein höre ich immer wieder, was das für eine Heldentat war. Ein Held war ich eigentlich nie, aber ich hatte meine Meinung.

Und doch bezeichneten Sie die SS als Genickschussakrobaten. Wo hatten Sie das her? Wo kamen die Informationen her?

Ja, die kamen eben durch diese Gruppen, mit denen wir zusammen gearbeitet haben oder die für sich gearbeitet haben. Damals stürzte ja General Werner Mölders mit dem Flugzeug ab und da kam das Gerücht auf – das wohl auch richtig war –, dass er in seinem Flugzeug bedrängt worden ist, bis er abstürzte. Das war also ein beliebter Spruch, der auch zu dem Ausdruck Genickschussakrobaten führte. Doch im Gefängnis ist ja nicht immer alles nur heiter. Wir mussten jeden Tag zum Verhör, wurden mit Handschellen mit einem russischen Fremdarbeiter zusammengebunden, um uns zu zeigen, was wir für minderwertige Leute seien. Wir wurden geprügelt und geduzt. Ich traf dort auch zwei Kommunisten, von denen der eine fragte: „Was hast Du denn gemacht?“ Ich antwortete, dass ich Mitglied einer Widerstandsgruppe gewesen sei. „Ja, ja“, sagte er und fügte sinngemäß hinzu, dass der Spruch Genickschussakrobaten mich meinen Kopf kosten werde. Es war nun nicht so, dass ich das mit Gelächter entgegengenommen hätte. Im Gegenteil, ich hatte richtig Schiss, denn man wusste ja nicht, wie sich das entwickelte.

Von einem bestimmten Zeitpunkt war Ihnen also klar, dass es wirklich um Ihren Kopf ging?

Ja, das war ganz deutlich. Später bot mir der vernehmende Offizier oder SS-Mann an, dass ich zwei Möglichkeiten hätte – entweder ins Jugend-KZ nach Mohringen oder nach Russland zur Frontbewährung, um die Schande von meinem Vaterland abzuwaschen. Wenn ich nach Mohringen komme, dachte ich, brauche ich noch nicht einmal mein Testament zu machen. Also ging ich lieber zu einer Bewährungseinheit nach Russland, wobei da

wieder die Schwierigkeit auftrat, dass ich erst siebzehn war und man damals erst mit achtzehn Jahren Soldat werden konnte. Schließlich ging das doch alles und ich kam nach Russland. Angenehm war es nicht, aber im Internat war ich sportlich gedrillt worden und kaputt machen konnte man den Casdorff nicht gleich – auch nicht, wenn man ihn zwanzig Mal um die Essbaracke schickte oder indem man sagte, er müsse jetzt die Schuhe des Oberscharführers oder Feldmeisters beim Arbeitsdienst putzen. Also, diese moralischen Strafen, die sie sich ausdachten, haben mir eigentlich wenig ausgemacht.

Bewährungseinsatz an der Ostfront. Bedeutete diese Formulierung, dass die Einsätze besonders gefährlich waren?

Ja, das war ja die Aufgabe der Bewährungsbataillone. Wir hatten die Aufgabe, anrollende T 34, also sowjetische Panzer, zum Stillstand zu bringen. Wir bekamen hohe Haftladungen, die so groß wie Minen waren, und versuchten dann uns in Löcher zu rollen, damit der Panzer uns nicht traf. Sehen durften die Fahrer uns auch nicht, sonst wären wir sofort tot gewesen. Wenn der Panzer dann über uns hinweg gefahren war, mussten wir die Haftladung oben auf dem Panzer befestigen, zünden und sehen, dass wir wegkamen. Mir ist das durch meine ungeheure geistige Beweglichkeit zweimal gelungen. So erwischte ich zwei T 34, bekam zwei weiße Felder mit einem Panzer drauf und wurde zu einer normalen Einheit entlassen.

Kriegsgefangenschaft

Unmittelbar vor Kriegsende wurden Sie aber doch noch verwundet.

Ja, ich kam 1944, als der Mittelabschnitt in Russland zusammenbrach, in Gefangenschaft. Wir wurden abgeholt von einem LKW, mussten die Uniformen ausziehen und bekamen russische Uniformen mit Filzstiefeln. Und Prügel kriegten wir sowieso immer. Bei diesem Einsatz wurde ich dann schwer verletzt – noch heute kann man die Narben bewundern – und kam in diesem Zustand in Gefangenschaft. Damals kam ich zu einer Erkenntnis, die ich auch in einem Buch niederschrieb: „Der größte Feind des Menschen ist der Mensch.“ Dieser Meinung bin ich auch heute noch. Wenn es zu einer Situation käme, in der nur einer von uns, also Sie oder ich, überleben könnte, würden wir uns nicht mehr gegenseitig helfen. In einer solchen Situation kämpft jeder gegen jeden. Das lernte ich damals, als wir in Stalingrad in Gefangenschaft saßen – im Lager 188, ich weiß es noch wie heute. Dort hatten wir 200 Gefangene im Außendienst, von denen 130 Männer in neun Monaten starben. Die sind einfach verreckt. Wir hatten ja nichts zu essen, wir hatten

nichts. In solchen Situationen lernt man so einiges über die Menschen. Von rumänischen Soldaten wurden wir bewacht und wenn die merkten, dass einer starb, der noch einen Ehering trug, den sie nicht vom Finger herunterbekamen, dann schnitten sie den Finger eben ab. Solche Erlebnisse härten ab und gehören sicher nicht zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Meine frühe Rückkehr Mitte 1945 ist darauf zurück zu führen, dass ich damals nur noch 38 Kilogramm wog. Ein Gewicht, das ich nie wieder erreicht habe. Als wir nach Hause fuhren, kamen die neuen Kriegsgefangenen der letzten Monate uns entgegen. Da habe ich wiederum etwas erfahren, was mich beeindruckt hat. Unsere russischen Wachsoldaten machten in Warschau Station, wo der Güterwagen dann stehen blieb. Die Wagen waren so eng, dass die Hälfte stehen musste, damit die andere Hälfte sitzen konnte. Bei diesem Aufenthalt begannen die Russen, die um unsere Waggon herumstanden, auf die Polen, die uns kassieren wollten, zu schießen. Es ist also auch ein Verdienst der russischen Soldaten, dass ich lebend aus der Gefangenschaft zurückkehrte, weil sie ihre „Kriegsbeute“, wenn man uns Gefangene so nennen will, gegen die Polen verteidigt haben. Diese Episoden gehören zu den Erinnerungen, die ich sicher nicht vergesse.

Wie haben Sie denn das Kriegsende erlebt? War das für Sie überhaupt ein Einschnitt, denn Sie waren ja in Gefangenschaft?

Wir arbeiteten damals zusammen mit Ukrainern in einem Sägewerk. Denen ging es fast genau so schlecht wie uns. Jedenfalls kam ein Mithäftling und sagte auf Ukrainisch, dass der Krieg zu Ende sei. Ich kommentierte diese Nachricht: „Ja, ich merke zwar nichts, aber ist wohl so.“ Am 8. Mai 1945 erfuhr ich dann, dass die deutsche Wehrmacht kapituliert hatte. An unserem Zustand ließ sich jedoch überhaupt keine Veränderung feststellen.

Hatten Sie Hoffnungen, Stimmungen, Gefühle, als Sie die Nachricht erfuhren, dass der Krieg zu Ende sei? Erinnern Sie das noch?

Hoffnung hatte ich, ja. Ich hatte die Hoffnung, dass ich vielleicht doch noch aus dem Lager herauskäme. Das war die Hoffnung. Stimmungen hatte ich überhaupt nicht. Und Gefühle in Bezug auf meine Heimkehr nach Deutschland zurück und die damit verbundenen Aufräumarbeiten hatte ich auch nicht. Ich hatte einfach nur den Wunsch, zu überleben und aus dieser unsäglichen Situation heraus zu kommen. Ich gehörte zu den Jungen und kehrte mit mehr Vertrauen nach Deutschland zurück als die Älteren. Familienväter mit zwei, drei, vier Kindern starben oft als erste, weil sie die Situation seelisch nicht verkrafteten.

1946 bewarben Sie sich um einen der wenigen Plätze in der NWDR-Rundfunkschule, der ersten

professionellen Ausbildungsstätte für Radiojournalisten nach dem Krieg. Wie kam es dazu? Aus dem Krieg kommen Sie in das zerbombte Hamburg zurück. Installateur waren Sie nicht, das wissen wir, aber wie kamen Sie zu dieser Bewerbung für die Rundfunkschule?

Ja, das ist eigentlich ein Wunder, nicht?! Das ganze Jahr 1946 habe ich gebraucht, um körperlich wieder in Schwung zu kommen. Ich wurde wieder ganz dick, weil ich 36 Kartoffeln und sechs Teller Erbsensuppe auf ein Mal aß. Danach war ich wieder einigermaßen gut in Schwung. Irgendwas musste ich dann machen und sah eine Anzeige in der Zeitung. Zusammen mit meinem sehr guten Freund Gerd Ruge habe ich mich dann beworben.

Er wurde angenommen und Sie nicht.

Ja, so war es. Nun haben Sie meine Pointe geklaut! Es gingen 2.000 Bewerbungen ein, 20 wurden genommen. Und Gerd Ruge, den ich an diesem Tag hasste – das gab sich aber schnell wieder – wurde angenommen und ich nicht.

Anfänge beim NWDR

Ihre Bewerbung für die Rundfunkschule zeigt, dass Sie den Wunsch hatten, Journalist zu werden. Oder hatten Sie einfach den Wunsch, irgendetwas zu machen?

Ich hatte eher den Wunsch, irgendetwas zu machen. Ich bin nicht einer von denen, die schon in der Wiege sagten, dass sie Journalist werden wollen. Ich komme aus einer Kaufmannsfamilie und für mich war klar, dass ich in diesen Laden einsteige. Das klappte allerdings nicht. Die Rundfunkschule war damals sehr reizvoll und so bewarb ich mich einfach, doch leider ohne Erfolg. Nach der Absage ging ich zum NWDR. Die leitenden Positionen hielten damals noch die Engländer, aber die Vertreter waren Deutsche. Ich ging also zum Hamburger Funkhaus und sagte, dass ich dort arbeiten wollte, denn ich hatte Blut geleckt. Ein höherer Angestellter namens Thielbeer sagte, dass nur noch eine Botenstelle frei sei. „Ja, dann möchte ich gerne Bote werden“, antwortete ich. Er war zunächst einmal überrascht und gab schließlich sein Okay. So fing ich beim NWDR an, flog aber nach vierzehn Tagen wieder raus, weil Thielbeer vergessen hatte, seinen englischen Vorgesetzten zu fragen, ob er diesen komischen Casdorff einstellen dürfe. Thielbeer war aber weiterhin guten Mutes und sorgte dafür, dass ich zu einer Anhörung einer so genannten Kontrollkommission kam. Das war eine Gruppe von Leuten verschiedener Nationalitäten in englischen Uniformen, die mich anhörte. So stand ich also brav in Hab-Acht-Stellung vor diesen 13 Leuten, die in meinen Spruchkammerbogen guckten. HJ bis 1942 stand darauf und ich wurde ge-

fragt, warum ich nur bis 1942 in der HJ war. Als ich antwortete, dass ich 1942 verhaftet wurde und meine Laufbahn in einer NS-Organisation somit beendet war, bekam ich einen Stuhl angeboten, durfte mich hinsetzen und war wohlgekommen. Es gab ja damals wenig junge Leute, die auf so eine Laufbahn verweisen konnten. Die meisten waren Mitläufer. Alexander Maass, der Leiter dieser Kommission, sagte dann, dass es eine gute Idee sei, dass ich Journalist werden wollte. „Finde ich auch“, sagte ich. Wo denn meine Begabung läge, wurde ich dann gefragt, literarisch oder journalistisch. Ich hatte keine Ahnung, musste ja aber irgendetwas sagen. Also attestierte ich mir eine große journalistische Begabung. Am selben Tag im März 1947 wurde ich als Volontär der Nachrichtenabteilung des Hörfunks in Hamburg eingestellt. Ich bekam 100 Reichsmark, womit ich vor der Währungsreform immerhin leben konnte. Am 1. April 1947 wurde ich dann fest angestellt. Damals wurden Volontäre sogar noch fest angestellt, im Gegensatz zu heute. Ja und von da an ging es bergab, würde ich mit Hildegard Knief sagen.

Wie lange hat dieses Volontariat gedauert und was war das für eine Ausbildung?

Das sollte an sich drei Jahre dauern und beinhaltete Arbeit im Hörfunk in den Bereichen Nachrichten und Politik. Es begann damit, dass ich lernte, Nachrichten zu schreiben. Das war furchtbar kompliziert und ich machte eine Bauchlandung, dass es nur so krachte. Doch beim NWDR lernte man gute Leute kennen, die gute Lehrmeister waren. Wir hatten die sieben Weisen, darunter Axel Eggebrecht, Peter von Zahn, Wilhelm Heitmüller, Elef Sossidi, der damals unter dem Namen Andreas Günther die Nürnberger Prozesse kommentierte, und noch drei weitere. Aus irgendeinem Grund gab Peter von Zahn sich Mühe mit mir.

Also mit den Menschen, die Sie genannt haben, haben Sie auch gearbeitet? Das waren diejenigen, die Ihnen zeigten, wie man Radio macht und die Ihre Texte redigierten?

Ja, aber das war natürlich etwas Besonderes damals. Normalerweise gibt es das nicht, dass der Dienstleiter oder der Redakteur sich so intensiv mit einem normalen Volontär beschäftigt, aber diese Menschen, die ich aufzählte, beschäftigten sich mit mir. Günter Hönicke war mein erster Dienstleiter. Damals konnte ich ihn nicht leiden – im Gegensatz zu heute. Ich sollte eine Meldung über den Koreakrieg schreiben. Ich schrieb 105 wunderbare Zeilen, verfasste einen spannenden Text. Er guckte sich das Manuskript an, sagte: „Schön!“, nahm einen Bleistift und am Ende blieben noch fünf Zeilen übrig. Der Verlust war also schon ziemlich groß, aber wir lernten sehr viel, auch weil wir ziemlich aufmüppig waren.

Die Nachrichtenabteilung des NWDR

Herr Casdorff, wie muss ich mir denn diese Nachrichtenabteilung beim NWDR-Hörfunk vorstellen? Was hatten Sie für Nachrichtenquellen, wie groß war die Abteilung?

Wir hatten ungefähr fünfzehn bis zwanzig Redakteure inklusive Dienstleiter. Gute, große Namen waren dabei, aber eben auch unbekümmerte Jungs wie wir. Nachrichtenquellen hatten wir durch die Engländer. Der Leiter unserer Nachrichtenabteilung war ein Mr. Fletcher, natürlich auch ein Engländer, der eine große Freude hatte an seiner französischen Freundin, aber auch daran, unsere Nachrichten zu zerpflücken. Durch die Engländer bekamen wir natürlich alles, was es in den Nachrichtenagenturen wie Reuters und anderen internationalen Nachrichtenquellen gab. Wir waren gut ausgerüstet.

Und wie war denn das Verhältnis zu den britischen Kontrolloffizieren, also beispielsweise zu Fletcher?

Ja, das war nicht so ganz einfach. Er war Redakteur beim „Daily Telegraph“ gewesen. In Bezug auf alles, was deutsch war, war er mit großem Misstrauen ausgestattet – dass wir alle noch versteckte Jungnazis seien und so -, aber im Laufe der Zeit gab sich das und nachher haben wir richtig zusammengearbeitet, bis der Übergang zu den deutschen Chefs kam. Hugh Carleton Greene ist für mich von allen Journalisten, die ich in diesen über fünfzig Jahren kennen gelernt habe, einer der ganz Großen. Das war ein Journalist, wie er lebt und lebt.

Haben Sie ihn denn konkret erlebt in der Nachrichtenredaktion?

Ja, wissen Sie, wenn ein Mann von zwei Metern zwanzig den Raum betritt und Sie sind ein Meter zehn groß, dann sieht er sie kaum. Also, es war nicht so, dass er sagte: „Ich warte auf Sie, Herr Casdorff.“ So war es nicht. Trotzdem kannten wir uns. Er mischte sich ja auch überall ein. Greene war ein ungeheurer Aktivist, was das Radio anging. Es ging nicht um Fernsehen sondern um Radio, dabei hat er uns schon sehr geholfen. Er hat uns aber auch ganz schön unter Druck gesetzt. Das war eine herrliche Zeit. Es gab ein „Curfew“, also ein Ausgangsverbot, aber für uns galt das nicht, weil wir nachts um 2.00 oder 3.00 Uhr angingen. Dann torkelten wir alle in die Nachrichtenabteilung in der Rothenbaumchaussee. Ich hatte eine Kollegin, die zu Hause keinen Strom hatte. Eines Tages hatte sie ihre Reithose verkehrt herum angezogen und wir hatten natürlich Zeit und Gelegenheit, über sie zu lachen. Das war eine richtig schöne Stimmung – abgesehen von dem Mangel an Zigaretten. Wenn einer rauchte und die Zigarette in den Aschenbecher legte, lag sie dort genau eine Sekunde, bis ein anderer sie geklaut hatte. Dann hieß es immer: „Ich dachte, die sei schon ausgedrückt.“ Es herrschte ein

sehr kameradschaftliches Verhältnis. Horst Backhaus war auch dabei, der ging nachher nach Ostberlin. Mit ihm zusammen bin ich einmal rausgeflogen, weil wir sagten, dass wir unsere 35 freien Tage nie abfeiern könnten und deswegen einfach in den Urlaub fahren. Das war etwas ungewöhnlich. Wir wurden wechselseitig entlassen, aber dann doch wieder eingestellt.

Sie sind auch mal bei der BBC in London gewesen. War das Teil des Ausbildungsprogramms?

Ja, das gehörte dazu. Da gab es ein Lager namens Wilton Park, wo wir deutschen Journalisten ausgebildet wurden. Als wir die BBC besuchten, staunte ich über die dortige Nachrichtenabteilung. Das war ein Traum. Ich hätte gar nicht gedacht, dass es so etwas geben könne. Wir sammelten dort einen Haufen Erfahrungen und dieses Lager hat meinen Respekt vor dem britischen Journalismus erhöht – vor dem anständigen Journalismus meine ich, denn inzwischen gibt es ja auch einen anderen. Diese Zeit war sehr eindrucksvoll. Nicht eindrucksvoll war das Erlebnis, dass die Holländer unsere Pässe ungültig stempelten, als wir mit dem Zug durch Holland zur Fähre nach England fuhren. So konnten wir auf keinen Fall in Holland aussteigen. Wir waren noch Kriegsopfer, Kriegsverbrecher und sollten durch Holland fahren, ohne Schaden anzurichten. Das war in England anders.

Wie prägend war denn das Vorbild BBC für ihre Journalistengeneration beim Nordwestdeutschen Rundfunk?

Der Nordwestdeutsche Rundfunk war eine britische Einrichtung. Die Engländer hatten ihren britischen Zonensender wie die Amerikaner RIAS. Die ganze Generation von unter anderem Hanns-Joachim Friedrichs waren alles BBC-Leute.



Sir Laurence Olivier und Friedrichs bei Proben 1962

Es gibt eine ganze Menge, was wir damals von den Engländern gelernt haben in Bezug auf die Frage: „Was ist Journalismus?“ – zum Beispiel die Trennung von Kommentar und Nachricht, die Einsatzbereitschaft, die Arbeitsweise und so weiter und so

fort. Wenn Sie wollen, bin ich ein englisch angehauchter deutscher Journalist.

Gehörte dazu auch eine gewisse Kritik gegenüber der Obrigkeit?

Ja, darauf wurde sehr geachtet. Fletcher hat uns immer wieder eingetrichtert, dass wir nicht das glauben sollen, was die Großen sagen. Er sagte, dass man in der britischen Tradition des Journalismus den Mächtigen erst mal überhaupt nicht glaubt. Zunächst sollten wir lernen, die Tatsachen zu sehen und aufzuschreiben, bevor wir zu kommentieren begannen. Nachricht und Kommentar durften auf keinen Fall vermischt werden, wie es heute in deutschen Zeitungen häufig passiert. Oft weiß ich heutzutage nicht, ob ich eine Nachricht oder einen Kommentar lese. Die Engländer legten großen Wert darauf gegenüber allen kritisch zu sein, die uns ans Leder wollten.

Der Aufenthalt in London dauerte ein halbes Jahr. Wie war das Programm damals? Konnten Sie unterschiedliche Redaktionen in der BBC kennen lernen?

Wir versammelten uns in einem riesigen Raum, in dem durch Schilder verschiedene Länder angezeigt wurden. Wir schrieben dann Nachrichten über Dinge, von denen wir keine Ahnung hatten. Wir wanderten in der Nachrichtenabteilung herum, also in den Großraumbüros. Solche gibt es ja jetzt auch hier. Und da saßen alle und guckten sich giftig an, wenn der eine rauchte und der andere nicht. Damals rauchten alle noch, aber das ist wieder vorbei.

Herr Casdorff, damit wir diese Zeit auch richtig verstehen, sage ich, Sie waren auch Schwarzmarkthändler. Womit haben Sie gehandelt?

Die Einleitung Ihrer Frage ist sehr schön. Nach dieser Kränkung müsste ich eigentlich jede Antwort ablehnen, aber ich will Ihnen doch mal eine geben. Jawohl, ich muss zugeben, ich war auch Schwarzmarkthändler, wie Sie so großspurig sagen. Das bestand darin, dass ich einen Zentner Zucker gekauft habe, den in lauter Ein-Pfund-Tüten abgefüllt habe und diese dann verkaufte. Das lohnte sich bloß nicht so richtig, weil wir immer Schwund hatten. Von einem Zentner Zucker blieben nach dem Umfüllen noch 98 Pfund Zucker übrig. Dann stiegen wir auf das Besohlen von Schuhen um. Wir gingen zu Autoverwertungsanlagen und schnitten aus alten Autoreifen das Innere heraus, also dieses Korkzeug. Das nagelten wir unter Schuhe. Die Sohlen sahen wie großartige Krepptsohlen aus, nur bogen sie sich immer in Form eines Autoreifens. Trotzdem war dieses Geschäft ganz erfolgreich. Aber es war nicht so, dass ich mich zu den führenden Schwarzmarkthändlern Hamburgs rechnen darf. So weit ist es leider nicht gekommen.

Sie haben auch nie Siegfried Lenz auf dem Schwarzmarkt getroffen, denn der war auch Schwarzmarkthändler?

Vielleicht habe ich ihn gesehen, aber nicht zur Kenntnis genommen. Oder er mich nicht.

Aufbruchstimmung im Hamburger Funkhaus des NWDR?

Gab es eine ganz bestimmte Stimmung oder ein bestimmtes Klima im Nordwestdeutschen Rundfunk? War da irgendein besonderes Gefühl der Zusammengehörigkeit? Saß man nach der Dienstzeit noch im Büro oder traf man sich privat?

Es gab natürlich private Beziehungen. Vor allen Dingen mit den Damen, die im Radio die Technik erledigten und mit den Sekretärinnen. Die waren manchmal sehr hübsch und sehr nett und die besuchten wir gerne. Aber es war nicht so, dass es eine verschworene Gemeinschaft war. Diese Aufbruchstimmung, dass alle zusammen die Welt verändern wollten und sich so klug und gescheit fühlten, die gab es in der oft zitierten Form eigentlich nie. Aber ein Zusammengehörigkeitsgefühl gab es schon, selbst alte Spitznamen tauchten da wieder auf. Ich heiße ja Claus-Hinrich und meine Schwester machte vor tausend Jahren aus Hinrich Hinni. Als ich einst durch die Kantine vom NWDR ging, passierte es, dass einer quer durchs Lokal „Hinni!“ brüllte. Das war ein Nachrichtensprecher und jedenfalls war damit dieser verfluchte Name Hinni wieder da. Den bin ich bis heute nicht wieder losgeworden, aber ich habe mich daran gewöhnt. Die Beziehungen zwischen den Nachrichtensprechern und den Redaktionen waren damals viel enger als heute. Das kann man so festhalten. Der Karl-Heinz Köpcke war Nachrichtensprecher bei uns im Radio und Arnold Paetz und Claus Wunderlich arbeiteten mit uns zusammen und meckerten an unseren Texten herum. Und wir meckerten zurück. Wir haben uns gestritten und uns auch freundschaftlich unterhalten. Der Zusammenhalt zwischen diesen einzelnen Gruppen, die zusammen ein Produkt anfertigten, der war viel größer als er meiner Meinung nach heute ist. Heute sitzt der Sprecher in einem Studio und weiß gar nicht, wer die Nachricht geschrieben hat.

Aber so ein journalistisches Sendungsbewusstsein gab es nicht?

Nein, ich kann nicht behaupten, dass es mein ganzes Leben beherrscht hat.

Ich frage, weil in der Literatur über diese Zeit viel von diesem Aufbruchs- und Sendungsbewusstsein die Rede ist. Ich bin da misstrauisch.

Ja, das bin ich auch. Wissen Sie, Sendungsbewusstsein ist ein großes Wort. Wir wollten anständige Nachrichten, anständige Arbeit für das Radio ablie-

fern. Unser einziges Ziel bestand darin, eine Wiederholung der Geschehnisse bis 1945 zu verhindern. Insofern kann man von Sendungsbewusstsein sprechen. Gegen die Älteren, die dann wieder in den Sender rutschten, nachdem sie aus der Gefangenschaft kamen, haben wir uns gewehrt. Das gab harte, präzise Auseinandersetzungen. Ich hüte mich bloß vor der Aussage, dass wir die ganze Welt verändern wollten. Wie gesagt, wir wollten ein vernünftiges Programm machen, wir wollten dazu beitragen, dass sich das, was sich in Deutschland abgespielt hatte, nie wiederholt.

Nach meinem Eindruck gab es in dieser Frühphase nach dem Krieg drei Gruppen: die Remigranten, die jungen und unbelasteten Leute wie Sie und dann zunehmend wieder erfahrene Rundfunkleute, die schon im Dritten Reich gearbeitet hatten. Gab es zwischen diesen Gruppen Konflikte?

Ja, das beste Beispiel ist Peter von Zahn. Peter von Zahn war in der Propagandakompanie der deutschen Wehrmacht tätig und war somit vorbelastet. Zahn traf nun auf die Remigranten, Alexander Maass, Elef Sossidi und andere. Doch die beiden Seiten haben sich relativ schnell ausgeglichen, weil beide bereit waren, das schwierige Vorleben des jeweils anderen zu akzeptieren und ihm zuzugestehen, dass er vielleicht nicht anders konnte.

Der frühere Kommunist Axel Eggebrecht konnte also durchaus mit Peter von Zahn befreundet sein?

Ja. Gerade Eggebrecht, der ist für mich auch einer der ganz Großen, der in der Lage war, mit seinen Sendungen über seinen eigenen Schatten zu springen, und dabei auch bereit war, mit anderen zusammen zu arbeiten. Eggebrecht hätte allen Grund gehabt, sich wegen der politischen Vergangenheit von Zahn fernzuhalten. Das hat er aber nie getan.

Auf Hugh Carleton Greene folgte Adolf Grimme als erster deutscher Generaldirektor. Der war Kultusminister in Niedersachsen und im Dritten Reich in der Opposition. Hat man den Übergang von Hugh Carleton Greene auf Adolf Grimme gespürt?

Ja, wir haben diesen Wechsel auch sehr bedauert. Wissen Sie, ich habe nur von meiner englischen Schule geredet und von der Anhänglichkeit. Adolf Grimme war für mich so ein richtiger deutscher Kulturpolitiker, so ein Fatzke, der aus Niedersachsen kam, aus Hannover. Ich glaubte, ihn gar nicht ernst nehmen zu können, weil er ganz andere Vorstellungen von unserem Beruf hatte. Aber er war ein anständiger Mensch. Das muss man ihm lassen. Er war bemüht, dieses schwierige Instrument, das er in die Hand bekam, mit 1.000 Verfügungen zu ordnen und daraus etwas zu machen. Grimme war schon eine Persönlichkeit. Sie fragten mich, ob ich Hugh Carleton Greene kannte – Adolf Grimme habe ich, glaube ich, einmal in meinem Leben

gesehen. Dieses eine Mal hat er mich so giftig angeguckt, dass ich ihm lieber aus dem Weg gegangen bin.

Grimme mischte sich nicht in die konkrete Arbeit ein, weil er sie auch nicht richtig kannte?

Das wäre eine Behauptung, wenn ich das bejahte. Aber ich hatte den Eindruck, dass er von unserer Arbeit, also von Politik, Nachrichten und vom Hörfunk, herzlich wenig verstand. Er kam aus der Kultur. Da war er sicher sehr viel eher zuhause.

Herr Casdorff, aus dem Jahre 1947 gibt es einen Artikel aus dem „Hamburger Echo“, der sozialdemokratischen Zeitung Hamburgs, der die Überschrift trägt: „Essen Sie Ihren Hut, Mister Greene“. Das ist eine Generalabrechnung mit dem Generaldirektor Hugh Carleton Greene. Aufgrund von Indizien vermute ich, dass der Autor dieses Artikels Herbert Wehner war. Besonders hart wird in diesem Artikel die kritische Berichterstattung des Nordwestdeutschen Rundfunks in der Sendereihe „Echo des Tages“, die es immer noch gibt, an dem Hamburger Senat, der Hamburger Regierung und der Verwaltung angegriffen. Sie waren in Ihrer NWDR-Zeit gelegentlich auch Reporter im Hamburger Rathaus. Wie sind Sie dort als Mitarbeiter vom NWDR empfangen worden?

Also, von überschäumender Freude möchte ich nicht reden. Und dass Sie sagen, Herbert Wehner hat den Artikel zumindest konzipiert, kann ich sehr wohl glauben. Er gehörte zu denen, die der Auffassung waren, dass man die Oberen im Staat nicht kritisieren dürfe. Wir kamen eben aus dieser englischen Schule und waren bereit, auch negative Seiten zu schildern. Wir sind nicht immer mit offenen Armen aufgenommen worden, ganz und gar nicht. Wir waren Störenfriede.

Sie haben eine gewisse Distanz gespürt?

Ja, die hat man schon gespürt. Diese Distanz zieht sich durch die ganze Landschaft bis heute.

Für welche Sendereien oder Sendungen haben Sie in ihrer Zeit beim Hamburger Funkhaus des NWDR gearbeitet? Sie haben anfangs Nachrichten gemacht. Haben Sie haben auch Reportertätigkeiten ausgeübt?

Ja, das gehörte zu dem Auftrag bei der Hamburger Bürgerschaft dazu. Wir mussten eben nicht nur Nachrichten am Schreibtisch schreiben, sondern diese auch erst mal in Erfahrung bringen. Das lief auch ganz gut, allerdings mit einer Ausnahme: Es gab eine Zeit, in der ich Sportreporter werden wollte. In der Rothenbaumchaussee war dann ein 4 x 100 Meter-Lauf von Hamburger Vereinen. Beim Start stand Jürgen Roland, also damals noch Jürgen Schellack, neben mir und sprach in das Mikrofon: „St. Georg ist vorn, St. Georg ist vorn. St. Georg ist immer noch vorn. St. Georg ist vorn. Oh, St. Georg

hat gewonnen.“ Das kann ich auch, dachte ich und sagte auch, dass St. Georg vorn sei. Aber die waren nicht mehr vorn, inzwischen war der HSV vorn oder was weiß ich wer. Jedenfalls war die Sportberichterstattung wohl doch nicht meine Begabung und auch Jürgen Roland wurde von dieser Aufgabe sofort entbunden, denn das war nicht sein Bier. Jürgen Roland als Sportreporter wäre eher eine Witzfigur geworden. Er hatte ganz andere Fähigkeiten, die sich später entwickelt haben.¹

Redaktion „Echo des Tages“

Haben Sie denn auch für das „Echo des Tages“ gearbeitet?

Ja, aber die Redaktion vom „Echo“ war fast wie eine Enklave. Wir nannten es damals so. Die Redaktion hing immer zusammen und es war unheimlich schwer hineinzukommen. Man konnte zwar immer einige Arbeiten erledigen, aber in die Redaktion aufgenommen zu werden, war wahnsinnig schwer.

War das das publizistische Flaggschiff des Senders? War es schwer, da Beiträge zu platzieren?

Ja, das war es. Aber ob es das Flaggschiff war? Ich überlege und stelle mir die Frage selbst. Ja, aber es war nicht so, dass man sagte, es sei die herausragendste Sendung. Das, was wir machten, also unsere Kommentare, von denen ich eine Menge schrieb, wobei ich mit meinem Nuscheln immer Schwierigkeiten hatte, sie selbst zu sprechen, hielten wir dagegen und machten es interessant und wichtig. Das „Echo des Tages“ haben wir als Konkurrenz gesehen. Wir haben uns nicht vor denen versteckt.

Wie wurden denn die Kommentare vergeben? Konnte man sich selbst melden oder gab es ein System? Wurde da auch schon auf links und rechts geachtet?

Es ging noch nicht so sehr nach links und rechts, wie das heute der Fall ist. Auf irgendein Thema meldeten sich dann ein, zwei, drei der Reporter bei den jeweiligen Nachrichten- oder Politikchefs, um etwas daraus zu machen. Einen von denen musste er dann nehmen, aber das hatte keine politischen Hintergründe.

¹ Anmerkung: Das Erinnerungsvermögen von Claus-Hinrich Casdorff ist im erwähnten Zusammenhang offensichtlich fehlerhaft. In der Frühphase des NWDR gab es keine auf Sportreportagen spezialisierten Mitarbeiter. Jürgen Roland war Rundfunkreporter mit gelegentlichen Einsätzen als Sportberichterstatter. Jürgen Roland erinnert sich nicht daran, eine entsprechende Reportage über einen 4 x 100 Meter-Lauf von Hamburger Vereinen gemacht zu haben. Er sei auch nicht von seiner Tätigkeit entbunden worden.

Die anfängliche Konkurrenz zwischen Mittelwelle und UKW

Herr Casdorff, ich würde jetzt gerne noch einmal auf die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg in der britischen Besatzungszone eingehen. Es gab zunächst bis 1950, als der Aufbau der UKW-Netze begann, nur ein Mittelwellenprogramm, das von Flensburg bis Köln und in Berlin zu empfangen war – ein Mittelwellenprogramm für Schleswig-Holstein, Hamburg, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen und Berlin. In einem Mittelwellenprogramm musste eigentlich alles untergebracht werden. Die Zeitungen erschienen nur dreimal in der Woche und sie waren dünn. Welche Bedeutung hatte dieses eine Mittelwellen-Hörfunkprogramm?

Für uns eine sehr entscheidende Bedeutung. Als das UKW-Programm aufkam, haben wir es ja gar nicht ernst genommen. „Was ist das denn für ein Quatsch da? Die machen doch nur so kleine Sendungen.“ Wir waren eben die Mittelwellenleute.



Das Kölner Funkhaus in der Dagobertstraße

Die Bedeutung des Mittelwellenprogramms muss doch groß gewesen sein?

Das war es. Und es war das einzige, was wir anerkannt haben. Wir hörten von UKW-West und UKW-Nord mit nach unserer Meinung zu kurzen Nachrichten. Zunächst haben wir sie nicht ernst genommen. Ich war ja auch Nachrichtenredakteur, politischer Redakteur. Wir meinten, dass man Zeit

brauche, um die Vorgänge dieser Welt darzustellen. Auch Nachrichtensendungen der Mittelwelle haben wir gar nicht zur Kenntnis genommen, wenn sie kürzer waren als 15 Minuten. So lange mussten sie eben 15 Minuten sein. Und in Sachen Berlin: Wir haben damals den SFB auch mit unseren Nachrichten beliefert. Die haben kaum etwas gemacht, sondern viel übernommen. Sendungen wie „Blickpunkt Berlin“ stellten sie selbst her. Aber wir haben, das muss ich zu meiner Schande gestehen, UKW nicht richtig beachtet. Das sollten lieber andere machen.

UKW war eine technische Notlösung, die man eigentlich gar nicht wollte?

Ja. Wir wollten das nicht. Wir wussten gar nicht, was das sollte – wir waren doch die Macher!

Haben Sie denn in Ihrer Hamburger Zeit die Kooperation zwischen den Funkhäusern Hamburg und Köln miterlebt?

Ja. Wir hier in Hamburg hielten uns für die Chefs. In Köln in der Dagobertstraße gab es auch ein Funkhaus, aber mit den drei lustigen Gesellen vom Reichssender Köln von früher war das für uns nicht so richtig ernst zu nehmen, was dort passierte. Wir waren das Zentrum, die Zentrale. Weil wir die ganze britische Zone einschließlich Berlin mit dem Mittelwellenprogramm belieferten, durften sie auch mal rein, aber wir sahen das nicht als Konkurrenz oder als Ergänzung.

Die Trennung des NWDR

Von diesem großen Nordwestdeutschen Rundfunk trennte sich zunächst Berlin und gründete den SFB. Ab Ende des Jahres 1955 gibt es den NWDR nicht mehr und es entstehen zwei neue Anstalten, der NDR und der WDR. Diese Trennung war damals höchst umstritten und ist heiß diskutiert worden. Noch heute wird diese Frage in der wissenschaftlichen Literatur diskutiert. Wie haben Sie diese Debatte erlebt?

Wir hörten, dass in Köln Selbstständigkeitsbestrebungen vereinbart wurden. Damals gab es in Nordrhein-Westfalen eine CDU-geführte Landesregierung und wir hatten in Hamburg einen sozialdemokratischen Senat, damals sogar noch mit zwei Kommunisten. Dann kam der Wunsch nach der Unabhängigkeit von dieser verfluchten Zentrale in Hamburg. Eine zweite, genauso wichtige Zentrale in Köln sollte entstehen. Wir machten uns Gedanken, was das sollte, wussten es aber auch nicht und beobachteten den Verlauf. Dann kamen die Beschlüsse, die Trennung des NWDR in NDR und WDR. Die in Köln fingen dann auch munter an. Sie hatten alles, was man dazu brauchte: Technik, Sekretärinnen, Tonmeisterinnen und so. Bloß dass man Journalisten brauchte, hatten sie offensichtlich

vergessen. So kamen der damalige Intendant Hanns Hartmann und der damalige Chefredakteur Dr. Fritz Brühl nach Hamburg und warben uns aus Hamburg ab. Etwa 80 Figuren wurden gefragt, ob sie nicht nach Köln kommen wollten: Erwin Behrendt, Peter Scholl-Latour, Gerd Ruge, der schon vorher Interesse hatte, Heinz Werner Hübner, ich kann nicht alle aufzählen. Wir fragten, was wir denn in Köln, im Rheinland sollten. Mein Großvater sagte immer zu seiner Tochter: „Du kannst alles werden, aber heirate nie einen Rheinländer. Das sind alles ganz besonders komische Typen.“ Unabhängig davon, ob mein Großvater Recht hatte, gaben uns die Kölner ein bisschen mehr Geld und bauten uns Wohnungen. Uns ging es nicht um die Wohnungen, sondern wir wollten den WDR zu einem eigenständigen Kulturinstitut machen. Am 1. Januar 1956 fingen wir an und am 2. Januar hatten wir in der „Kölnischen Rundschau“, einem sehr konservativen Blatt in Köln, eine Riesenüberschrift: „Hamburger Rotfunk jetzt auch in Köln“. Wir wurden also gleich richtig herzlich begrüßt. Das stimmt ja gar nicht, aber wir waren nun einmal die Eindringlinge aus dem Norden. Später hat sich das verändert.

Es waren also viele Vorurteile im Spiel?

Ja, nicht nur bei denen, bei uns auch. Wir haben gesagt: „Wenn die gern wollen, dann machen wir ihnen das Programm.“ Aber das gab sich, das verzahnte sich.



Heinz Kühn 1962

Sie haben schon gesagt, dass die nordrhein-westfälische Landesregierung CDU-geführt war. Ministerpräsident war Karl Arnold, der sich dann mit dem Sozialdemokraten Heinz Kühn verständigte und das WDR-Gesetz machte. Die Kritik an dem Nordwestdeutschen Rundfunk aus Kölner Sicht

war, ich fasse das jetzt mal grob zusammen: Der NWDR ist protestantisch, weil er aus Hamburg kommt, und er ist tendenziell linkslastig und die Karnevalssendungen kommen erst ab 22.00 Uhr. War diese Kritik berechtigt?

Wissen Sie, es gab auch das Gerücht, dass Köln und Düsseldorf nur für die Trennung der beiden Sender seien, weil in unserem Wetterbericht immer das Wetter in Norddeutschland zuerst genannt wurde und erst danach das in Nordrhein-Westfalen. Man kann sich da immer was ausdenken. Die Trennung hatte rein politische Gründe, das war doch ganz klar zu erkennen.

Das war in der Phase, als die Politisierung des Rundfunks schon in vollem Gange war?

Na ja. Hans Kühn hat da, wie Sie selbst sagten, auch kräftig mitgespielt.

Skepsis gegenüber dem neuen Medium Fernsehen

Herr Casdorff, ich möchte jetzt zum Thema Fernsehen übergehen. 1952 führt der NWDR den regelmäßigen Fernsehprogrammbetrieb ein. Hat sich der Radiojournalist Claus-Hinrich Casdorff für das neue Medium interessiert?

In der folgenden Form: Dieter Gütt kam damals mit mir aus Hamburg und ging später zum Fernsehen. Als wir das erfuhren, sagten Heinz Werner Hübner und ich: „Jetzt ist er beim Ballett.“ Da sehen Sie schon die herzliche Freundschaft, die ich mit dem Fernsehen hatte. Also, damit wollten wir nichts zu tun haben, das ist alles inkorrekt, Tanzballett und furchtbar. Aber da ich ein Mann mit Grundsätzen bin, bin ich dann 1961 auch zum Fernsehen gegangen und habe eben noch rechtzeitig begriffen, dass es doch ein modernes neues Instrument ist.

Also waren Sie in dem Kreis der Hörfunkjournalisten der damaligen Zeit, die dieses neue Medium für tendenziell unseriös hielten, und Sie haben an dessen Zukunft nicht geglaubt?

Am Anfang nicht. Zunächst dachte ich, es sei so eine Spielerei, so wie UKW. Die sollten da doch auf dem Heiligengeistfeld in Hamburg herumhampeln und aus so einem Bunker senden. Irene Koss strahlte dann in die Kamera. Das war ja auch schrecklich, das alles. Aber dann wuchs das Medium und dann kamen auch sehr gute Ideen und gute Leute. Auch wenn es nicht so einfach war, mussten wir uns dann auch umstellen können.

Ich würde jetzt gern noch einmal auf die Trennung des NWDR in NDR und WDR eingehen. Ich will es mal pointiert formulieren: Wenn es die Absicht der damaligen CDU-geführten Landesregierung in Nordrhein-Westfalen gewesen sein sollte, sich mit

dem WDR ein CDU-nahes publizistisches Instrument zuzulegen, ist diese Absicht nicht gelungen.

Nein. Das wird nie gelingen, denn selbst ein Intendant, der ein CDU-Intendant oder ein SPD-Intendant ist, kann die Mannschaft nicht in seine Richtung steuern. Diese Hoffnung, den Sender zu besitzen, wenn man den Chef stellt, ist immer eine Illusion gewesen und wird wohl auch immer eine bleiben. Allerdings ändert das nichts daran, dass im Bayerischen Rundfunk nur ein CSU-Mann jemals Intendant werden kann und dass in Köln im Augenblick kein CDU-Mann dieses Amt erhält.

Auch in der heutigen Zeit?

Ja.

Herr Casdorff, Sie sind nach Köln gewechselt und haben uns erzählt, wie es dazu kam. Bis 1961 haben Sie in Köln zunächst Hörfunk gemacht. Zu welchen Sendungen haben Sie Beiträge geliefert?

Wir machten Nachrichten und gegenüber war das „Echo des Tages“ mit Gerd Ruge. Werner Höfer war der Chef.

Das „Echo“ kam immer alternierend aus Hamburg und aus Köln, nicht wahr?

Ja, die „Echo“-Redaktion war auf der anderen Seite vom Gang und daher hatten wir enge räumliche Kontakte. Ich machte auch noch Nachrichten für die Deutsche Welle. Wir haben immer wieder versucht, in Kommentaren unsere Meinung zu der Politik zu sagen. Klappte manchmal, klappte manchmal auch nicht. Die meisten der Nachrichtenredakteure in Köln kamen ja aus Hamburg und es war nicht so, dass wir hier wilderten. Vielmehr wurden wir dann doch eine verschworene Gemeinschaft. Damals waren noch Sitte und Anstand beim Fernsehen oder beim Rundfunk. Ein Kollege, der später Programmleiter wurde, lebte in freier Ehe mit einer Redakteurin, einer Volontärin aus unserer Nachrichtenabteilung, zusammen. Deswegen wurde er zum Intendanten gebeten, der ihm sagte, dass beide entweder heiraten oder auseinander ziehen sollten.

Der Intendant war Hanns Hartmann?

Ja. Das war eben diese moralische Keule. Manchen war es unerklärlich, dass zwei Menschen zusammen lebten, ohne verheiratet zu sein. Das galt als Sünde! Aber bis heute haben sich die Einstellungen ein bisschen geändert.

„Hier und Heute“

Sie erwähnten es ja schon: Ab 1961 arbeiteten Sie für das Fernsehen beim WDR. Wie kam es dazu?

Es gab ja einen Menschen, der mich beobachtete und mich nicht so richtig leiden konnte: Werner Höfer. Jemand hatte ihm vorgeschlagen, dass der Casdorff doch vielleicht ein Moderator für die

aktuellen Sendungen, also für „Hier und Heute“, wäre. Das käme gar nicht in Frage, sagte Höfer. Ich wäre schon deshalb nicht geeignet, weil ich einen Langschädel habe und der Fernsehapparat so ein Breitformat, dass ich da nicht reinpasse. Trotzdem machte ich nachher ein paar Probesendungen und wurde mit Leuten zusammengesetzt, die möglichst blöde Antworten gaben, zu denen ich dann meine Meinung sagen sollte. Das lief ganz gut. So fing ich als Nachrichtenredakteur in der Sendung „Hier und Heute“ an.

„Hier und Heute“ war ein Regionalmagazin im Fernsehen?

Ja, ein Regionalmagazin im Fernsehen. Herr Höfer hatte immer gerne weibliche Moderatorinnen, die ansehnlich waren und hübsche Beine hatten. Wir lieferten eben die Nachrichten für diese Sendung. Später übernahm ich mehr und mehr Teile und vielleicht fiel ich dabei durch besondere Intensität oder ähnliches auf. Jedenfalls machte ich dann die Kölner Redaktion der Magazinsendung „Report“. „Panorama“ wurde aus Hamburg ausgestrahlt, und „Report“ stand dem gegenüber als eine Gemeinschaftssendung vom SWF, BR und WDR.



Helmut Schmidt zu Gast bei „Report“ 1964

Die Kölner Redaktion wurde zunächst von Hanns-Joachim Friedrichs geleitet. Als er ging, übernahm ich seinen Posten und dann haben wir Material für die Sendung geliefert. Das war eine Sturm-und-Drang-Zeit: Schließlich kamen drei Sender mit politisch völlig unterschiedlichen Auffassungen zusammen. Jeder brachte Filme mit und wollte die zur Verfügung stehenden 45 Minuten mit seinen Filmen bepflastern. Jeder hatte drei Filme mit, von denen höchstens ein Drittel zum Zuge kam. So wurden geheime Konferenzen abgehalten nach dem Motto: „Wenn Du meinen Film nimmst, Sorge ich dafür, dass Deiner auch genommen wird.“ Das war schon ziemlich hieb- und stichfest von 1961 bis 1965.

Also gab es eine Gemeinschaftsredaktion für jede Sendung?

Ja, Helmut Hammerschmidt, der später Intendant des SWF wurde, war der Moderator der Sendung. Er war mit den Berichten oft nicht einverstanden. Ich drehte mal einen Film über Motorbootfahren am Wörther See und am Lago Maggiore und war eigentlich – aus welchen Gründen auch immer – gegen die Sendung. Aber Hammerschmidt, der am Staffelsee ein Haus hatte, war dafür und machte eine Moderation zu meinem Film, in der er sinngemäß sagte, dass da so ein Vollidiot völlig falsche Ansichten vertreten hat. So etwas kam vor. Wir haben uns geärgert und gestritten, weil es eben drei Sender gab, also Stuttgart, München und Köln, die sich häufig über die Inhalte der Sendungen und auch die jeweilige politische Tendenz uneinig waren.



Casdorff 1970

Welche Bedeutung hatte die „Hier und Heute“-Sendung für den WDR?

Die Bedeutung liegt immer bei dem, der das Programm verantwortet. Werner Höfer war ein Kernpunkt der Berichterstattung des WDR. Er hing sehr an „Hier und Heute“. Bemerkenswerterweise hat diese Sendung sich auch bis heute, also 40 Jahre lang, gehalten hat. Jetzt heißt sie „Aktuelle Stunde“ – diesen Namen habe ich erfunden. Die Sendung ist zwar anders, aber doch dasselbe, was es damals war. Nur – wir waren natürlich besser.

Sie haben über „Report“ schon gesprochen. War das Vorbild „Panorama“?

Der Gegner war „Panorama“. Wenn also Paczensky seine Absonderlichkeiten bei „Panorama“ vortrug, dann wollten wir auch die andere Seite zu Wort kommen lassen. Dafür gab es dann „Report“. Das war keine freundschaftliche Zusammenarbeit, sondern das eher konservative Gegenstück.

„Monitor“

Ab 1965 leiteten Sie dann die Sendung „Monitor“. Das war schon eine WDR-Veranstaltung.

Ja, ich erzählte von den Schwierigkeiten zwischen Stuttgart, München und Köln. Diese Art zu arbeiten, gefiel mir überhaupt nicht mehr, weil meine Entscheidungsfreiheit darin sehr begrenzt war. Also schlug ich vor, ein eigenes Magazin zu machen. Eines Tages trafen sich die Intendanten der SWF, BR und WDR in Stuttgart. Ich dachte, dass sie sich sicher in der Alten Post treffen. War aber nicht so. Sie trafen sich in der Neuen Post und dorthin ging ich dann auch. Als sie mich dort sitzen sahen, sagte einer: „Jetzt weiß ich, wer unser Programm kaputt machen will. Das sind Sie doch, Herr Casdorff.“

„Stimmt auch“, haben Sie geantwortet.

Ja, genau. Wir haben den „Report“ dann auch kaputt gemacht und unser eigenes Programm gestartet, nämlich „Monitor“. Den Namen habe ich erfunden. Kernelemente der Sendung waren das Studio als ein schwach bewaffnetes, aber schützensgepanzertes Aufklärungsschiff und darin der Wächter, der Mahner. Mit der eigenen Sendung konnten wir endlich unabhängig von den anderen senden. Das taten wir dann auch. Die Redaktion baute ich aus dem Nichts auf. Und darum bin ich stolz darauf, weil damals nur Anfänger bei „Monitor“ waren: Martin Schulze, der später im ARD-Studio in Bonn saß, Ulrich Wickert, der der schwerste Schüler war, den ich je hatte, Klaus Richter, der jetzt „Frontal 21“ im ZDF macht, Stefan Burgdorf, der jetzt beim „Spiegel“ arbeitet, und Rüdiger Hoffmann, der Programmdirektor bei Radio Bremen war. Allesamt kamen sie von der Uni und wussten nicht so richtig, was sie machen sollten. Die haben also alle etwas gelernt von mir und darauf bin ich stolz. Sie sagen heute noch „Hallo Chef“ oder „Hallo Vater“, wenn sie mich sehen. Wir haben noch ein herzliches Verhältnis, obwohl sie alle weit über mich hinweg gewachsen sind. Ich machte 360 „Monitor“-Sendungen, glaube ich, hatte über 1.000 Fernsehauftritte. Am meisten Spaß machte es jedoch, mit den Jungs zu arbeiten und sie weiterzubringen. Eine Einschränkung gab es: Ich war gegen die Beschäftigung von Frauen bei „Monitor“, weil ich die folgende Erfahrung gemacht hatte. Als wir einmal mit der ganzen Mannschaft, also mit Kraftfahrer, Tonmann, Kameraassistent, Kameramann und einer Reporterin nach Südbulgarien fuhren,

musste ich für die Frau ein eigenes Zimmer buchen. Damals waren wir noch so edel und konnten nicht in einem Zimmer schlafen. Das hatte also finanzielle Gründe. Deswegen wurde ich damals auch von einer deutschen Frauenzeitschrift zum „Pascha des Jahres“ gewählt. Nachher habe ich meine Meinung geändert. Helga Märtesheimer wurde dann die erste Redakteurin und später gab es ja auch viele andere.

„Kreuzfeuer“

Wer hat denn die Institution „Kreuzfeuer“ innerhalb der Sendung „Monitor“ erfunden? Es wurde zu einem Markenzeichen von „Monitor“, dass Rudolf Rohlinger und Claus-Hinrich Casdorff eine Figur, salopp gesagt, „in die Mangel“ nahmen.

Es ist mir schon fast peinlich, das immer zu sagen, aber ich habe das „Kreuzfeuer“ erfunden.

Nun, ich bin lediglich an der historischen Wahrheit interessiert.

Herr Rohlinger saß hier im Hause, im WDR, und war im Bereich der Außenpolitik tätig, hatte mit „Monitor“ also gar nichts zu tun. Und als ich fragte, ob wir nicht mal so etwas machen sollten wie ein „Kreuzfeuer“, fand er das eigentlich auch. Rohlinger und ich sind sehr unterschiedliche Typen: Er ist ein richtiger Ostfrieze mit einem harten Kopf – im Gegensatz zu mir. Wir probierten die Idee von zwei Journalisten, die einen Gast befragen, einfach aus. Die Nachfahren sehen wir noch überall. Im ZDF zu Beispiel mit Klaus Bresser, der auch bei mir gelernt hat, und Thomas Bellut. Ich denke da immer, dass man das auch gleich Kreuzverhör nennen könne.



Rudolf Rohlinger und Casdorff bei „Monitor“ 1970

Das Modell hat Schule gemacht.

Ja, es wird vor der Bundestagswahl tatsächlich noch ein „Kreuzfeuer“ mit Sandra Maischberger und Peter Klöppel geben. Ich fragte den Klöppel neulich, wie er auf diese Idee gekommen sei, und er war ganz überrascht, als ich sagte, dass sie von mir sei. Wir landeten jedenfalls mit unserem „Monitor“ erst im Abseits. Wieder hatte Werner Höfer seine Finger im Spiel. Er schrieb zum Beispiel in der

„Hörzu“, dass es unfair sei, wenn zwei Journalisten einen Gast wechselseitig befragten. So etwas sollte es im WDR nicht geben. Aber das gab es doch, obwohl Höfer sich lange wehrte und immer wieder schrieb, dass er von Rohlinger und Casdorff nichts halte.

Waren Ihre Fragen eigentlich vorher mit denen Rohlingers abgestimmt? Wusste jeder, was der andere fragen würde?

Ja, wir haben die Sendung durchgespielt, indem wir uns zusammen überlegten, was wir fragen wollten. Oft löst man sich natürlich von der Vorlage, weil die Antworten meist überraschend kommen. Es gab Höhepunkte ebenso wie Tiefpunkte. Am schönsten war das „Kreuzfeuer“ mit Franz Josef Strauß. Es wurde neunmal wiederholt, weil alle es noch einmal sehen wollten. Das war schon kein Kreuzfeuer mehr, das war Ballerei. „Das ist eine Überfallfrage“, beschwerte sich der Strauß immer wieder. Er war sauer, weil die Sendung vor den Wahlen stattfand und wir lauter Kameraleute hatten, die „Wählt Willy“-Buttons trugen. Das ärgerte ihn natürlich maßlos.

Trugen Sie auch so einen Button?

Nein, nur unsere Kameraleute. Auf die Kameraleute hatte ich doch keinen Einfluss!

Hätte mich auch gewundert.

Die können auftreten, wie sie wollen, dachte ich früher. Obwohl es auch Kameraleute gab, die auch zu irgendwelchen feierlichen Anlässen, bei denen wir drehten, aussahen, als kämen sie aus der Muskiste. Zu denen sagte ich dann: „Wir haben sogar auch einen Fundus, wenn Sie freundlicherweise mal einen anständigen Anzug anziehen wollen.“ Ich bin auf dem Gebiet sehr empfindlich und habe deswegen auch genug Zeitungsartikel gegen mich kassiert. Wie auch immer – die Sendung mit Strauß sollte zwölf Minuten dauern, wie immer. Schließlich dauerte sie eine halbe Stunde. Nachher stürmte der Strauß aus dem Studio und, er fuhr damals gerne selbst Auto, fuhr falsch herum in die nächste Einbahnstraße hinein. Da habe ich gedacht, er ist genauso wie wir.

Herr Casdorff, ich muss Sie mit einer Anekdote konfrontieren. Sie sagten eben schon, dass Sie gelegentlich für „Monitor“-Berichte mit sechs Personen unterwegs waren. Sie sollen mal, so wird es erzählt, zu einem Gespräch mit dem Regisseur Wolfgang Staute nach Essen gefahren sein und als er das WDR-Team von „Monitor“ sah soll er Sie gefragt haben: „Herr Casdorff, wollen Sie hier 'Ben Hur' drehen?“

Ja, die Tatsache stimmt. Wir kamen mit Kamerawagen, Rüstwagen, Tonwagen und ich weiß nicht, was noch alles. Wir belagerten das ganze Hotel und er fragte eben, ob wir "Ben Hur" drehen wollten.

Die Frage war berechtigt, denn es handelte sich um ein Kreuzfeuer von zwölf Minuten. Wir arbeiteten damals eben mit großem Aufwand. Das kannte keine Grenzen.

Bis zum Sommer 1973 waren Sie Redaktionsleiter von „Monitor“, ebenso wie von 1975 bis 1981. Sie sind aus den unterschiedlichsten politischen Lagern für die kritischen Beiträge des Magazins getadelt oder geadelt worden, das war immer eine Frage der Bewertung. Haben Sie das als Bestätigung Ihrer Arbeit angesehen? Wie sind Sie mit dieser Kritik umgegangen, die zum Teil sehr harsch war?

Es war ja klar, dass nicht alle mit der einen Meinung einverstanden waren, die wir vertraten. Es waren auch nicht nur die Filme, sondern auch die Moderationen, die wichtig waren. Ja und es wurde auch harsche Kritik geübt, na klar. Die hat mich bei der Arbeit nicht weiter beeinträchtigt. Wer zehn Jahre beim WDR ist, den kann man nicht mehr entlassen, dachte ich mir. Vielleicht kann man mich nach Washington oder nach Ennepe versetzen, an diesen Gedanken habe ich mich eben gewöhnt. Und es ist erstaunlich, wie lange man hängen bleibt. 1982 habe ich Redaktionsleitung von „Monitor“ endgültig abgegeben, auch weil die Arbeit immer ähnlich war: Filmen, die Moderation, Filmen, Moderation, Filmen, Moderation.

Gab es denn irgendwann einmal Interventionen aus der Hierarchie oder aus den Gremien?

Die harscheste Intervention kam einmal aus dem Programmausschuss des WDR. Ein Mitglied der FDP, einer Partei, der ich ja sehr nahe stehe, verlangte meine sofortige Entlassung – glücklicherweise ohne Erfolg. Kritik gab es immer und zunächst mussten wir unsere Filme auch dem jeweiligen Fernsehdirektor vorführen, damit er eingreifen konnte, wenn irgend etwas nicht so war, wie er sich das vorstellte. Wir hatten dabei aber immer großes Glück, weil Heinz Werner Hübner ein sehr liberaler Mensch war und Peter Scholl-Latour sich zu Recht mehr für seine eigene Arbeit interessierte.

„Ich stelle mich“

Ihr Name, Herr Casdorff, steht auch für die Sendereihe „Ich stelle mich“. Diese Sendereihe ging 1993 nach etwa 160 Ausgaben zu Ende. In dieser Sendung empfangen Sie Gäste aus ganz unterschiedlichen Bereichen. Dabei waren zum Beispiel Gottlieb Fischer, Hans Rosenthal, der Theologe Hans Küng, Helmut Kohl und andere. Gab es eine Konzeption dieser Reihe?

Ja, da war der Name Programm: „Ich stelle mich“. Inzwischen war ich Chefredakteur der Landesprogramme geworden sowie Regionalisierungsbeauftragter des WDR. Ich habe den Aufbau der Studios

koordiniert, mich mit den Baulöwen getroffen und wollte trotzdem noch journalistisch tätig sein. Werner Filmer und ich begannen mit der Arbeit an einem Konzept. Die konkrete Sendung entstand nachher mit Hilfe eines gemischten Teams von zehn oder zwölf Figuren. Wir wollten eine vielseitige Sendung, keine rein politische Sendung. Gäste wie Gottfried Fischer, Udo Jürgens, Klaus-Jürgen Wussow, Helmut Kohl, Helmut Schmidt, Wolfgang Clement sollten in ein- und derselben Sendung auftreten können. Es sollte so ein ständiger Wechsel stattfinden, eben auch mit sehr wechselnden Einschaltquoten. Jeden Sonntagabend gingen wir auf Sendung. Wir hatten eine schwere Zeit, aber zu meiner Überraschung sind viele bei der Sendung hängen geblieben. Sicher auch, weil sie eben 90 Minuten lang war.

Der Vorteil an dieser langen Sendestrecke von 90 Minuten war doch, dass man den Versuch machen konnte, sich mit einer Person intensiv zu beschäftigen. Man konnte den Gast dahin bringen, dass er vielleicht auch mal etwas Unerwartetes sagte.

Genau diese Idee stand hinter der Sendung. Wir hatten eine lange Vorbereitungszeit: Einer wurde zu dem Gast geschickt, einer zu dessen größten Gegner und so. Wir haben unsere Gäste eingekreist, deswegen brauchten wir auch so viele Leute. Die Ergebnisse wurden zusammengetragen und mir vorgesetzt mit den Worten: „So, Chef, übermorgen ist die Sendung. Sieh zu, was du da für eine Moderation draus machst.“ Ich habe mich darum bemüht. Der große Vorteil war eben die lange Sendezeit. Mit allen Abzügen an Filmen und Moderationen blieben noch etwa 70 Minuten für ein Streitgespräch, also ein Zwiegespräch zwischen Gast und Moderator. Unter diesen Bedingungen antwortete der Gast auch. Heute ist es ja überwiegend so, dass zum Beispiel in der NDR-Talkshow sechs Figuren sitzen, von denen jeder weiß, dass er fünf Minuten Zeit hat und dann wieder von der Mattscheibe verschwunden ist. In der ihm zustehenden Zeit kann er gerade sagen, dass er außerdem ein Buch mit dem Titel so und so geschrieben hat und demnächst eine Rundreise durch Deutschland macht und Konzerte gibt. Auf die eine oder andere Art kann man also seine Interessen vertreten, nur erfahren kann der Zuschauer auf diesem Weg verdammt wenig. Außerdem ist die Zahl der möglichen Gäste nicht unbegrenzt, sondern dieselben tauchen immer wieder auf. Deswegen halte ich von der jetzigen Form der Talkshows nicht allzu viel. Eine Sendung wie „Ich stelle mich“ wird es sicher nicht mehr geben. Manchmal werde ich heute noch gefragt, ob ich eine solche Sendung nicht noch einmal machen möchte. Ich antwortete dann: „Also, an mir liegt es ja nicht! Da müssen Sie schon meinen Intendanten oder wen weiß ich fragen.“

Ist das der Trend zur kürzeren Form? Warum gibt es den Trend?

Oft ist dieser Trend motiviert durch Beliebtheit. Ich halte diesen ständigen Wechsel für eine gefährliche Entwicklung. Heute ist der eine angesagt, morgen die andere.

Alles wird immer kürzer, immer bunter?

Ja. Richtig ernsthafte Diskussionen finden nur manchmal statt, ganz selten. Der Auftritt von Oswald Kolle gilt schon als politische Sendung, weil er einst der Sexpapst war. Aber so richtige politische Auseinandersetzungen gibt es immer weniger. Es gibt immer wieder Versuche, wie zum Beispiel „Was nun“ im ZDF oder Sat1 mit der Sendung „Zur Sache Kanzler“. Die dauern aber nur etwa eine Viertelstunde. 15 Minuten sind zu kurz, um an den Gesprächspartner heranzukommen, denn der macht natürlich zunächst ein Affentheater. Ich erinnere mich an den damaligen Ford-Chef, Daniel Goeudevert, der mir immer wieder sagte, dass er vor meinen Fragen zittere. Trotzdem war er ganz ruhig, aber er spielte diese Rolle eben perfekt. Doch ich brachte ihn damit aus der Fassung, dass ich ein Ford-Auto in die Sendung rollen ließ und ihn aufforderte, ein Rad zu wechseln. Plötzlich hatte er es im Kreuz und rief seinen Fahrer, der dann auch den Reifen eher schlecht als recht wechselte. Solche Überraschungen muss man bereithalten. Man muss die Gäste mit Situationen überraschen, mit denen sie nicht rechnen. 1990 bin ich dann pensioniert worden und vor lauter Schreck fragte der frühere Fernsehdirektor Klamroth, ob ich die Sendung nicht noch drei oder vier Jahre weiter machen wollte. Dazu kam es dann aber nicht.

Regionalisierung des Rundfunks

Herr Casdorff, Sie waren auch Regionalisierungsbeauftragter des Westdeutschen Rundfunks und dann Chefredakteur der Landesprogramme. Betrachtet man den quantitativen Erfolg der Dritten Fernsehprogramme, kommt dieser sicher auch durch die starke regionale Akzentuierung der Dritten Programme zustande. Gegen diese Regionalisierung gab es anfangs Bedenken und Kritik in den Gremien des Rundfunks. Wie bewerteten Sie Ihre Arbeit als Regionalisierungsbeauftragter?

Ich glaube, dass diese Arbeit ganz besonders wichtig war. Wir hatten damals mit Friedrich Wilhelm von Sell einen Intendanten, der für die Regionalisierung war. Er benannte mich zu seinem Regionalisierungsbeauftragten und damit wurde ich von allen Direktoren freigestellt, war also nur ihm unterstellt. Eines Tages fragte er mich: „Sag mal, willst Du nicht das Studio Münster haben?“ Ich antwortete: „Weiß nicht, Mensch Du, ich habe da zwar in Warendorf einen Kotter, aber ich weiß

nicht, ob das so mein Stil ist.“ Am nächsten Tag sagte er, dass ich überall Studios haben könne. Das Angebot nahm ich an und wir bauten Dortmund, Bielefeld, das Riesending in Düsseldorf, haben Münster vergrößert und so weiter. Dadurch kamen wir an die Bevölkerung heran. Denn wir wussten, dass der Bau der B52 um Münster die Zuschauer viel mehr interessierte als die nächste Hochwasserkatastrophe oder Dürre in der Sahel-Zone. Die Menschen wollen mit ihren häuslichen Problemen konfrontiert werden und etwas darüber erfahren. Darin lag und liegt der Erfolg der Regionalisierung, die heute weit über das hinweg gegangen ist, was wir damals machten. Trotzdem war dieses Projekt nicht unumstritten. Ich war zum Beispiel gegen das große Funkhaus in Düsseldorf, aber bei der Direktorensitzung verloren wir mit vier zu drei Stimmen. Dabei spielte wiederum die Politik eine Rolle, denn die Landesregierung sitzt in Düsseldorf. Dort entstand dann neben dem Landtagsgebäude das WDR-Landesstudio. Das war so eine Morgengabe.

Gab es denn auch konzeptionelle Kritik an Regionalisierung?

Ja, aber keine ausgeprägte. Kritik hagelte es vor allem von unseren Kollegen von den Zeitungen. Die behaupteten, dass wir ihnen die Nachrichten wegnähmen, weil wir in die Lokalteile überwechselten. Schließlich waren das deren Aufmacher. In diesen Aussagen lag tiefe Verbitterung. Jens Feddersen, damals Chefredakteur der Neuen Ruhr Zeitung, wollte deswegen nie wieder mit mir reden. Mit unserer persönlichen Beziehung hatte das überhaupt nichts zu tun, aber die Zeitungen sahen die Gefahr, dass dieses schnelle elektronische Medium abends immer schon das sendet, was sie erst am nächsten Tag in der Zeitung hatten. Außerdem kostete die Regionalisierung auch viel Geld.

Herr Casdorff, ich habe mal im Zeitungsarchiv des NDR die Akte Casdorff durchgeblättert, die nicht dünn ist. Sie haben sich zu vielen Programmfragen geäußert, haben über Regionalisierung geschrieben und über Ihre Arbeit bei „Monitor“. Zu Ihrer Verabschiedung haben Sie einige kritische Äußerungen verlauten lassen. Der „Kölner Express“ titelte in seiner Ausgabe vom 3. August 1990 „Wirbel um Casdorff“. Unterzeile: „Kollegen empört über Rundumschlag“. Sie sollen gesagt haben, dass die „Tagesschau“ viel zu steif und überholt sei. Klaus Bednarz sei der Richter der Nation. Ich will das nicht im einzelnen aufarbeiten, aber es führt mich doch zu der Frage, ob Sie Fehlentwicklungen sehen bei den öffentlich-rechtlichen Programmen?

Nun, ich kann nicht behaupten, dass ich nur glücklich über dieses große Instrument wäre. Was Sie sagen, stimmt. Ich wusste gar nicht mehr, dass ich damals schon so kluge Gedanken formulierte. Die „Tagesschau“ ist jetzt statisch. Es handelt sich um

einen ständigen Wechsel von Nachricht mit Wort, eine Nachricht mit Bild und so weiter. Möglichst 17 verschiedene Themen in einer 15-Minuten-Sendung. Wir haben mal die Probe gemacht, was die Zuschauer von diesen 17 Meldungen behalten. Nichts! Außer vielleicht dem Wetterbericht. Die nächste Kritik an der „Tagesschau“ kam von dem damaligen Bundespräsidenten Karl Carstens, der sagte, dass die „Tagesschau“ so negativ sei. Er wünschte sich positive Nachrichten. Eines Tages saßen wir sechs Chefredakteure bei Carstens und nach einer halben Stunde sagte ich: „Herr Präsident, ich habe eine positive Nachricht. Heute ist kein Flugzeug der Lufthansa abgestürzt.“ Oh Gott, das hätte ich lieber nicht sagen sollen, obwohl es die Wahrheit war. Ich habe mich sicher nie gescheut, meine Meinung über meine Kollegen zu sagen oder über die „Tagesschau“, die ich immer noch nicht für der Weisheit letzten Schluss halte. Trotzdem hat sie einen guten Standard. Lange Jahre sprach Sabine Christiansen nicht mit mir, weil ich gesagt hatte, dass ich noch nie eine Stewardess der Lufthansa gesehen hätte, die so schnell die Tages-themen moderieren durfte wie sie. Na ja, das war auch eine dumme Bemerkung. Klaus Bednarz und ich haben uns nie verstanden.

Stimmt denn das, dass Sie ihn „Richter der Nation“ genannt haben?

Ja, ich sagte, dass er immer eine Dornenkrone auf dem Kopf habe, weil er glaubte, er habe die Weisheit mit Löffeln gefressen. Ich behauptete, dass dem nicht ganz so sei. Jede Sache hat zwei Seiten. Herr Bednarz guckte mich immer so streng über den Bildschirm an, dass ich von vornherein Angst kriegte. Trotzdem grüßen wir uns, allerdings in Maßen. Von „Monitor“, was er ja auch 18 Jahre machte, haben wir sehr unterschiedliche Auffassungen. Was ich sonst noch so gesagt habe, wird sicher noch viel schlimmer gewesen sein.

Vielleicht, ich habe jedenfalls nicht alles zitiert. Herr Casdorff, Sie sind seit langem Mitglied der FDP. Dabei hat man Ihnen, wenn ich das richtig überblicke, nie vorgeworfen, dass Sie in Ihren Programmen besonders öffentlich und deutlich FDP-Politik betrieben haben oder FDP-Positionen bevorzugt berücksichtigt haben. Nun ist es bekannt, dass in den 1970er und 1980er Jahren die politische Position bei der Auswahl von leitenden Mitarbeitern eine noch größere Rolle spielte als heute. Sie haben einmal formuliert, dass ein FDP-Mitglied in diesem öffentlich-rechtlichen System kaum die Möglichkeit habe, in einem ARD-Haus Direktor zu werden. Haben Sie das persönlich so erlebt?

Das habe ich so erlebt. Es war etwas deutlicher, als Sie es sagten: „Dazu ist Ihr Rock zu kurz, Herr Casdorff. Sie wären vielleicht ein guter Programm-

direktor, aber dafür müssten Sie die Partei wechseln.“ Wo sollte ich denn hin? Und das war eben das Ende der Vorstellung, obwohl ich immer was anderes sage. Für mich ist ein Journalist niemals ein guter Intendant – das ist ungeschützt, was ich hier sage! Als Friedrich Nowotny damals Intendant wurde, wurde er einmal richtig vorgeführt, weil er nicht wusste, was die mittelfristige Finanzplanung war. Tja, mehr konnte ich damals eben nicht werden – bedauerlich, aber vielleicht auch zur Rettung aller Zuschauer.

Die Zukunft des öffentlich-rechtlichen Rundfunks

Sie sind dennoch nie als Fundamentalkritiker des öffentlich-rechtlichen Rundfunks aufgetreten. Deswegen traue ich mich auch, die Was-wäre-wenn-Frage zu stellen. Können Sie sich vorstellen, dass es den öffentlich-rechtlichen Rundfunk irgendwann nicht mehr gäbe, dass er überflüssig würde?

Nein, das kann ich mir überhaupt nicht vorstellen. Wissen Sie, der öffentlich-rechtlichen Rundfunk hat so viele Vorteile. Wir haben immerhin das beste Netz an Auslandskorrespondenten. Das sind immerhin 54 oder so. Sicher, im Moment befindet sich dieses System in einer kleinen Krise, die Stimmung in den einzelnen Funkhäusern ist nicht gerade so, wie man sich die vorstellen könnte, sollte, dürfte. Aber nur privaten Rundfunk wird es in Deutschland nie geben. Das ginge auch gar nicht und das wollen die Privaten auch gar nicht. Schließlich kann RTL sagen, dass bei ihnen Kirche und Wirtschaft nicht stattfindet. Damit verzichten sie auf die Berichterstattung über zwei wichtige Dinge. Die Privaten brauchen den öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Aber ich behaupte, dass 25 Prozent der Zuschauer uns treu bleiben, auch wenn die Privaten sich auf den Kopf stellen. Die verbleibenden Zuschauer verteilen sich zwischen den vielen einzelnen Sendern und Sendungen und lassen sich hochgradig von Talkshows am Nachmittag verblöden. Aber das öffentlich-rechtliche System ist das, und damit komme ich auf den Anfang zurück, was wir von der BBC übernommen haben. Und die Maßstäbe gelten heute auch noch.

Ja, das wäre auch gleich die Überleitung zu meiner Frage. Das journalistische Handwerk haben Sie beim NWDR gelernt, das Vorbild war die BBC mit ihren journalistischen Prinzipien. Ist eine Rückbesinnung auf diese Maßstäbe erforderlich?

Ja, das ist genau das, was ich eben meinte. Die Stimmung ist nicht überall so gut. Wir müssen aktiver oder auch aggressiver werden. Wir dürfen unser Licht nicht unter den Scheffel stellen und uns mit irgendwelchen Fußballveranstaltungen herumstreiten. Solche Dinge sind für mich das zweite, dritte

oder vierte Glied. Wir müssen zugeben, dass das öffentlich-rechtliche System, das wir vertreten, immer Schwächen aufweisen wird, es aber im Verhältnis zu der privaten Konkurrenz immer noch ein Segen ist. Und ich sehe nicht, dass das in den nächsten dreißig, vierzig Jahren anders werden sollte.

Würden Sie denn meine Meinung stützen, dass durch die Existenz der Privaten, aber auch aus anderen Gründen, der parteipolitische Einfluss auf die öffentlich-rechtlichen Anstalten zurückgegangen ist?

Wissen Sie, ich habe neulich mal mit Leuten von RTL geredet und gesagt, dass wir es gut hätten, weil wir nur mit den politischen Parteien zu tun hätten. Die Privaten haben auch mit der Wirtschaft zu kämpfen. Wenn der die Sendung nicht gefällt, dann gibt es keine Werbeinseln. Und diese Auseinandersetzung mit den Parteien, nun ja, wenn die richtigen Leute sich in den öffentlich-rechtlichen Anstalten wehren können, dann geht von den Parteien keine große Gefahr aus. Gefahr sehe ich nur, wenn jemand so umschwenkt und für Herrn Stoiber oder Herrn Ich-weiß-nicht-wen jetzt mal ein schönes Programm machen will – aber selbst wenn: Durch die vielen Länderanstalten gibt es da immer einen Ausgleich. Ich bin optimistisch, obwohl ich weiß, dass das der Versuch der Parteien, Einfluss auf die Riesenmassenmedien zu nehmen, ständig wächst. Das wird sich in absehbarer Zeit noch verstärken.

Herr Casdorff, Sie haben schon auf die föderale Struktur der ARD hingewiesen. Das ist auch manchmal eine lästige Sache, wenn man sich mit so vielen abstimmen muss. Gleichwohl ist das auch eine Machtkontrolle, also die Vielfalt schafft Aus-

gleich. Sie haben die Beispiele genannt. Würden Sie an dieser föderalen Struktur etwas ändern wollen?

Nein. Es wird häufig die Frage gestellt: Was brauchen wir Radio Bremen, den Saarländischen Rundfunk oder was brauchen wir den neuen Brandenburger Sender? Ich meine, es soll diese vielen Farbtupfer geben, wenn wir es finanziell schaffen. Das ist die große Schwierigkeit. Das föderale System und die ARD lebt und es ist stärker als das ZDF. Ich halte dieses System für eine gute Möglichkeit, die Vielfalt dieser ganzen Gesellschaft mit ihren unterschiedlichen Meinungen widerzuspiegeln. Ich bin kein glühender, aber ich bin ein Anhänger dieses föderalen Systems ARD.

Die ARD ist ein kompliziertes System mit einem großen Koordinationsaufwand. Ist das der Preis für journalistische Vielfalt?

Das müssen wir wohl in Kauf nehmen. Ich habe jahrelang an diesen Konferenzen der einzelnen

Sender teilgenommen. Ich weiß doch, was da für Mechanismen wirken. Das hat auch politische Gründe, wenn einer den Kommentator so und so einbringt. Dann gibt es ein endloses Gerede. Es wird gemacht und getan. Es gibt Bündnisse und so weiter. Das ist ein sehr mühseliger Vorgang, aber ich finde diesen mühseligen Vorgang besser als eine Konzentration auf zwei, drei Sender. Das wäre doch auf die Dauer schädlicher als die vielstimmige ARD.

Herr Casdorff, ich danke ganz herzlich für dieses Gespräch.

Peter von Rügen führte das Interview am 5. Juni 2002.

Zur Person: Chris Howland



geboren am 30. Juli 1928 in London

wächst im Süden Englands auf, wo er den Beruf des Imkers lernt

1948 kommt Howland als Soldat zum englischen Hörfunksender British Forces Network (BFN) nach Hamburg und wird dort schließlich Chefsprecher und Chef der Musikabteilung

ab 1952 als Radiomoderator („Plattensjockey“) beim NWDR aktiv, moderiert auch eine halbstündige NWDR-Fernseh-Sendung

1959 Rückkehr nach England, macht zwei Jahre die englische Fernseh-Talkshow „People and Places“

von 1961 bis 1970 Moderator der Fernsehsendung „Musik aus Studio B“

in dieser Zeit Darsteller in einer Vielzahl von Fernseh- und Filmkomödien produziert und moderiert ab 1961 die Fernseh-Sendung „Vorsicht Kamera“, die mit dem Verweis auf die Verletzung der Intimsphäre der Protagonisten 1963 abgesetzt wird

1970 Abkehr vom Rundfunk; Howland kümmert sich um sein Hotel auf Mallorca

ab 1975 Rückkehr in die Rundfunkarbeit, moderiert im WDR- und NDR-Hörfunk unter anderem „Souvernirs, Souvenirs“

seit den achtziger Jahren auch Tätigkeiten für private Sender (Radio Schleswig-Holstein und RTL)

1991 bis 1993 Neuauflage von „Vorsicht Kamera“ bei Sat1

1995 erscheinen seine autobiographischen Erzählungen „Happy Days“

Chris Howland lebt in der Nähe von Köln

„Der Schallplattenjockey muss ein Pferd haben.“

Chris Howland über den langsamen Siegeszug der Schlagermusik in Hörfunk und Fernsehen und seinen steinigen Weg zum Erfolg im Gespräch mit Peter von Rügen

Gespräch

„Das hab’ ich in Paris gelernt“ – das war einer der großen Schlagererfolge von Chris Howland. Ich begrüße ihn zu einem Gespräch über sein Leben und seine Arbeit für Hörfunk und Fernsehen nach dem Zweiten Weltkrieg, als er Programmgeschichte schrieb. Vor fast genau fünfzig Jahren lief seine erste Schlagersendung im damaligen Nordwestdeutschen Rundfunk in Hamburg. Seine erste große Fernsehserie hieß „Musik aus Studio B“, auch die Fernsehsendung „Vorsicht Kamera“ hat er entwickelt. Herr Howland, Sie sind nicht wie viele andere Briten direkt nach Ende des Zweiten Weltkriegs nach Deutschland gekommen. Haben Sie das Kriegsende in Großbritannien erlebt?

Ja. Da gab es zwei „Victory-Days“: „VE-Day“ für Europa und „VJ-Day“ für Japan. An beiden Tagen war ich ein junger Mann von siebzehn Jahren. Ich war frisch aus der Schule oder immer noch in der Schule.

Sie lebten in London. Wurden Sie auch ausgebombt?

Ja, wir wurden zweimal ausgebombt. Ich glaube, dass die Bomber, die nicht an ihr Ziel gekommen sind, haben umgedreht und haben ihre Bomben auf uns losgelassen, damit die ein bisschen leichter werden, dass sie schneller nach Hause kommen. Wir haben uns genannt: „Bomb Alley“. Das war in Süd-London. Aber da haben wir nicht eigentlich gelebt, denn wir sind ausgebombt und nach West-England auf einen Bauernhof gegangen. Das heißt, wenn ich nicht in der Schule war, im Internat, in der Ferienzeit war ich in West-England, und da hat man vom Krieg wenig gewusst, wenig erfahren.

Berufswunsch Imker

Ihr Stiefvater war aktiver Soldat in der britischen Armee. Und die Familie wollte eigentlich, dass Sie Tierarzt werden, aber Sie wurden Imker. Wie kam das?

Imker habe ich studiert. Ich bin immer in Insekten interessiert, weil auch damals habe ich geglaubt, die kamen nicht von hier. Das sind die Außerirdischen, die haben mit einigen kleinen Ausnahmen einen ganz anderen Lebensbau wie wir. Das hat mich fasziniert. Dann kam ich zu Bienen, weil sie die ersten Kommunisten waren. Der geht in Ordnung mit Insekten, die können es schaffen, nur bei den Menschen geht er nicht so gut. Das habe ich dann studiert; wenn man sagt „studiert“, meint das, ich verbrachte alle meine Ferienzeit bei verschiedenen Imkern und ich habe mein Examen gemacht am Schluss. Aber das war außerhalb der Schule, das hat mit meiner Schule gar nichts zu tun gehabt.

Dann gingen Sie zur Armee und wurden Artillerist.

Ja, da kam die Armee dazwischen. Wir wussten alle, dass wir ins Militär gehen müssen und wir wussten, dass bei der Universität fast keine Chance für uns war, weil die Plätze alle für die Heimkehrer, die Soldaten waren, reserviert waren. Die kamen zurück, die haben die Plätze genommen und wir sind ins Militär gegangen und wurden Soldaten.

Aber diese Zeit bei der Armee war für Ihren weiteren Lebensweg von entscheidender Bedeutung, weil sie über die Armee zum britischen Sender in Hamburg kamen, zum BFN, British Forces Network.

Ich habe dem Militär eigentlich sehr viel zu verdanken. Als Soldat war ich furchtbar. Ich war in Dover. Diese weißen Klippen, sehr romantisch. Wenn ich das Schloss in Dover heute sehe, dann erinnere ich mich an die Zeit 1946. Es war eiskalt und furchtbar, die haben uns behandelt wie den allerletzten Dreck. Eines Tages habe ich gelesen, dass auszubildende Rundfunksprecher gesucht werden für den Militärrundfunk. Weil mein Vater, nicht der Stiefvater im Krieg, sondern mein Vater, auch bei der BBC war, hab’ ich gedacht: „Okay, geh mal mit dem Namen Howland hin, mal sehen, was passiert“.

Vom Militär zum Rundfunk

Und wie sind Sie zum Radiosender in Hamburg gekommen, zum BFN? War das Neigung? Wollten Sie Journalist oder Unterhaltungskünstler werden?

Ich muss ehrlich sagen, ich hatte im Militär Angst vor der Zeit, in der ich ausschied, weil ich nichts gelernt hatte. Auch nicht Tierarzt. Ich liebe Tiere, aber ich kann sie nicht aufschneiden. Und Imker wäre ein wunderbarer Beruf gewesen, wenn das Wetter nicht so wechselhaft wäre. Das ist ein Riesenrisiko. Dann dachte ich mir: „Was kann ich machen?“ und sah diese Anzeige. Sofort habe ich meinen Namen genannt, musste dann nach London gehen für ein Interview und einen Test. Und der Mann dort, mit dem ich später sehr gut befreundet war, war damals Major beim Militär und ich war so ein kleiner Soldat mit zwei Streifen. Er hat mir eine Liste von Komponisten gegeben mit Tschaikowski, Prokofjew und alles. Da waren zweihundert andere, die den Job haben wollten, weil ich eine musikalische Ausbildung gehabt habe in der Schule, konnte ich die mindestens aussprechen. Deswegen habe ich den Job bekommen.

Sie sind nach Hamburg gekommen. War das Zufall, denn BFN-Stationen gab es auch in anderen Städten?

Nein, die haben meine Papiere verloren. Die haben mich zuerst mal akzeptiert, dann ging ich zurück nach Dover und habe zu allen Leuten gesagt: „Adieu, meine Freunde.“ Besonders zu den Kanonen: „Danke! Winke, winke!“ Dann passierte nichts. Irgendeiner hat nachgeforscht, nachgeforscht, nachgeforscht und endlich haben die meine Papiere gefunden, das Militär hat sich entschuldigt bei mir und gesagt: „Sie können zu BFN gehen, wohin Sie wollen.“ Hongkong, Triest, Graz. Am Sonntag gab es eine Sendung „Two-Way Family Favourites“, ein Wunschkonzert zwischen Hamburg und BBC-London. Da sprach ein Sergeant Derek Jones, der hatte so eine nette Stimme und so eine nette Art und unsere Sergeants, die haben nur geschrien. Da habe ich mir gedacht: Wo die Sergeants so sind, da geh ich hin. Nur deswegen bin ich nach Hamburg gekommen.

Haben Sie in Hamburg beim BFN eine solide, seriöse journalistische Ausbildung erhalten?

Unter anderem. Ich würde sagen eine technische Ausbildung. Ich habe zuerst mal gelernt, wie man leise läuft und wie man Tee von der Kantine holt für meinen Chef. Ich war ein Schatten. Jeder von uns Auszubildenden kriegte einen Boss und wir waren deren Schatten. Wir mussten dann zwei Schritte hinter ihm laufen und alles tun, was er sagte. Das Journalistische kam etwas später. Zunächst mal war die Ausbildung mehr technisch. Was ein Mikrofon ist, wie man damit umgeht.

Schallplatten, das waren damals Schellackplatten mit 78 Umdrehungen in der Minute. Dann mussten wir Timing lernen, wie man eine Sendung kürzen konnte oder wie man sie länger macht. Danach mussten wir das Sprechen lernen, wie man mit einem Mikrofon umgeht. Später, als wir das alles gelernt hatten, kamen andere Aufgaben. Das war ein kleinerer Sender und wenn der Sender klein ist, dann hat man da viel mehr Möglichkeiten, als wenn er riesengroß ist.

Haben Sie sich auch um die Nachrichten gekümmert und Hörspiele produziert?

Ja, das habe ich. Da gibt es nichts im Funk, was ich nicht gemacht habe. Hörspiele habe ich gemacht, als Filmkritiker gearbeitet, ich habe als Schauspieler in vielen Hörspielen mitgearbeitet. Wir hatten zwei Orchester und eins davon habe ich später gemanagt. Ich war zuerst nur der Ansager, dann haben die eine Orchesterabteilung gemacht und da war ich dann Chef, war Chefsprecher. Das war eine Ausbildung, die ist unbezahlbar. Die Ausbildung war mehr "learning by doing", aber dieser Spruch war damals nicht bekannt. Wir haben die Gelegenheit gehabt, alles zu tun. Wenn wir etwas machen konnten, haben wir den Job bekommen, wenn nicht – der Nächste bitte!

Das zerbombte Hamburg

Als Sie in Hamburg ankamen, muss die Stadt noch ein Trümmerfeld gewesen sein. Erinnern Sie sich, was Sie gedacht und gefühlt haben? Sie waren selbst in London ausgebombt worden und kamen dann in dieses Trümmerfeld.

An meinem ersten Wochenende haben ein paar von meinen neuen Freunden mich mitgenommen in einem sehr klapperigen alten Taxi nach Wandsbek und Barmbek in Hamburg. Das war flachgebombt und für mich ein absoluter Schock, weil ich London gesehen und London miterlebt habe, bevor wir ausgebombt wurden. Die Attacke auf Coventry habe ich gesehen und von Dresden hat man gehört. Aber wenn man das sieht ... Ich war zwanzig Jahre alt, stand in diesen Trümmern und die Leute waren so freundlich und – Gott sei Dank – ich habe keine Uniform angehabt, aber es war ganz klar, dass wir englische Soldaten waren. Ich muss ehrlich sagen, da habe ich mich geschämt. Viele, viele, viele Jahre später habe ich mich auch für Dresden geschämt, das war nicht nötig. Die Trümmerfrauen sah ich: Sie trugen den Schal über dem Kopf, damit der Staub nicht in die Haare kam, die haben unten in den Ruinen im Keller gelebt. Und sie haben die Straßen freigeschaufelt, so dass die Straßen zu sehen waren, aber die Häuser nicht mehr. Von Barmbek konnten wir den Michel und die zwei Bunker am Heiligengeistfeld sehen – einer davon

wurde dann später die Fernsehzentrale. Die waren vielleicht fünf oder sechs Kilometer entfernt und wir konnten alles sehen. Furchtbar war das.

Wie sind Sie Experte für populäre Musik geworden? Sie waren ein guter Orgel- und Klavierspieler. Hängt es damit zusammen?

Das hat mir geholfen. Es ist für mich ein seelischer Ausgleich, Musik auf der Orgel und dem Klavier zu spielen. Wir haben ein Schallplattenarchiv beim britischen Soldatensender in Hamburg gehabt und hatten viele deutsche Kollegen. Der Chef des Schallplattenarchivs war Otto, der wurde bekannt, weil er kam immer ins Studio mit den Platten für die neue, die nächste Sendung. Dann ging er an unseren Aschenbecher und hat die Kippen rausgeholt und die hat er weggenommen. Wir haben einen ganz kleinen Raum, nicht sehr viel größer als eine Telefonzelle, gehabt, wo wir die Platten anhören konnten. Eines Tages war er leer und ich bin einfach reingegangen, habe eine Platte gespielt – das vergesse ich nie: „Singing down the road“ oder „Swinging down the road“ – das ist mir sofort ins Ohr gegangen. Bis dahin habe ich nur klassische, leicht klassische und solche Art von Musik gehört, aber das war ein Schlager. Der ist mir ins Herz gegangen, dass ich von diesem Moment an anfing, diese Art von Musik zu hören.

Wunschkonzert für Soldaten

Sie haben dann bei BFN ein Wunschkonzert für die britischen Soldaten moderiert?

Ja, das was der Derek Jones gemacht hat, habe ich dann später gemacht. Als ich weg von dem Schloss Dover gegangen bin, ging ich zu einem Laden, in dem es wunderbare Uniformen gab, kanadische Uniformen. Die kanadischen waren genau die gleichen wie die englischen, nur besserer Stoff. In dem Laden habe ich gesagt: „Ich gehe jetzt nach Hamburg und eines Tages werde ich ‚Two-Way Family Favourites‘ machen. Kann ich eine von diesen Uniformen haben?“ Er sagte: „Spielen Sie mir eine Platte, wenn Sie die Sendung haben?“ Da habe ich gesagt: „Ja.“ Er hat seinen Namen aufgeschrieben und deswegen habe ich zwei Uniformen bekommen. Später habe ich die Sendung gemacht, da hatte ich aber längst den Zettel verloren. Aber da war ich auch nicht mehr beim Militär, da war ich zivil.

Bei diesem Wunschkonzert hatten Sie gelegentlich auch die Möglichkeit, Titel eigener Wahl zu spielen?

Meistens hat irgendein Soldat geschrieben: „Bitte spielen Sie das und das und das“ – dann haben sie eine Platte genannt – „für meine Frau in England.“ Aber einige haben geschrieben: „Ich überlasse Ihnen, was Sie spielen.“ Das war für uns wichtig, –

wir haben das eine „Offene Karte“ genannt – dann konnten wir als Discjockey eine Platte einschieben, von der wir meinten, die könnte was werden. Und das ist meines Erachtens nach der Grund, warum wir dreißig Millionen Leute hatten, die diese Sendung gehört haben am Sonntag, weil ich in Hamburg und Jean Metcalfe in London das gleiche gemacht haben bei offenen Karten. Vielleicht haben wir insgesamt in einer Stunde Sendung zwei offene Karten gespielt oder vielleicht drei.

Waren diese offenen Karten Ihre erste Möglichkeit, in bescheidenem Umfang eine Radiosendung zu gestalten?

Ja, würde ich sagen. Da gab es andere Sendungen, „Die Neueste“, aber die habe ich nie gemacht. Das war auch ein ganz schöner Job, die neuesten Platten zu spielen, aber das habe ich bei dem englischen Rundfunk nicht gehabt. Aber ich konnte einen großen Einfluss nehmen nicht nur auf den Markt unter den Soldaten, sondern auf den englischen Markt. Und für eine gewisse Zeit – drei Jahre – haben Jean und ich fast unsere Hand auf der ganzen Plattenwelt gehabt.

Herr Howland, wie kam es zu den ersten Kontakten zum Nordwestdeutschen Rundfunk? Das war der Sender in der britischen Zone, empfangbar in einem großen Sendegebiet von Flensburg bis Köln und in Berlin.

Ich habe verschiedene Kontakte zum NWDR gehabt. Erstens hatten wir einen Organisten, Gerhard Gregor, den wir entdeckt haben. Es war irgendwie Sitte im englischen Rundfunk, jeden Morgen eine halbe Stunde Orgelmusik zu spielen. Das war billig, man brauchte nur einen Organisten zu bezahlen. Deswegen haben wir Gerhard Gregor dann engagiert und die Orgel war in der Rothenbaumchaussee im Funkhaus. Ich bin sehr oft zu Gerhard gegangen und habe seine Sendung angesagt. Er war super. Manchmal hat das Symphonieorchester oder das Light-Orchestra des NWDR Sendungen für die BBC gemacht, dann haben die mich immer gebeten, die englische Ansage zu machen. Wir haben mit vielen deutschen Kollegen über unser BFN-Programm gesprochen und über die Sendungen im deutschen Radio. Wir hatten auch viele, viele, viele Briefe, die wir von deutschen Hörern bekommen haben, da haben wir dann sofort gewusst: Aha, da sind auch sehr viele Deutsche, die uns hören. Und die Frage war: Warum?

Der britische Soldatensender BFN hatte vermutlich zu bestimmten Sendezeiten mehr deutsche Hörer als britische Hörer.

Ich glaube eine Million pro Sekunde. Es war nicht immer die gleiche Million, aber jede Sekunde am Tag waren es eine Million deutsche Zuhörer. Ich habe mich gefragt: Warum? Die haben ihren eige-

nen Funk. Ich habe herumgefragt und festgestellt, dass im deutschen Radio die eine ganz andere Art von Musik hatten und sehr viel Blablabla. Das habe ich zur Kenntnis genommen.

Anfänge beim NWDR

Es gab damals nur das eine NWDR-Mittelwellenprogramm im Radio, UKW war noch ganz am Anfang der Entwicklung. Dieses Mittelwellenprogramm hatte sehr viele Wortprogramme und die leichte Musik war eher Tanzmusik. Englischsprachige britische oder amerikanische Popmusik fand nicht statt. Man kann nachlesen, dass Sie eines Tages spontan in den NWDR in der Rothenbaumchaussee gegangen sind. Dort sollen Sie gesagt haben: „Ich will zum Musikdirektor.“ Ist das eine Legende, oder war das wirklich so?

Nicht nur ich bin gegangen: In mir war ein Gin Tonic.

Sie waren leicht angeheitert.

Ich habe ein bisschen Courage gehabt. Ich befand mich in der Rothenbaumchaussee im Wagen mit einem Gin Tonic. Damals hat keiner von Alkohol am Steuer geredet. Und jemand hat zu mir gesagt: „Ich wette, dass Du Dich nicht traust. Geh mal über die Straße in das Funkhaus und sag’, dass die Leute auf Dich gewartet haben.“ Ich habe den Wagen geparkt, bin über die Strasse gegangen zu der Rezeption und habe gesagt: „Ich möchte mit dem Chef von der Musikabteilung sprechen.“ Auf Englisch habe ich das gesagt. „I want to see the music-boss.“ In zehn Minuten stand ich vor Christian Törslef und sagte zu ihm: „Sie haben auf mich gewartet. Ich bringe, wenn Sie mir eine Stunde in der Woche geben, für diese eine Stunde alle Leute zurück, wo die hingehören – zum Nordwestdeutscher Rundfunk.“

Sie haben ihn mit dem Argument überzeugt, dass Sie viele Hörer zurückbringen, die sonst den BFN hören würden?

Ich habe das einfach gesagt, ich habe es selber nicht geglaubt. Er ist aufgestanden und sagte: „Just a moment, please.“ Ungefähr fünf Minuten später kam er zurück und sagte: „Sie können im September anfangen.“ Das war im Juli. Ich bin fast umgekippt.

Damit hatten Sie nicht gerechnet?

Nein, nicht in tausend Jahren! Ich bin rausgekommen, wieder ins Auto gestiegen und habe dann gesagt: „Ja, ich habe eine Sendung bekommen. Mal sehen, was passiert.“ Dann habe ich nicht mehr dran gedacht, denn September war weit weg. Aber so ist es passiert, das ist keine Legende.

Diese erste Sendung auf der Mittelwelle des NWDR ging am 1. September 1952 live auf die Antenne.

Das war ungewöhnlich, dass es eine solche Live-Sendung gab. Das muss eine kleine Revolution gewesen sein.

Die haben die ganze Etage vom NWDR zugemacht. Nur in dem Regieraum hatten die zwei große, dicke fette Plattenteller mit 78er Umdrehung – man konnte 33er schon, Langspielplatten gab es – aber die normale Geschwindigkeit war 78. Auf die Dinger konnte ein Auto draufsetzen und die hätten das Auto herumgedreht. Aber es gab nur zwei, das waren die einzigen zwei Plattenteller, die die hatten. Das war für mich nichts. Deswegen habe ich einen Plattenspieler vom Amerikahaus leihweise bekommen. Einen anderen von der „Brücke“, das war die britische Organisation, wo Engländer und Deutsche zusammenkamen. BFN hatte gar keinen. Die Ingenieure haben dann die beiden Plattenteller auf dem Tisch montiert. Das Problem war: Ich konnte die Platten nicht vorher im Kopfhörer richtig hören. Im Funk ist es sehr wichtig. Das musste ich quasi blind machen und habe zwei Kollegen gebeten, diese Riesenottos im Regieraum zu bedienen. Mit einem bin ich immer noch in Kontakt, der andere ist leider gestorben. Dann ging es los.



Howland im Studio 1958

Es gab damals in dem großen Funkhaus des NWDR keinen Plattenspieler, mit dem man eine Single mit 45er Umdrehung abspielen konnte?

Nein. Die zwei vom Amerikahaus waren für mich und die zwei im Regieraum waren für die Effekte: galoppierende Pferde, Explosionen, Sirenen. Das alles habe ich irgendwie eingebaut in die erste Sendung.

Sie brauchten dafür die Zustimmung des britischen Senders, denn dort waren Sie angestellt. Sie bekamen die Genehmigung, für den NWDR zu arbeiten

nur unter der Bedingung, dass Sie das kostenlos taten.

Kostenlos, ja. Ich glaube, die haben mir zwanzig Mark Trinkgeld oder so gegeben. Das war mein Honorar. Aber das war nicht so wichtig. Die Arbeit zu machen, war für mich damals ein „step forward“, die Möglichkeit, in eine andere Richtung zu gehen. Und wenn man das umsonst macht, warum eigentlich nicht, vielleicht bringt es was eines Tages.

Moderator mit geringen Deutschkenntnissen

Es gibt einen Zeitungsausschnitt aus der „Braunschweiger Zeitung“ aus dem Oktober 1953, in dem etwas über Ihre erste Sendung geschrieben wird. Da heißt es, dass Sie die erste Sendung mit einem unerklärlichen Pferdegetrappel begannen, dass ein „weicher ausländisch akzentuierter Bariton“ die Hörer direkt angesprochen hat mit den Worten: „Guten Abend, nun will ich gar nicht viel reden. Es geht los.“ Zwischendurch sollen Sie gesagt haben: „War zu laut, was? Machen Sie lieber die Tür zu – sonst schimpft Nachbar“. Dieses etwas gebrochene Deutsch wurde Ihr Markenzeichen?

Ich sprach kein Deutsch.

Sie konnten gar kein Deutsch? Das wusste der NWDR nicht, bevor die erste Sendung startete?

Ungefähr eine halbe Stunde vor der ersten Sendung kam der Christian Törslef rein und ich habe wieder Englisch mit ihm gesprochen. Er sagte zu mir: „Aber vergiss nicht, Du musst Deutsch reden für die Sendung.“ Da habe ich gesagt: „Ja, ich werd’s versuchen.“ Dann wurde ihm klar, dass ich kein Deutsch sprechen konnte.

Haben Sie Ihren Text auf Englisch geschrieben und übersetzen lassen?

Ja, und dann habe ich das den Abend vorher geübt. Aber ich habe versucht, die deutschen Worte richtig zu buchstabieren. Ich hätte das phonetisch alles schreiben können, doch da dachte ich mir, das ist falsch, wenn man so anfängt. Deswegen habe ich dann gelernt, das richtig buchstabierte Deutsch richtig auszusprechen – soweit ich das schaffen konnte. Die andere Sache, bei der ich von Anfang an mich versprochen habe, war dieses „r“. Das deutsche „r“, was irgendwo hinten passiert im Mund. Ich habe das nie richtig geschafft, deswegen habe ich mir gedacht, kämpfe nicht damit, mache dein englisches „r“. Alles andere habe ich versucht, richtig auszusprechen, auch grammatisch korrekt. Na ja, sehr weit bin ich nicht gekommen, aber ich muss ehrlich sagen, wenn ich heute nach England gehe und Deutsch spreche, die Engländer sind begeistert und die glauben: „Wow, der kann was.“ Aber damals habe ich nur gelesen.

Den englischen Begriff des Discjockeys mochte man dem deutschen Publikum noch nicht zumuten, so wurden Sie Schallplattenjockey.

Schallplattenjockey, ja. Das fand ich auch ziemlich mundvoll. Aber der Schallplattenjockey muss ein Pferd haben. Deswegen habe ich die galoppierenden Pferde gespielt und Pferdewiehern und alles.

Das Pferd hatte sogar einen Namen, es hieß „Pegasus“.

Ich habe ihn Pegasus genannt. Und Christian Törslef habe ich seinen Namen umgedreht in Tostian Christleff. Und Tostian war mein Stallbursche.

Der Christian Törslef war der Musikchef damals. Hat er in Ihrer Sendung diesen Stallburschen richtig gespielt?

Ja, ja, er hat mitgemacht.

Eine solche Sendung muss im Umfeld des seriösen NWDR-Mittelwellenprogramms mit Nachrichten, Hörspielen sowie Tanzmusik etwas Ungewöhnliches, Revolutionäres gewesen sein. Wie haben die Hörerinnen und Hörer darauf reagiert? Wie hat der Sender darauf reagiert?

Ich habe das Gefühl, dass die mir nicht alles gesagt haben, wie erfolgreich es war. Es muss eine Sensation gewesen sein, aber das habe ich nicht mitgekriegt. Ich bekam die Zeitungen nicht und so weiter. Einige deutsche Kollegen von mir im BFN haben gesagt: „Um Gottes Willen, was hast Du denn gestern gemacht?“. Und dann habe ich am Ende der Woche, als die ersten Briefe kamen aus Kairo, Stockholm und von überall – Mittelwelle ging viel weiter als heutzutage UKW – langsam begriffen, dass ich irgend etwas verbochen habe.

Ich habe gelesen, dass es ungefähr 1500 Hörerbriefe allein auf die erste Sendung gab.

Das kann sein. Ich weiß nur, dass die in Säcken kamen später. Wir konnten nicht alle aufmachen, so viele waren das. Mag wohl sein, dass das so viele waren für die erste Sendung. Aber ich konnte die sowieso nicht lesen.

Sie konnten kein Deutsch.

Ja, die zwanzig Mark, die ich bekommen hatte, habe ich der Sekretärin gegeben für die Übersetzung.

Man muss es noch mal betonen: Englischsprachige Popmusik in einem deutschen Sender war damals absolut ungewöhnlich.

Das war das Problem. Ich glaube, das war für viele, viele Jahre das Problem. Nicht nur mit mir, sondern allgemein. Wir haben deutsche Künstler, wir haben deutsche Musiker, warum sollen wir dann die ausländische Musik spielen? Ich war natürlich konzentriert auf gerade diese ausländische Musik, weil ich die deutsche Szene nicht kannte. Meine Antwort war: Punkt eins, es ist nur eine Stunde in der

Woche. Punkt zwei: Warum haben wir so viele deutsche Hörer für BFN, wo nur diese Musik gespielt wird? Für wen arbeiten wir? Wir arbeiten für das Publikum. Und wenn ihr Publikum diese Musik hören möchte, dann ist es ihr Job, das zu spielen, weil die zahlen.

Sie haben das damalige Mittelwellenprogramm des NWDR als „Funk im Smoking“ bezeichnet. Was meint das?

Eine der ersten Sachen, die wir gelernt haben, ist, wie man mit einem Mikrofon umgeht, wie man psychologisch denkt, wenn man in ein Mikrofon spricht. Hier machen wir Fernsehen.¹ Wir reden miteinander, ich weiß, dass die Kamera da ist, aber im Grunde genommen reden wir miteinander. Wenn man in einem Studio sitzt ohne Gesprächspartner und redet nur in dieses Mikrofon, dann muss man eine bestimmte Einstellung haben. Man muss mit dem Ding umgehen können – in der Hoffnung, dass es am anderen Ende so aus dem Lautsprecher rauskommt, wie man es reinspricht. Man darf nicht durchsprechen, so dass es nur in einer Dimension rauskommt. Wenn man dasitzt mit Smoking und Schlips und sagt: „Meine Damen und Herren ...“ ist das steif. Das haben meines Erachtens damals die Leute gemacht. Die waren nicht ausgebildet, um selbst in das kleine Ding von Mikrofon zu kommen. Man kriecht hier rein und man kommt da raus, auf der anderen Seite. Die wurden so nicht ausgebildet. Deswegen habe ich das Gefühl gehabt, das alles so steif war. Das Mikrofon war nicht der Freund, das war der Feind.

„Funk in Jeans und Pulli“

Das, was Sie gemacht haben, nannten Sie „Funk in Jeans und Pulli“. Sie sagten, dass Sie bei Ihrer Arbeit immer den konkreten Hörer zu Hause am Ende dieser Mikrofon schnur gesehen haben.

Ich habe nur einen Hörer, genauer eine Hörerin, eine ältere Dame, die etwas schwerhörig ist und die genauso weit auf der anderen Seite von diesem Mikrofon sitzt wie ich auf dieser Seite. Ich rede zu dieser Dame und weil es eine ältere Dame ist, deswegen habe ich Respekt, erzähle keine schmutzigen Witze und sage nicht irgend etwas, was sie nicht versteht und rede langsam und freundlich.

Aber Ihre Programme waren vor allen Dingen bei den Jugendlichen populär. Ich muss das wissen, weil ich damals dazugehörte. Sie haben nicht nur für ältere Damen Programm gemacht.

In der Art schon, ja. Man muss selber eine Fantasie haben, zu wem man spricht. Jeder Hörer ist ein Einzelhörer. Man darf nicht denken, ich rede mit

¹ Das Gespräch wurde bimedial aufgezeichnet.

einer Million Leute. Ich rede nur mit einer Person und jede einzelne Person hat das Gefühl, sie wird persönlich angesprochen. Das ist, was wir gelernt haben: „to project yourself“. Selbst wenn man in eine Fernsehkamera guckt, darf man nicht an die Millionen denken. Es ist genau das gleiche Prinzip. Wir sind lauter Einzelpersonen.

Diese Art zu moderieren und die Musiktitel, die Sie spielten, waren wahrscheinlich das Geheimnis Ihres Erfolges. Wie haben Sie die Musiktitel ausgewählt?

Das ist auch eine interessante Sache. Ich habe die neuesten Platten immer bekommen, von Amerika und auch von England. Sehr viele.



Howland 1957

Man musste eine Methode haben, eine Platte schnell zu hören. Ich konnte eine Platte für ungefähr 15 bis 20 Sekunden hören und wusste sofort: Ja, das ist es oder das ist es nicht. So habe ich das gemacht. Es steckt vielleicht in meinen Genen: Ich höre eine Platte und sage, das ist gut. Meine Frau kann das Gleiche tun. Ich bin nicht der einzige. Dann habe ich lauter Platten von diesen ausgesucht und gespielt.

Lag Ihr Geheimnis des Erfolges daran, dass Sie ein Gespür dafür hatten, welche neuen Titel auf dem Markt populär werden? Kann man das lernen?

Nein, ich habe es nicht gelernt. Das ist angeboren, das ist eine Begabung, die ich habe. Das hat mit Arbeit nichts zu tun. Mancher kann es, mancher kann es nicht.

Mag das vielleicht auch ein bisschen an Ihrer musikalischen Ausbildung liegen?

Ich glaube nicht, nein. Ich bin musikalisch, ich bin sogar sehr musikalisch. Komischerweise – ich bin musikalisch, aber mit Mathe bin ich furchtbar. Man sagt nie, dass eine Person mathematisch ist, aber das sollte man sagen. Man sagt mathematisch begabt. Ich finde, mathematisch zu sein, ist auch eine Begabung, genau wie musikalisch, doch das steht auf einem andern Blatt. Ich bin musikalisch, ja, und nicht mathematisch.

Zur Kombination von Musik und Bild

Sie haben beim NWDR nicht nur Hörfunkgeschichte geschrieben, sondern auch relativ früh schon für das Fernsehen gearbeitet, nämlich in einer Zeit, in der dieses Fernsehprogramm etwa fünfhundert Zuschauer hatte. Das war im Jahre 1953, kurz nach Beginn des regelmäßigen Programmbetriebs, als Sie Ihre erste Fernsehsendung produziert aus dem Studio im Bunker auf dem Heiligengeistfeld sendeten. Was war das für eine Sendung?

Die haben mich um 15.00 Uhr angerufen und gefragt, ob ich bereit wäre, Fernsehen zu machen. Selbstverständlich habe ich ja gesagt. Diesmal war ich ohne Gin Tonic. „Was soll es denn sein?“ „Können Sie eine halbe Stunde machen?“ „Ja. Wann soll das sein?“ „Um 21.00 Uhr heute Abend.“ Es war schon 15.00 Uhr. Ich habe ja gesagt. Wie ein Irrer bin ich dann durch die Gegend gegangen: Das Problem war, was macht der Discjockey während er die Platte spielt? Die Musik auszusuchen, das war kein Problem. Halbe Stunde – acht Platten. Wenn die Platte spielt im Funk, dreht man das Mikro aus und kann dann alles machen.

Aber was macht man auf der Bildfläche?

Ja. Man kann nicht zweieinhalb Minuten oder drei Minuten nur eine drehende Platte zeigen.

Sie haben eigentlich Ihre Erfahrungen aus dem Radio auf das Fernsehen übertragen: Sie wollten im Fernsehen auch eine Plattensendung machen und hatten jetzt das Problem, was auf der Bildebene passieren sollte?

Ja, das musste ich dann lösen in einer kurzen Zeit. Deswegen habe ich mir ganz schnell visuelle Gags ausgedacht. Einer war mit einem Schneider: Wenn man einen neuen Anzug macht, geht man zu einem Schneider und er kommt und reißt die Ärmel ab und näht das wieder an. Der Schneider musste alles von mir abreißen, dann haut er ab und da war ich in Unterwäsche. Bei einer Küchenmaschine habe ich zu Hause festgestellt, dass, wenn die Kappe nicht oben drauf war, schoss alles raus. Habe ich mir gedacht, das kannst du benutzen. Da habe ich in der Sendung eine Mischung von Wasser und Milch und Obst und allen möglichen Dingen in das Ding ge-

tan, eingeschaltet, und – poff – alles ins Gesicht bekommen. Am Ende der Sendung war ich total nass und die Ärmel waren abgerissen von der Jacke. Ich habe eine halbe Stunde geschafft. In diesem Bunker war das erst mal furchtbar hell und wir wurden gelb geschminkt. Das sah alles aus, als ob wir was mit der Leber zu tun gehabt haben. Furchtbares Gelb. Das Studio war relativ klein. In einer Ecke saß Irene Koss, die Ansagerin, und da war irgendjemand neben ihr in der anderen Ecke, der hat geredet, ich weiß nicht, über was, weil ich konnte kein Deutsch. In der dritten Ecke war ich mit einem Tisch, Multimix, Plattenteller etc. Da war nur eine Kamera und dann ging es live los mit totaler Idiotie. Aber nach der Sendung klingelte im Korridor draußen das Telefon, das war Dr. Pleister, er war der Intendant für das Fernsehen und hat gesagt: „Es war super, mehr davon.“ Die nächsten Sendungen waren etwas komplizierter und besser vorbereitet, insgesamt habe ich vielleicht acht Sendungen über acht Wochen gemacht. Dann musste ich auf Tournee gehen.

Sie hatten also in dieser Zeit die wöchentliche Radiosendung und haben auch Fernsehen gemacht. Dann kam es relativ schnell zu einem Ende, denn Ihre Kooperation mit dem NWDR in Hamburg wurde beendet.

Nachdem ich meinen Job aufgegeben habe beim BFN, weil der NWDR hat zu mir gesagt: „Kommen Sie zu uns als freier Mitarbeiter, dann können wir Ihnen eine richtige Gage bezahlen.“ Anstatt dieser zwanzig Mark, die ich akzeptieren durfte. Aber dann hat die britische Armee mir Schwierigkeiten gemacht, dass ich außerhalb arbeitete. Deswegen habe ich mir gedacht: „Okay, das ist eine Entscheidung im Leben, eine große Entscheidung.“ Da habe ich mich entschieden: Weg! Dann habe ich diese Tournee mit Heinz Erhardt gemacht, das steht auf einem ganz anderen Blatt. Als ich zurückkam, habe ich weder Funk noch Fernsehen gehabt.

Sie waren arbeitslos.

Ja.

Gab es eine Begründung dafür, dass man die Sendungen nicht weiterführte?

Nein, bis heute nicht. Jahre später habe ich jemanden von der Musikabteilung bei einer Party kennen gelernt und der sagte: „Es tut mir wahnsinnig leid, aber ich hatte keine andere Wahl. Ich musste das machen.“ Warum das war, weiß ich nicht.

Wechsel nach Köln

Sie bleiben im System des NWDR und versuchten Ihr Glück in Köln. Dort gab es auch ein Funkhaus des NWDR und da haben Sie 1954 angefangen, diesen Typus der Schlagersendung, den Sie in

Hamburg entwickelt hatten, in Köln weiterzuführen.

Ja. BFN, meine damalige Firma, für die arbeitete ich nicht mehr offiziell, aber immer inoffiziell und umsonst, ist nach Köln verlegt worden. Das war irgendwie taktisch mit Kaltem Krieg und Pipapo. Die wollten das auf der anderen Rhein-Seite oder so und die sind nach Köln-Marienburg gegangen. Wie gesagt, ich hatte keine Arbeit, bin auch dann nach Köln gekommen und zum NWDR am Wallrafplatz gegangen. Diesmal habe ich Günther Krenz gesehen, er war von Anfang wirklich super zu mir. Er sagte: „Vielleicht kriege ich dann Schwierigkeiten mit Hamburg, aber warum nicht? Das ist Köln.“ Da habe ich zwölf Sendungen bekommen.



Kölner Funkhaus am Wallrafplatz 1953

Das war in einer Zeit, in der der NWDR schon zwei UKW-Programme hatte: UKW-Nord und UKW-West. Das UKW-West-Programm kam aus Köln und war eigentlich ein Programm für Nordrhein-Westfalen. Für dieses Programm machten Sie Ihre Sendung und anfangs hatten Sie fast keine Hörer.

Nix, gar nix. Die Hörer haben die UKW-Empfänger nicht gehabt. Die Philips-Philetta war die erste. BFN, der englische Rundfunk, ist auf UKW gegangen, aber die Soldaten haben alle kostenlos die Radios bekommen. Es hat ein Jahr gedauert in Köln, bis ich mehr als vielleicht einen Brief in der Woche bekommen habe. Und dann plötzlich nach ungefähr einem Jahr, habe ich – die Zahl vergesse ich nie – 144 Briefe bekommen.

Sie konnten an Ihrer Hörerpost merken, wie sich die UKW-Endgeräte ausbreiteten?

Genau! Aber der Sprung war von eins auf hundertvierundvierzig. Das war für mich sensationell. Und dann ging es immer noch weiter, bis ich dann vierzig-, fünfzigtausend Briefe in der Woche bekommen habe. Das war allerhand.

War dieses UKW-West-Programm schon etwas näher an einem „Funk im Rollkragenpullover“?

Ja, die haben ein Studio für mich gebaut. Dafür haben sie die gleiche Firma benutzt, die das Studio BFN in Marienburg gebaut hatte. Das einzig andere war, ich habe die Regler andersrum eingebaut. Einige Leute waren sauer, dass ich die Regler, statt sie von mir aus aufzumachen, zu mir zog, wenn ich das Mikro aufgemacht habe. Da habe ich auch eine Person gehabt, die für mich übersetzt hat. Ich kriegte hundertzwanzig Mark pro Sendung. Zwanzig Mark waren Reisekosten von Hamburg, weil ich lebte am Anfang noch in Hamburg. So habe ich in Köln – wenn man will – im Rollkragenpulli Musik gemacht. Was viele nicht wissen, ist, dass nach diesen hundertvierundvierzig Briefen Publikum im Studio war. Aber die mussten mäusestill bleiben. Der Portier beim WDR hat Verbindungen mit Schulen und so weiter gehabt, und da hatte ich dann jede Woche zwanzig, dreißig Leute im Studio, die da gegessen haben. Die haben das miterlebt.

Sie haben bis 1958 in Köln Sendungen gemacht. Zunächst noch beim NWDR und dann beim WDR. Sie waren in dieser Zeit sehr populär vor allem bei den Schülern und Schülerinnen.

„Kinderlord“ haben die mich genannt.

Zurück nach England

1959 verließen Sie Deutschland und gingen zurück nach England. Warum ging der erfolgreiche, populäre Chris Howland zurück nach England?

Ich glaube, meine damalige Frau hat ungern hier gelebt. Nur durch Zufall habe ich einen Manager bekommen in England. Es ist ein komisches Gefühl, weil ich bin Engländer, ich wollte immer den Engländern zeigen, was ich hier gemacht habe. Das ist vielleicht dumm. Ich versuche es immer noch. Ich versuche jetzt, ein Buch zu schreiben, was in England ankommt.

Sie hatten den Ehrgeiz, auch in England populär zu sein.

Prophet im eigenen Land, ja. Ich habe eigentlich in der kurzen Zeit, den zwei Jahren, die ich in England war, habe ich bewiesen, dass ich das auch in Englisch machen konnte. Da habe ich vierhundert Fernsehsendungen gemacht. Talkshows.

Eine Talkshow war bei „Granada TV“.

Genau, ja, das war meine Fernsehschule. Das ging bis Ende 1960, dann bin ich zurück nach Deutschland gekommen, weil ich so viele Filme gedreht habe. Ich habe in den fünfziger Jahren, als ich hier in Köln gearbeitet habe, meine ersten Filme gemacht, als Komiker, Schauspieler. Dann habe ich angefangen zu singen. An alle Dinge, an die ich mich rantastete im ganzen Showgeschäft, fragte ich mich: Wo kann ich hin, was kann ich machen? Das alles war ein Experiment. Und als ich in England

gearbeitet habe: Erstens, dieser Manager hat einen anderen Posten bekommen und sein Nachfolger war nicht so sehr gut für mich. Zweitens, ich habe diese Filmangebote, diese Musikfilme, die in Jugoslawien gedreht wurden – zum Beispiel „Ich träume von Liebe in südlicher Nacht“ mit Fred Bertelmann und „Der lachende Vagabund“ – quasi einen nach dem anderen von diesen Filmen gedreht. Einige zeigen die noch heute. Als ich zurück nach Deutschland kam, da fing es an mit „Vorsicht Kamera“ und „Musik aus Studio B“.

Das waren Ihre ersten großen Serien im deutschen Fernsehen.

Richtig, ja.

Der Hörfunkmann Chris Howland hat sich das Fernsehen erarbeiten müssen. Ist Ihnen das schwergefallen?

Nein, das ist genau das gleiche Prinzip. Man arbeitet anstatt mit einem Mikrophon mit einer Kamera. Und die gleiche Person sitzt hinter dieser Kamera, immer noch die gleiche ältere Dame, zu der ich immer spreche. Ich kann sie nicht sehen, aber ich weiß, dass sie mich sehen kann. Der Sprung von Funk zu Fernsehen ist nicht so groß. Wir sagen in England einen Spruch: Kinder sollten gesehen werden, aber nicht gehört – „Children should be seen and not heard.“ Ich habe früher gesagt: Rundfunkansager sollen gehört werden, aber nie gesehen. Das gilt für mich auch. Ich war überrascht, dass die Leute auch mein Gesicht akzeptiert haben. Meine Stimme war einigermaßen okay dressiert, aber mein Gesicht?

Hat der erfahrene Hörfunkmann Chris Howland 1953, als er zum ersten Mal in diesem kleinen Fernsehstudio mit einer Kamera im Bunker war, gehnt, was aus diesem Medium werden würde?

Das war immer ganz klar, dass das Fernsehen ein wichtiges Medium war. Meines Erachtens nach ist Funk ein besseres Medium, aber das ist nur für mich. Ich sage immer – es ist keine Erfindung von mir -, dass Funk besser ist, weil die Bilder besser sind. In anderen Worten, wenn man eine Funksendung hört, dann muss die eigene Fantasie arbeiten. Im Fernsehen hat man alles, da bleibt nichts übrig für die Fantasie. Die Fantasie kann schlafen gehen, alles wird serviert. Deswegen wurde mir klar, dass Fernsehen eine Sache der Zukunft würde, aber die Richtung, in die Fernsehen gegangen ist, konnte kein Mensch ahnen damals. Was Fernsehen heute bringt, hat Funk auch in seinen besten Zeiten nicht gebracht.

Ihre Popularität in Deutschland hat in der Zeit, in der Sie in Großbritannien gearbeitet haben, nicht gelitten. Sie haben weiter für den WDR Sendungen gemacht. Wurden die in London produziert?

Nein, ich bin rübergefliegen. Ich habe meine Fernseharbeit von Montag bis Freitag in England gemacht und am Samstag bin ich nach Deutschland geflogen, zum Funkhaus. Da habe ich dann die zwei, drei Sendungen auf Band gemacht. Am Sonntag bin ich zurück nach England und Montag war ich wieder in Manchester im Fernsehen. Es war eine harte Zeit. Aber meine Fans hier habe ich nicht vergessen.

Rückkehr nach Deutschland und zum Fernsehen

1961 gehen Sie wieder zurück nach Deutschland und starten zwei Fernsehserien: „Musik aus Studio B“ und „Vorsicht Kamera“. Eine Popmusiksendung im Fernsehen und „Vorsicht Kamera“ mit der versteckten Kamera. Das waren Neuerungen im damaligen Fernsehprogramm. Was waren Ihre Überlegungen? Haben Sie sich überlegt, das Popmusikkonzept, was im Radio so erfolgreich ist, das müsste im Fernsehen auch funktionieren?

Die Überlegung kam nicht von mir, sondern komischerweise vom Norddeutschen Rundfunk. Ich habe eine Sendung gemacht, die Auswahl für das Baden-Baden-Schlagerfestival. Das war etwas wie der Grand Prix de la Chanson d’Eurovision, aber klein und innerhalb Deutschlands. Ich habe die Vorauswahl für Hamburg gemacht und irgendeiner hat das gesehen und gesagt: „Oh, das wäre vielleicht was für eine Sendung.“ Ich habe mit der NDR-Unterhaltungsabteilung gesprochen und daraus ist die Idee „Studio B“ entstanden. Wir wussten keinen Titel und weil in Köln meine Funksendung hieß „Spielereien mit Schallplatten“ – das war für einen Ausländer schwer genug – habe ich das immer „Spiegelei mit Schallplatten“ oder „Studio Acht“ genannt. Das habe ich, weil eine Acht ist ein halbes B oder ein B ist eine halbe Acht. Wir nahmen das, weil das von Studio B in Lokstedt kam, dem noch nicht fertigen Gebäude in Lokstedt. Die Form der Sendung war etwas anders, als was ich bis dahin gemacht habe, weil es war deutsch. Alles war deutsch. Ob das amerikanische Musik war oder aus England. Gesungen wurde in Deutsch.

Es waren deutsche Künstler, die aufgetreten sind?

Meistens deutsche Künstler. Aber wir haben natürlich, als die Popularität der Sendung größer wurde, haben wir natürlich auch internationale Leute gehabt, aber die haben deutsch gesungen.

„Vorsicht Kamera“

Woher kam das Vorbild für die Fernsehreihe „Vorsicht Kamera“?

Von einem Mann namens Allen Funt. Er hatte diese Idee für eine Funksendung, Leute in eine unge-

wöhnliche Situation reinzubringen und ihre Reaktion – damals mit einem Mikrofon – aufzunehmen. Als ich 1961 zurück nach Deutschland kam, hatte ich eine LP – das ist eine Langspielplatte, man hat das vergessen – von dieser Sendung „Candid Mike“. Der Lockvogel für diese Funksendung war Jonathan Routh, sein Sohn ist übrigens Fernsehkameramann beim Hessischen Rundfunk. Jonathan Routh war hervorragend gut und ich brachte diese Platte zurück nach Deutschland. Der Bruder meiner damaligen Freundin, Helli Pagel, den hat die ganze Idee fasziniert. Ich habe gesagt: „Das ist auch eine Fernsehsendung.“ Wir haben die Sendung nie gesehen. Wir dachten, wir könnten vielleicht hier etwas ähnliches tun. Helli und ich. Später dann kam ein Produzent dazu und wir sind zum Westdeutschen Rundfunk gegangen und die haben gesagt: „Machen Sie eine Pilotsendung.“ Wir sind auch reingestolpert, weil wir haben die Sendung praktisch nie gesehen, deswegen tapsten wir ein bisschen im Dunkeln herum. Dann später haben wir Ideen von England bekommen und die haben Ideen von uns übernommen.



Das Team von „Vorsicht Kamera“ 1962

Aber die Sendereihe „Vorsicht Kamera“ ist nicht lange gelaufen. Es gab Schwierigkeiten im Westdeutschen Rundfunk mit einem Gremienmitglied, mit Erich Mende, der damals Vizekanzler dieser Republik war.

Ja, wenn der Vizekanzler irgend etwas sagt, das hat ein Gewicht.

Was hatte Herr Mende gegen die Sendung?

Die Sendung ginge zuviel auf die Privatsphäre von Leuten. Die hat irgendwie ihr Privatleben, ihre Privatrechte verletzt. Wenn man eine Sendung loswerden will, dann findet man einen Grund. Ich glaube aber nicht, dass Erich Mende persönlich das getan hat. Ich habe viele Jahre später mit ihm – nur telefonisch – gesprochen und er sagte, das wäre schade. Er konnte nichts anderes machen. Ich war vor meiner Zeit.

War es der Vorwurf, dass Sie arglose, einfache Menschen für das Fernsehen reinlegen und ausbeuten?

Ja, ja, das war praktisch der Grund. Okay, wir haben ein paar Leute reingelegt, aber wir haben sie nie in eine Situation gebracht, wo sie in Gefahr waren oder wo sie verletzt wurden. Alle haben später ihre Unterschrift gegeben, sonst hätten wir das nie senden können. Ich glaube, eine Person oder zwei haben in den zwei Jahren, die wir „Vorsicht Kamera“ gemacht haben, aus guten Gründen verweigert. Einer war Geschäftsführer von einer Riesenfirma und er sagte: „Wenn das gesehen wird, kann ich die Koffer packen.“

Das kann man verstehen.

Absolut, wir haben es nicht gesendet. Wir haben den Film an Ort und Stelle aus der Kamera geholt und ihm gegeben. Die Sendung war wieder eine Sensation. Aber zwei Jahre – zack, aus!

Sie sind in der Reihe „Musik aus Studio B“ wirklich mit einem Rollkragen aufgetreten. Sie haben also nicht nur vom „Rollkragenfernsehen“ gesprochen, sondern haben es tatsächlich gemacht. Taten Sie das aus ästhetischen Gründen?

Ich kriegte Schwellungen am Hals, die mussten weggeschnitten werden. Der Arzt hat zu mir gesagt: „Sie dürfen keinen Kragen tragen, weil das reibt.“ Deswegen habe ich dann diese Pullis aus England geholt, die konnte man in Deutschland überhaupt nicht kaufen. Das waren die fünfziger Jahre. Unbewusst wurde das wieder eine Showbusiness-Mode. Andere fingen an, Rollkragen zu tragen. Ich glaube, ich besitze ein paar Hemden, aber es ist selten, dass ich ein Hemd trage. Im Sommer, ja klar. Aber das ist kein Markenzeichen, ich finde Rollkragen bequemer.

Probleme mit dem deutschen Dresscode

Bei der Produktion von „Musik aus Studio B“ haben Sie im Hotel Atlantik oder im Hotel Vier Jahreszeiten gewohnt. War es schwer, dort ein Zimmer zu kriegen, wenn man keine Krawatte hatte?

Die haben mich aus der Bar rausgeschmissen. Das war ein Ding. Zuerst war der Barkeeper da und hat gesagt: „Ich kann Ihnen nicht servieren.“ „Ich will nur ein Bier.“ „Nein, können Sie hier nicht trinken.“ „Wo kann ich das trinken?“ „Draußen in den Korridor können Sie gehen.“ Dann bin ich draußen in den Korridor gegangen und habe mein Bier getrunken und bin zu dem Geschäftsführer gegangen und habe mich beschwert. Der hat gesagt: „Gut, dann haben wir beide einen Fehler gemacht. Wir sind quitt.“ Ich habe den Fehler gemacht, dass ich in die Bar gegangen bin und der Barkeeper hat einen Fehler gemacht insofern, dass seine Art und

Weise mit mir zu reden, nicht so gut war. Und da haben sie sich dann gerechtfertigt. Aber dann später, der gleiche Mann hat die Esther Ofarim rausgeschmissen, weil sie in einem Hosenanzug reinging. Ich glaube, das war eins zuviel. Ich glaube, dann ist er weg.

Daran kann man sehen, wie viel sich verändert hat.

Ja, ich habe als Künstler da auftreten müssen in einem von diesen zwei Hotels in Hamburg. Ich habe eine weiße Smokingjacke und alles ganz normal und dann einen schwarzen Pulli. Ich war Künstler, das war mein Künstleroutfit. Durfte aber nicht ins Restaurant gehen. Die haben gesagt: „Ja, wir werden Ihnen gerne servieren in der Rezeption vom Hotel. Aber Sie dürfen nicht ins Restaurant gehen ohne Schlips.“ Ich habe andere Dinge erlebt mit Doppelzimmern. Ein amerikanischer Star hat versucht, ein Doppelzimmer mit einem anderen amerikanischen Star zu haben und ich stand hinter den beiden. Und der an der Rezeption hat gesagt: "Sind Sie verheiratet?" Und er sagte: „Is that necessary?“ Und da sagte der Rezeptionist: „We're in Germany, not America.“ Die mussten zwei Einzelzimmer nehmen und durch die Korridore laufen. Blöd!

Die NDR-Fernsehsendung „Musik aus Studio B“ lief neun Jahre und wurde 1970 eingestellt. Woran lag das aus Ihrer Sicht? Hatte das Konzept sich überlebt?

Das hat man weitergemacht. Ich habe ein Privatproblem gehabt mit dem damaligen Unterhaltungschef, der mittlerweile gestorben ist. Er kann nicht antworten und deswegen werde ich keine Attacke jetzt gegen ihn machen.

Das ist fair.

Das ist fairer, als er zu mir war. Auf jeden Fall. Das ging nach meinem Prinzip: Ich kann Leute nicht unterhalten, wenn ich selber nicht innerlich heiter bin. Wenn man down ist, dann hat man keine Lust mehr, das zu tun. So war es mit „Studio B“, dass ich gesagt habe, ich möchte meinen Vertrag nicht verlängern, wenn es zu Ende kommt. Das war, ich glaube 1969. Die haben das akzeptiert. Dann hieß es: „Ach, machen Sie es bitte.“ Ich habe gesagt: „Ja, vielleicht.“ Aber dann kam das Ende. Ich bin nach Mallorca gegangen und war sehr enttäuscht. Das war ein Höhepunkt, das Publikum wünschte nicht, dass die Sendung zu Ende ging. Es ist weitergelaufen die Sendung. Fünf Jahre weiter.

Aber nicht mit Ihnen.

Ohne mich.

Welche Gründe dafür auch immer verantwortlich waren, Herr Howland, ich ahne, dass es für einen Menschen schwierig ist, so populär zu sein und keine Sendung mehr zu haben, nicht mehr auf dem Schirm zu sein.

Ja, man kriegt irgendetwas auf den Deckel für eine Sache, das man eigentlich nicht gemacht hat.

Sie haben dann versucht, mit dem ZDF in Kontakt zu kommen.

Das war vorher. Vorher habe ich versucht, mit dem ZDF in Kontakt zu kommen. Ich habe bis jetzt kein Wort über Sigmar Börner gesagt. Sigmar Börner war der Regisseur von „Studio B“. Er war ein brillanter Regisseur und Redakteur. Er hat die Musik ausgesucht. Jede Sendung hat ein Thema gehabt, sei es Weihnachten, sei es Sommerfest, sei es dies und das und das. Er hat nette Themen ausgesucht und jedes Lied ist irgendwie ineinander gegangen, das war sehr lieb und nett. Wir beide haben die gleichen Schwierigkeiten gehabt. In anderen Worten: Man kann nicht arbeiten, wenn man unter einem Druck ist, wenn dauernd erzählt wird: „Ihr seid so schlecht.“ Wir sind zum ZDF gegangen, aber das hat nicht geklappt. Ich weiß auch nicht warum, vielleicht ging das auf einer Ebene, ein öffentlich-rechtlicher Sender wollte nicht den anderen ... Wer weiß? Alles, was hinter den Kulissen passiert, kriegen wir nie zu hören. Das hat nicht geklappt. Wir haben weitergemacht in Hamburg, bis ich von mir aus gesagt habe: „Jetzt habe ich genug.“ Und Sigmar hat weitergemacht mit Peter Fröhlich, der war der Schauspieler, Österreicher, ganz netter Kerl, aber der ist auch irgendwie, irgendwann ausgestiegen. Die Sache ist irgendwie im Sande gelaufen.

Das vorläufige Ende einer Karriere

Wie wird man mit so einer Situation fertig?

Na ja, das ist das Ende der Welt. Ich war unten auf Mallorca, habe ein Hotel gebaut und da ist genug Gelegenheit bei schlechtem Wetter in eine Kneipe zu gehen und zu versuchen, die Sorgen wegzutrinken. Es müssen sehr viele Leute Sorgen gehabt haben, denn da fand ich immer genug Leute. Ich muss sagen, das war nicht schlecht, die Zeit. Da hatte ich nichts außer dem Hotel und später dann ging das auch in Schwierigkeiten. Nicht finanzielle Schwierigkeiten, aber für mich Schwierigkeiten. Ich habe die Endstation erreicht. In anderen Worten: Da war ich derartig am Boden, dass weiter runter ging es nicht. Ich glaube, der Louis Armstrong hat ein Lied darüber gesungen: „When you're down, the only way's up“. Wenn man ganz unten ist, man hat kein Geld und lauter Leute kommen und sagen: „Du schuldest mir das und das und das.“ Was manchmal nicht der Fall war, aber die haben es gesagt und ich konnte nur einfach sagen. „Okay, was willst du denn haben? Die Jacke verkaufe ich dir.“ Wenn du nichts hast und du gehst die Straße entlang, guckst in die Schaufenster, was du nicht kaufen kannst, das ist ein schönes Gefühl.

Das hat mir gut getan. Ich habe sechs Monate vielleicht gelebt mit fünf Mark pro Tag, inklusive Unterkunft: Für mein Zimmer, für Hamburger, Rasierklingen. Das Zimmer hatte überhaupt keine Möbel drin, ich hatte eine Schaumzeugmatratze als Bett auf dem Boden. Ich hatte Null. Und das war nicht schlecht. Mir wurde klar, dass es keine Lösung für immer war. Aber in der Zeit habe ich sehr viel gelernt. Ich habe nicht getrunken, weil ich kein Geld hatte. Plötzlich, eines Tages habe ich gedacht: „Stop. Genug. Du gehst zurück nach Deutschland.“ Mit Mühe und Not habe ich den Flug bekommen und bin zurück nach Deutschland gekommen und die Leute haben mich empfangen, als ob ich nie weg gewesen wäre. Das war wieder ein Schock, aber ein positiver. Mein Fuß guckte durch die Schuhe, das ist kein Witz. Ich habe alles erlebt. Ich sage es nur so, wie es war. Ich will kein Mitleid, um Gottes willen. Deswegen habe ich gesagt, die Zeit war nicht schlecht. Dann ging es bergauf, ich habe meine Frau kennen gelernt. Und langsam ging alles prima und besser als je. Ich habe alles im Showbusiness entweder gelernt oder mitgemacht.

Der Moderator als Sänger

Sie waren auch als Schlagersänger populär. War das schon damals der Versuch, eine populäre Radio- und Fernsehfigur auch auf Schallplatte zu vermarkten? Oder wie sind Sie zu diesen Schlagererfolgen gekommen?

Ich war Discjockey und die meisten Leute, die erfolgreiche Platten gemacht haben, konnten nicht singen. Die Zeit des schönen Singens war Kokolores, war vorbei. Ich dachte: „Ich bin musikalisch, ich kann mindestens ein Lied singen.“ Wenn ich ein ‚e‘ singen muss, dann singe ich ein ‚e‘. Ich kann den Ton treffen. Wer einen Ton treffen kann, meines Erachtens nach, ist in der Lage, eine Hit-Platte zu machen, so lange das Lied in Ordnung ist. Und das habe ich mir gedacht, wenn die anderen das machen können, kann ich das auch. Ich habe versucht und versucht und versucht und alle haben gelacht und gesagt: „Nein, nein, nein“. Endlich hat Electrola hier in Köln, der Hans Bertram, hat mir meine erste Chance mit „Fraulein“ gegeben. „Fraulein“, das war ein Country- und Western-Hit in Amerika. Ich habe die deutsche Version gemacht. Das wurde ein großer Erfolg, ich habe das nur getan als, um zu sehen, ob das klappt oder nicht. Es hat geklappt. Ich singe immer noch heute und immer noch über dieses „Fraulein“. Ich würde sagen, ich habe mehr gearbeitet als Sänger, als alles andere.

Sie haben in Deutschland enormen Erfolg gehabt als Radiomoderator und als Fernsehmoderator. Sie haben Fernsehsendungen entwickelt auf der Basis von Hörfunkkonzepten. In Großbritannien selber

war dieser Erfolg nicht so groß. Wie erklären Sie Ihren ungeheuren Erfolg hier in diesem Lande?

Ich bin nicht die Person, das zu analysieren, finde ich. Sagen wir, dieser „Rollkragen-Approach“, diese lockere Art, alles zu verkaufen, egal was. Diese lockere Art kommt gut an und besonders, wenn man Dinge in Funk oder Fernsehen tut. Wenn eine Schellackplatte mir nicht gut gefallen hat im Fernsehen, habe ich das Ding von dem Plattenteller genommen und – zack – auf meinem Kopf kaputtgeschlagen. Ich meine die Platte, nicht den Kopf. All diese Dinge, die ich mich gewagt habe, was eigentlich jede normale Person tut zu Hause. Vielleicht war es diese Art. Ich habe England keine gute Chance gegeben, ich hätte länger dableiben sollen, wenn ich da meine Zukunft sah. Aber hier habe ich Filme gemacht und da wollte ich nach Hollywood. Mein Wunsch war Hollywoodstar. Komiker, nicht Liebhaber. Deutschland ist leider eine Einbahnstraße: Alles kann reinkommen, inklusive mich, aber wenig kommt raus. Ich rede nicht von der klassischen Musik, da hat Deutschland ein absolutes Monopol, mit Beethoven, Bach etc. Aber mit dieser Popmusik, mit Fernsehen und auch mit Büchern, sehe ich jetzt, das alles reinkommt, aber von hier ins Ausland zu kommen – klick – aus!

Aber einen Teil des Erfolgs kann man doch sicher auch darauf zurückführen, dass diese Radiostimme von Chris Howland mit diesem leichten britischen Akzent, mit der Lebhaftigkeit und der direkten Ansprache etwas war, was es sonst nicht gab.

Wenn ich das nicht getan hätte, hätte jemand anders das gemacht. Dass meine Stimme einen Wiedererkennungswert hat, ist natürlich ein Vorteil. Ich habe nichts damit zu tun. Mit anderen Worten: Ich rede nur und Leute erkennen mich sofort. Das ist natürlich ein Plus, aber ich bin der Meinung, dass es nicht wichtig ist, wie man etwas sagt. Die Stimme ist nur eine Visitenkarte, aber was draufsteht oder was diese Stimme sagt, ist auch wichtig. Zum Beispiel man trifft eine Frau, sie sieht so herrlich aus, so wunderhübsch und sie macht ihren Mund auf und redet so mit einem Dialekt ... Mit anderen Worten: Schönheit oder Wiedererkennungswert ist nur für die ersten paar Sekunden wichtig. Auf die Dauer muss man was bringen.

Nach dieser Karriere in Hörfunk und Fernsehen und auf Schallplatte leben Sie nach wie vor in der Nähe von Köln. Fühlen Sie sich in Deutschland zu Hause? Um es mit einem altmodischen Begriff zu fragen: Wo ist Ihre Heimat? In Deutschland oder in Großbritannien?

Die Frage ist gut. Ich habe mir selber die gleiche Frage gestellt. Ich muss ohne weiteres sagen, dass meine Heimat Deutschland ist. Ich bin hier zu Hause. England, wie ich England kenne, ist nicht mehr. Das existiert nicht mehr.

Sie haben mal gesagt: „Ich bin ein Engländer von damals.“

Ja, das ist wahr. Meine Vorstellung von England ist höchstwahrscheinlich alt. Wenn ich nach England gehen würde, dann würden die Leute sagen, der lebt in einer anderen Welt. Der lebt von gestern, irgendwie „back to the roots“. Ich habe immer noch das Gefühl, möchte gerne doch ein kleines Cottage irgendwo im Grünen haben, mit einem Hund und Obstgarten und einem Pub in der Nähe und all diese Dinge. Aber bis ich das gefunden habe, glaube ich, bin ich nicht mehr in der Wiese, sondern unter der Wiese.

„Happy Days“

Sie haben 1995 ein Buch veröffentlicht mit dem Titel „Happy Days“. Ein autobiographischer Text, keine Autobiographie, mit nachdenklichen und kurzweiligen Texten. Außerdem arbeiten Sie an zwei Büchern. Im Privatleben sprechen Sie englisch. Arbeiten Sie an zwei Büchern in englischer Sprache für den englischen Markt?

Eins war für den deutschen Markt. Das war so eine Detektiv-James-Bond-Persiflage. Die haben zu mir gesagt: „James Bond ist nicht mehr aktuell.“ Aber letzte Woche fingen die an zu drehen, den zwanzigsten Film von James Bond. Das Buch ist in einer Schublade. Das andere ist für den englischen Markt, wir haben schon diskutiert, warum ich das tue. Das ist irgendwie ein Hang, den ich habe. Ich kann kein Deutsch schreiben, meine Frau muss jede Zeile korrigieren. Dem, die, dessen und all diese Dinge, die ich leider nicht beherrsche. Ich lerne jetzt, wie arrogant meine Landsleute sind, weil ich kriege arrogante Antworten. Die wissen nicht, erstens, dass ich ein alter Herr bin, die glauben vielleicht, dass ich Mitte dreißig bin. Aber diese derartige Arroganz. Die sagen: „Wir haben genug Autoren.“ Und meine Antwort wäre: „Aber haben Sie genug gute Autoren?“ Das ist ein Unterschied. Das ist das erste Mal, dass ich einen sehr starken Widerstand finde. Aber, je mehr Widerstand, desto mehr schiebe ich von meiner Seite. Mit meinem Buch „Happy Days“ wollte ich keine Autobiographie schreiben, sondern mehr Geschichten mit starkem autobiographischen Einfluss. Das Buch ist okay gegangen, aber meines Erachtens nach braucht das Publikum mehr Fleisch. Ich muss höchstwahrscheinlich lernen, ein bisschen eckiger zu sein, nicht so glatt schreiben. Vielleicht muss ich lernen, irgendetwas zu schreiben, was nicht hundertprozentig von mir kommt, aber das ist Showbusiness. Vielleicht muss man dann wieder irgendetwas sein, das man nicht ist, um die erste Aufmerksamkeit zu bekommen. Dann kann man später sanft übergehen zu dem, was man in Wirklichkeit schreiben will. Das ist meine nächste Sa-

che, die ich machen muss. Ich bin jetzt dreiund-siebzig. Ich habe immer noch ein bisschen Zeit, diese Sache zu erobern.

Kontinuität im deutschen Rundfunk?

Sie haben freundlicherweise Ihr Alter genannt. Ihre erste Radiosendung in einem deutschen Sender ist 1952 ausgestrahlt worden, Ihre erste Fernsehsendung 1953, in einer Zeit, in der es nur ein Mittelwellenradioprogramm gab in Nord- und Westdeutschland. UKW war erst ganz langsam in der Entwicklung. Die einzigen Konkurrenten waren BFN und AFN. Als Sie anfangen, Fernsehen zu machen, hatten Sie fünfhundert Zuschauer. Es gab in der Zeit „Musik aus Studio B“ nur dieses eine Fernsehprogramm der ARD, das ZDF kam einige Jahre später dazu. Heute gibt es dreißig Radioprogramme auf UKW, über dreißig Fernsehprogramme im Kabel. Sehnen Sie sich nach der guten alten Zeit zurück, wo Sie mit Ihren Programmen konkurrenzlos waren, weil es nichts anderes gab? Hat sich aus Ihrer Sicht etwas verändert in diesen fünfzig Jahren?

Ja, wir haben uns beide verändert. Das heißt, die Entwicklung von einem Programm zu vielen, und ich habe mich auch entwickelt, vielleicht in eine andere Richtung. Ich weiß, dass überall, wo ich heute hingeh, Leute „Studio B“ rufen. Ich finde es für meine rein persönliche Meinung schade, dass ich so wenig Geld bekommen habe, damals für dieses „Studio B“ und auch für „Vorsicht Kamera“, wenn man sieht im Vergleich, was Leute heute verdienen, die ungefähr tun, was ich früher gemacht habe. Ich sage nicht besser oder weniger besser. Das steht auf einem ganz anderen Blatt. Ich bin kein Millionär – okay, ich bin dreimal geschieden, das hilft auch nicht, aber selbst dann, selbst ohne das – diese astronomischen Zahlen, die die heute bekommen. Das ist das einzige, wo ich sagen kann, vielleicht war ich, wie Erich Mende gesagt hat, doch vor meiner Zeit. Aber sonst ... Man kann jeden Tag Fernsehen machen und es gibt Tausende, wenn nicht Millionen Leute, die das nicht gesehen haben.

Das hat sich verändert.

Früher war es anders: Man ist im Fernsehen und heute oder morgen sagen alle: „Das war schön“. Heutzutage ein großer Star zu werden, ist viel schwerer, weil man viel länger braucht. Ich glaube Thomas Gottschalk und Günther Jauch, die zwei sind höchstwahrscheinlich die letzten Stars auf diese Art und Weise. Alles andere sind Eintagsfliegen. Selbst die jungen Damen – ich nenne keine Namen – die großen Erfolg jetzt haben und auf dem Titelblatt aller Zeitungen sind. In zehn Jahren werden sie Schwierigkeiten haben. Das tut mir leid.

Hoffentlich haben die genug Geld heute verdient, um, sagen wir, in eine andere Richtung zu gehen. Die ganze Szene hat sich verändert. Aber ich glaube auch, dass, wer irgendetwas geben kann zu seinem Publikum – und was das Publikum braucht, ich glaube, ist Menschlichkeit und eine gewisse Wärme – dann ist es egal, wie viele Sender es gibt. Es wird länger dauern, aber die werden auch länger bleiben. Was für mich heute quasi unbezahlbar ist, ich habe keine Hitplatte, ich habe keine Fernsehsendungen, eigentlich tue ich nichts, aber die Leute freuen sich immer, wenn sie mich sehen, und die rufen „Pumpnickel“. Als ob ich eine große Figur bin im Fernsehen. Und das bin ich nicht.

Aber Sie waren es.

Okay. Das Publikum ist immer noch so lieb und höflich zu mir, obwohl, wie gesagt, ich in der letzten Zeit nichts Besonderes gemacht habe. Das ist ein Beweis, dass ich irgendetwas Gutes gemacht habe. Deswegen ist mein deutsches Publikum für mich ein irrsinnig treues Publikum. Ob die Engländer so sind oder nicht, weiß ich nicht. Aber in Deutschland – auf jeden Fall – Kompliment!

Fünfzig Jahre Rundfunk- und Fernsehgeschichte – programmgeschichtliche Anstöße sind mit Ihrem Namen verbunden. Sie haben beim NWDR angefangen, dem Sender in der britischen Besatzungszone, der nach dem Vorbild der BBC konzipiert wurde. Aus diesem NWDR sind NDR, WDR und der Sender Freies Berlin hervorgegangen. Haben Sie eine Meinung zu diesen fünfzig Jahren Entwicklung, wenn Sie das mit der Entwicklung der BBC vergleichen? War das eine parallele Entwicklung? Gibt es eine Tradition der BBC, die Sie heute noch im deutschen Rundfunk- und Fernsehsystem erkennen?

Da tapse ich ein bisschen im Dunkeln, weil ich höre nur die BBC. Jeden Tag, das ist ein wichtiger Teil dieser Stunde, die ich jeden Tag im Bett liege mit einer Tasse Tee und ich höre dann alles, was in England passiert und auch in der Welt, durch die BBC serviert in einer fantastischen Art und Weise. Ob das auch mit deutschem Rundfunk das gleiche ist, darauf kann ich keine Antwort geben. Oder zum Beispiel das Fernsehen: Wenn wir deutsches Fernsehen anschauen, ob die BBC besser ist – das kann ich nicht sagen. Es gibt manchen Sender in England, nicht BBC, die hervorragende Sendungen bringen, besonders Comedy-Sendungen und die Soaps. Manche sind so gut und so clever gemacht,

das die kleine Kunstwerke sind. Da gibt es eine Food-Sendung jetzt, von morgens bis abends wird gekocht. Das ist enorm. Das ist ein Teil von BBC. Die Entwicklung ist anders geworden. Alles wird getestet.

Die entscheidende Gruppe sind die Vierzehn- bis Neunundvierzigjährigen, weil die für die Werbewirtschaft interessant sind.

Ja, das ist aber furchtbar und alle halten sich dran. Auch die, die von der Werbung eigentlich nicht beeinflusst werden sollen, d.h. die ARD. Wir zahlen Rundfunkgebühren, wir müssen. Und ARD und ZDF, meines Erachtens nach, sollen die dann eine Alternative bringen zu dem, was die anderen bringen. Ich sage immer, wenn wir das Private diskutieren, wenn der Werbeleiter einer Waschpulverfirma zu dem Fernsehsender sagt: „Ihre Sendung gefällt mir nicht. Ich nehme meine Waschpulverwerbung weg.“ Ist dieser Werbeleiter von der Waschpulverfirma eigentlich indirekt der Unterhaltungschef von diesem Sender. Er ist der Programmdirektor des Senders. Er bestimmt, was gesendet wird. Und die grauen Panther wie ich werden draußen gelassen. Das ist eine Entwicklung, die ich in England nicht sehen kann. Ich sage, das ist nicht amtlich, bis jetzt habe ich das nicht gesehen.

Aber der „graue Panther“ Chris Howland hat doch einen kleinen Ausflug zu einem kommerziellen Radioveranstalter gemacht. Sie waren bei Radio Schleswig-Holstein.

Ja, da habe ich wieder ein Experiment gemacht im Funk, weil ich so viele böse Briefe bekommen habe, dass ich mich wegen meinem Deutsch in den Keller verbannt habe. Und ich habe so zusammen mit der Jingle-Core im Keller gelebt in der Fantasie und da habe ich Fantasiefunk gemacht. Das ist gut angekommen. Ja, ich habe das gemacht und das würde ich gerne machen. Ich habe überlegt, ob ich nicht in das Internet gehen würde nächstes Jahr mit meiner eigenen Sendung. Eine Stunde pro Tag Quatsch machen – oder nicht Quatsch. Wenn es soweit ist mit dem Internet, dass es nicht zu teuer wird, so etwas zu machen, das werde ich dann in Englisch machen und dann weltweit.

Herr Howland, ich danke Ihnen herzlich für dieses Gespräch.

Peter von Rügen führte das Interview am 24. Januar 2002.

Zur Person: Heinz Werner Hübner



geboren am 18. April 1921 in Potsdam

von 1927 bis 1939 Schulbesuch in Potsdam, Abitur

danach bis 1945 Arbeitsdienst und Wehrmacht

nach Kriegsende im Lazarett, danach freiberuflicher Journalist in Hamburg

wird am 15. Oktober 1946 Nachrichtenredakteur beim NWDR in Hamburg

ab April 1949 Dienstleiter Nachrichten im NWDR, zusätzlich Mitarbeiter bei verschiedenen Tageszeitungen und den Sendungen „Echo des Tages“ und „Umschau am Abend“ des NWDR

1954 erscheint sein Roman „Das Floß der Vertriebenen“ über das Kriegsende in Ostpreußen

nach der Auflösung des NWDR als Dienstleiter Nachrichten beim WDR in Köln tätig

wechselt 1963 zur Deutschen Welle (Ressort Außenpolitik), beteiligt an zeitgeschichtlichen Fernsehdokumentationen („Der Erste Weltkrieg“, „Reichswehr und Wehrmacht“, „1932 – ein deutsches Jahr“)

ab Mai 1966 stellvertretender Leiter des WDR-Fernsehstudios in Bonn

zwischen 1967 und 1972 stellvertretender Chefredakteur Fernsehen des WDR (unter anderem verantwortlich für „Weltspiegel“)

danach Koordinator Politik, Gesellschaft und Kultur in der Programmredaktion Deutsches Fernsehen der ARD

tritt 1977 die Nachfolge Werner Höfers als Programmdirektor des WDR-Fernsehens an

Heinz Werner Hübner ist seit 1985 pensioniert

**„Man muss in einem Programm darauf achten,
dass es nicht nur eine Meinung gibt.“**

Heinz Werner Hübner über die Notwendigkeit fundierter Geschichtskennntnis und die Gefahr der Nachrichtenverwässerung im Gespräch mit Peter von Rügen

(Peter von Rügen) Herr Hübner, Sie wurden am 18. April 1921 in Potsdam geboren, sind also eigentlich Preuße. Das Ende der Weimarer Republik und den Beginn des Nationalsozialismus erlebten Sie als Schüler. Welche persönlichen Erinnerungen haben Sie an diese Phase der deutschen Geschichte?

(Heinz Werner Hübner) 1933 war ich zwölf Jahre alt. Schon damals interessierte ich mich für Politik. Ich las sehr viel Zeitung und eine meiner frühesten Erinnerungen ist, wie mein Vater im Wohnzimmer an dem Radioempfangsgerät mit Kopfhörer saß und der Beerdigung Stresemanns zuhörte. Das war 1929. Aber direkte Erfahrungen mit dem politischen Geschehen der Weimarer Republik habe ich als Zehn- oder Zwölfjähriger nicht gemacht.

Haben Sie als Zwölfjähriger diesen Übergang ins Dritte Reich bewusst miterlebt?

Ja natürlich. Auch das ganze Jahr 1932 habe ich schon sehr bewusst erlebt. Es fanden drei Wahlen statt, die in Berlin und in vielen Großstädten – zum Teil auch auf dem Lande – ja auch auf der Straße ausgetragen wurden: Zwischen den Kommunisten auf der einen und den Nationalsozialisten auf der anderen Seite. Ich kann mich in diesem Zusammenhang an ein anderes Ereignis erinnern: In den großen Ferien war ich bei Verwandten in der Nähe von Hamburg zu Besuch, als der so genannte Alto-naer Blutsonntag stattfand. Diese Begebenheit erregte natürlich viele Menschen in meinem Umfeld, also die erwachsenen Freunde und Bekannten meiner Tanten und Onkels redeten darüber. Auch als Junge bekam ich also schon mit, dass da etwas im Gange war. An den Wahlenden haben wir immer Radio gehört: Es wurde stundenlang berichtet, wie viel Prozent und wie viele Stimmen diese und jene Partei hatte. Man war schon politisch involviert, möchte ich mal sagen. Man konnte daran gar nicht vorbeigehen. Dann erinnere ich mich, dass das Infanterie-Regiment 9 im August 1932 vom Manöver zurück nach Potsdam kam. Meine Eltern wohnten damals am Jägertor und an der Kaiser-Wilhelm-Straße war das SA-Lokal. Die Mannschaften und Offiziere, zum Teil beritten, rückten wieder in die Kasernen ein. Die SA-Leute brachten andauernd ein Hoch auf die Reichswehr aus. Einige jüngere Offiziere grüßten wohlwollend zurück.

Gab es eine innere Verbindung?

Ja. Andere hingegen guckten weg. So etwas registrierte man als Junge. Außerdem wurde in den Familien natürlich viel über Politik gesprochen. Ich erinnere mich noch an eine Geschichte, die sich allerdings nach 1933 zutrug: Meine Eltern waren mit einem Redakteur der damaligen Potsdamer Tageszeitung bekannt. Es fand wieder eine Wahl statt und meine Eltern saßen, das haben sie mir später erzählt, unter anderem mit diesem Redakteur zusammen in einem Restaurant. Er sagte dann, dass er noch einmal in die Redaktion müsse. „Ich möchte wissen, wie viel Prozent wir haben, ob es 93 oder 94 sind“. Einen Tag vor der Wahl schon.

Die Wahlergebnisse waren gefälscht. War denn Ihr Elternhaus politisch geprägt?

Nein, nicht sehr. Mein Vater war sicherlich deutsch-national. Er war in der frühen Phase der Weimarer Republik sicherlich ein Sympathisant der DVP, also Deutsche Volkspartei.

Eher national-liberal?

So ist es. Aber er war nie in einer Partei und nicht politisch engagiert.

Sie waren bis 1933 in einer bündischen Jugendorganisation. Was war das für eine Organisation?

Es gab unendlich viele. Ich war in der „Freischar junger Nation“. In meiner Klasse im Realgymnasium waren wir 35 oder 36 Jungs. Vor 1933 waren davon zwei Drittel „organisiert“. In der Regel handelte es sich um nationale Vereine oder Bünde für die Jugend eben. Dann gab es eine Scharnhorst-Jugend, das war die Jugendorganisation der Deutsch-Nationalen, die auch damals schon Uniformen trugen. Die waren militärähnlich. In der Hitler-Jugend waren vor 1933 nur drei oder vier von uns. Ich bin da eigentlich nur eingetreten, weil ein Freund von mir in der Freischar war. Ein ande-

Gespräch

rer Schulkamerad war im Verein „Marine Jugend Vaterland“.

Klingt auch deutsch-national.

Sehr national war das. Die trafen sich im kaiserlichen Yachtclub. Da ich immer schon marinebegeistert war und sehr viel auf der Havel mit dem Boot unterwegs war, wollte ich eigentlich da eintreten. Aber der andere Freund hatte mich überzeugen können.

Gab es ein politisches Profil dieser Jugendorganisation, in der Sie vor 1933 waren?

Na ja, ein nationales Profil.

Nach 1933 sind Sie in die Hitler-Jugend gekommen.

Wir sind alle geschlossen in die Hitler-Jugend gekommen. Die Hitler-Jugend teilte sich: Bis 14 Jahre war man im Jungvolk und über 14 kam man in die Hitler-Jugend. Ich kam also in das Jungvolk und die Älteren aus der bündischen Jugend gingen in die Hitler-Jugend. Als ich 14 wurde, ging ich in die Marine-Hitler-Jugend. Das war in Potsdam eigentlich eher ein Verein. Ja, und die Marine-Hitler-Jugend verblasste, wenn die Tanzstunde begann. Dann ließ das Interesse an der Hitler-Jugend bei vielen – nicht bei allen – nach. Ich kann an dieser Stelle vorgreifen: Seit 1946 war ich im Hamburger Funkhaus tätig und dort fand auch eine Entnazifizierung statt.

Da sind Sie befragt worden?

Ja, in Gegenwart eines britischen Colonel, glaube ich. Ich weiß nicht, ob er Emigrant war. Man wurde einzeln befragt, auch Hugh Carleton Greene war dabei.

Der britische Chefkontrolleur für den Rundfunk.

Ja. Der britische Offizier fragte mich, warum ich denn im Verein für das Deutschtum im Ausland, VDA, war. Da waren alle drin, bereits vor 1933. Es gab vom VDA Heftchen, in die man Marken kleben konnte, die man jeden Monat für fünf Pfennig kaufen konnte. Das erklärte ich also. Dann fragte der Offizier nach meinem Grund für den Eintritt in die HJ. „Wir sind alle eingetreten“, erklärte ich und er fragte nach politischen Impulsen oder Interessen, die man damit gehabt hätte. Ich sagte ihm, dass ich damals 12 Jahre alt war. Daraufhin sagte Hugh Carleton Greene: „Nun ist es gut, nun ist es gut.“ Damit war meine Entnazifizierung beendet.

Herr Hübner, Sie waren nie Mitglied der NSDAP. War das Zufall oder steckte dahinter eine bewusste Entscheidung Ihrerseits?

Ich wurde Soldat und hatte nie den Gedanken, in die Partei einzutreten, obwohl sich in den Jahren 1937, 1938 schon deutlich bemerkbar machte, dass man wahrscheinlich gewisse Vorteile hätte, wenn man in welcher Organisation auch immer Mitglied

wäre. Viele sind eingetreten, um den Schein zu wahren oder den Benachteiligungen auszuweichen, die vielleicht zu erwarten waren, wenn man nicht organisiert war. In bestimmten Positionen war eine Mitgliedschaft wahrscheinlich unausbleiblich, wie zum Beispiel beim Lehrerberuf. Aber mir blieb das alles erspart. Ich wurde Soldat.

Sie haben während des Krieges auf den Treffen der Hitler-Jugend englische Schallplatten gehört. Das war doch nicht normal?

Einer der Jungs aus der Hitler-Jugend war etwas älter als ich. Er hatte Verwandte in England und fuhr in den Ferien in die Nähe von London, von wo er Schallplatten mitbrachte. Damals hörte man Henry Hall, das war BBC. Eine Sendung war der Fünf-Uhr-Tee, den man im Radio hören konnte. Auf diese Weise versuchten wir anders zu sein. Swing hörten wir natürlich auch. Man rauchte – wobei ich nicht rauchte – und legte die Schachteln in der Eisdielen auf den Tisch. Man trug auch lange Haare. Wir waren nicht politisch motiviert, sondern wollten anders sein.

Sie haben BBC gehört, haben Sie auch den deutschen Dienst der BBC schon gehört?

Nein. Und nachher war es im Krieg praktisch unmöglich.

Das waren die so genannten „Radioverbrecher“, die das taten. Viele von ihnen wurden dafür auch mit dem Tode bestraft.

Sie waren von 1941 bis 1945 Soldat. Erinnern Sie sich noch an das Kriegsende im Mai 1945? Haben Sie das als Befreiung oder als Niederlage erlebt?

Ich habe einen Roman geschrieben, der das letzte halbe Jahr des Krieges in Ostpreußen beschreibt: „Das Floß der Vertriebenen“. Als Soldat habe ich den Rückzug der deutschen Armee in Ostpreußen mitgemacht. Dort wurde ich verwundet und daraufhin Ende März 1945 von Pillau aus mit einem Schiff nach Danzig auf die Reede gebracht, wo ich auf ein großes Hapag-Schiff umgeladen wurde, das uns bis in die Nähe von Kopenhagen brachte. Von Kopenhagen wurden wir in einen Lazarettzug nach Deutschland gebracht. Die Reise endete dann in einem Lazarett in einer Schule in Hamburg-Farmsen, wo auch eine Tante von mir wohnte. Farmsen war damals noch ein Dorf, heute ist es ein Stadtteil von Hamburg. So war ich gleichzeitig im Lazarett und bei meiner Tante zuhause. Obwohl mein Bein eiterte, fuhr ich per Anhalter nach Schleswig, weil ich hoffte, dass aus meiner Batterie auch noch andere gerettet worden waren. Das war aber nicht der Fall.

Kapitulation 1945

Wollen Sie damit sagen, dass aus Ihrer Batterie niemand überlebt hat?

Es haben etliche überlebt, gerieten aber in Gefangenschaft und kamen nach und nach zurück. Ich wurde nach meiner Entlassung aus dem Lazarett in die Kaserne nach Rendsburg verlegt, wo ich am 5. Mai 1945 die Kapitulation von Nordwestdeutschland erlebte. In dieser Kaserne waren alle möglichen Soldaten: Luftwaffe, Marine, Heer. Es waren „vielfach Genesene“, wie es damals hieß. Unsere Kapitulation spielte sich so ab, dass ein englischer Jeep mit vier Mann Besetzung kam. Wir mussten dann auf dem Hof antreten. Dort befahl der britische Offizier dem Offizier, der das Kommando in der Kaserne hatte, dass er alle Waffen einsammeln und lagern solle. Die vier Mann fuhren wieder weg und die Befehle wurden ausgeführt.

Wissen Sie noch, was Sie fühlten, als die Nachricht der Kapitulation kam?

Das war zunächst einmal eine innere Befreiung, weil zum Beispiel die Luftangriffe aufhörten. Ich möchte hinzufügen, dass ich 1943 nach Stalingrad in einer – ich möchte mal sagen – sehr intelligent zusammengesetzten Batterie war: sehr viele Berliner und etliche Intellektuelle, die meisten waren älter als ich. Viele hatten also die Weimarer Zeit in Berlin miterlebt. Richtige Nazis hatten wir in der Batterie so gut wie keine. Ich kann mich jedenfalls an keine erinnern. Bei mir und auch bei einigen späteren Freunden hatte sich die Idee festgesetzt, irgendwie zu überleben. Das war die Hauptsache geworden. Doch von diesem Gedanken bis zum Kriegsende waren es noch nahezu zwei Jahre, also eine lange Zeit. Und es war keine lustige Zeit. Ich war Artilleriebeobachter, also immer bei der Infanterie. Es kann also nicht von Enthusiasmus oder ähnlichem gesprochen werden.

In Ihrer Batterie gab es nach Stalingrad keine Kriegsbegeisterung mehr?

Überwiegend nicht, nein.

Sie haben sich nach Kriegsende einen Stempel besorgt und haben sich selbst aus der deutschen Armee entlassen. War das so?

Im Lazarett lag ich zusammen mit einem Oberwachtmeister, der Berufssoldat war. Er war in der Artillerieabteilung, der ich auch angehörte und er hatte einen Feldpoststempel. Wo er den her hatte, weiß ich auch nicht. Eine Schreibmaschine gab es auch und wir schrieben uns dann eine Entlassung und beglaubigten sie mit dem Feldpoststempel. Mit dieser Entlassung bin ich dann zu meiner Tante nach Farmsen gegangen. Sie wohnte in der Nähe der Polizeistation, in der es einen alten Polizeiwachtmeister gab, den meine Tante natürlich kannte. Wie gesagt, es war ein Dorf. Er beglaubigte

meinen Wohnsitz bei meiner Tante. Dann zog ich von der einen Tante in Farmsen zu einer anderen Tante nach Wellingsbüttel. Das war im Juli. So wurde ich plötzlich Hamburger und musste nicht um die damals übliche Zuzugsgenehmigung nach Hamburg bitten. Hamburger zu sein war wichtig, um dort wohnen zu können und auch Lebensmittelkarten und dergleichen zu bekommen.

Das war das Jahr 1945. 1946 begannen Sie beim Nordwestdeutschen Rundfunk. Ab wann war Ihnen klar, dass Sie Journalist werden wollten beziehungsweise werden mussten?

Ach, schreiben wollte ich eigentlich immer schon, auch als ich noch Schüler war. Ich hatte auch während des Krieges Zeitung gelesen. Es gab die „Deutsche Allgemeine Zeitung“, „Das Reich“. Diese Zeitungen bekam man auch während des Krieges mit der Feldpost. Aus dem „Reich“ war mir ein Wirtschaftsredakteur in Erinnerung geblieben, der damals aus Hamburg berichtete. Dieser Mann hieß Frankenfeld. Später wurde er Redakteur beim „Hamburger Anzeiger“, wenn ich mich recht erinnere. Dessen Nummer habe ich mir jedenfalls aus dem Telefonbuch herausgesucht und als ich ihn anrief, sagte er mir, dass die Berufsvereinigung Hamburger Journalisten gegründet würde. Außer dem britischen Militärblättchen gab es noch keine Zeitungen in Hamburg. Bei dieser Gründung trafen sich etwa 50 oder 60 Menschen, darunter waren Erich Klabunde, der spätere Bundestagsabgeordnete. Kurz und gut: Diese Hamburger Berufsvereinigung wurde gegründet und wir trafen uns parallel dazu in einem Büro der „Kölnischen Illustrierten“ in der Poststraße. Hans Schmidt, der vor dem Kriege im „Fremdenblatt“ Wirtschaftsredakteur war, war auch dabei.

Der arbeitete schon beim NWDR?

Der arbeitete schon beim NWDR. Er war es dann auch, der mich eines Tages fragte, ob ich nicht auch zu Radio Hamburg kommen wolle.

Sie waren auch Schatzmeister des „Clubs junger Journalisten“. Was war das für eine Vereinigung?

Der „Club junger Journalisten“ hatte zehn oder zwölf Mitglieder. Wir machten mit diesem Club zwei Veranstaltungen: eine im ehemaligen Kasino der Luftwaffe und eine auf der „Jan Molsen“, einem Passagierschiff, das damals zwischen Hamburg und Cuxhaven verkehrte. Dazu hatten wir alle möglichen Leute eingeladen. Unter anderem waren Ernst Rowohlt und Gregor von Rezzori dabei. Rezzori war auch schon beim NWDR.

Ihr erster Artikel wurde 1947 im „Heideboten“ gedruckt. Diese Zeitschrift kam aber nicht über eine Nullnummer hinaus. Über was haben Sie da geschrieben?

Es handelte sich nahezu um eine Reisereportage. Im Mai 1946 ging ich schwarz über die Grenze der SBZ und schlug mich bis Berlin durch, wo ich auch Bekannte hatte. Also schrieb ich eine Reportage über die Erlebnisse meiner Schwarzfahrt von Hamburg nach Berlin und schilderte auch, was ich in Berlin sah und erlebte. Diese Reportage wurde in dem Journal auf Hochglanzpapier gedruckt. Der Herausgeber muss irgendwelche Vorräte aufgetan haben. Aber es war eine Nullnummer und dabei blieb es denn auch.

Die Anfänge beim NWDR

Wie begann Ihre Arbeit beim Hamburger Sender?

Hans Schmidt, der später Leiter der Nachrichtenredaktion wurde, sagte, dass ich doch mal vorbeikommen solle. Im Sender traf ich dann einen deutschen Leiter, Dr. Jenisch, und einen britischen Controller namens Fletcher. Fletcher war ein englischer Zeitungsredakteur, der fließend deutsch sprach. Die erste Meldung, die mir aufgetragen wurde, war eine Vier-Zeilen-Meldung, in der es darum ging, dass in einem Haus in einer Parallelstraße der Baker Street in London eine Plakette angebracht wurde, weil Franklin D. Roosevelt in diesem Haus wohnte, als er in London studierte. Ich tippte meine Meldung auf die Rückseite von bedrucktem Papier. Das war damals üblich. Mit der Meldung musste ich dann zu Fletcher, dem englischen Controller. Er schüttelte den Kopf und strich an meinen Zeilen herum. Ich habe diese Meldung, glaube ich, vier- oder fünfmal schreiben müssen. Das war der Beginn meiner Ausbildung, wenn Sie so wollen. Fletcher war sehr streng, sehr diskussionsfreudig und man lernte eben die englische Art des Nachrichtenjournalismus, in dem Fakten zu berichten sind, ohne Meinung, ohne Adjektive.

Die Prinzipien des britischen Journalismus wurden also anhand von Meldungen, die Sie geschrieben hatten, erläutert? Gab es auch theoretische Einführungen in den Journalismus?

Nein, das gab es nicht.

Sie sagten bereits, dass dieser Kontrolloffizier Fletcher darauf achtete, dass Sie wenig werthaltige Adjektive verwendeten, dass Sie Meinung und Kommentar auseinander hielten. Ist das auch am konkreten Beispiel erläutert worden?

Es wurde nicht direkt erläutert, man hat es erfahren. Eine andere Art zu schreiben wurde nicht akzeptiert, kam also nicht in die Sendung.

War die Vorbildfunktion der BBC und die Tradition des angelsächsischen Journalismus auch Gegenstand der Gespräche mit Fletcher?

Natürlich. Die BBC hörte uns auch ab, wenn Sie so wollen. Unsere Nachrichtensendungen liefen im-

mer eine Viertelstunde vor den Nachrichten der BBC. Wenn in London irgendetwas missfiel, kam sofort ein Anruf. Dazu habe ich ein sehr schönes Beispiel zu einer Abendsendung um 21.45 Uhr. Die Geschichte spielt allerdings etwas später: Damals gab es noch das so genannte „press release“, also Meldungen, die von der britischen Militärregierung herausgegeben wurden. Der damalige Finanzkommissar der britischen Militärregierung in Deutschland besuchte das Ruhrgebiet und ließ verlauten, dass für den Wiederaufbau mindestens drei Milliarden Pfund gebraucht würden. Die Sendung lief also schon und ich formulierte schnell vier oder fünf Zeilen, in denen es hieß, dass der Finanzkommissar versprach, für den Aufbau des Ruhrgebiets etwa 300 Millionen Pfund zur Verfügung zu stellen. Mister Fletcher war an diesem Abend nicht im Sender, sondern im Anglo-German-Club und wurde natürlich informiert. Die Folge waren wütende Proteste aus dem englischen Deutschland-Ministerium. Fletcher kam dann direkt vom Club zum Rothenbaum und war sehr erregt. Er wurde aus den Reihen des Deutschland-Ministeriums ziemlich angepöfeln und fragte mich, warum ich das getan hatte. Ich antwortete: „Das tut mir leid, ich habe das überlesen, es war englisch und die Sendung lief schon.“ Mit einem „Ja, ist gut“ beendete er diese Situation. Er hat deswegen mit Sicherheit sehr viel Ärger gehabt. Damals fiel mir aber noch etwas Bewundernswertes auf: Ein deutscher Vorgesetzter hätte diesen Patzer sicher immer wieder zitiert, aber Fletcher hat nie wieder ein Wort darüber verloren.

Trotzdem war diese Zeit nicht sehr einfach für Sie, Herr Hübner. Im Juni 1977 in der „Süddeutschen Zeitung“ sagten Sie über diese Zeit: „Ich habe dort schwer Fuß gefasst“.

Ja, anfangs war es recht und schlecht. Also, die ersten vier Monate bin ich vor allem dank Dr. Jenisch, dem deutschen Chef, gut zurecht gekommen. Er ging dann aber nach Stockholm, weil seine Familie noch in Schweden wohnte. Nach ihm übernahm Hans Schmidt die kommissarische Leitung. Nach diesen ersten schwierigen Monaten begriff ich langsam und wurde dann auch bald so genannter Dienstleiter.

Der NWDR als verwaltungsfreie Zone?

Wie muss ich mir denn 1946/1947 die soziale Situation vorstellen? War es ein Privileg, beim NWDR zu arbeiten?

Das glaube ich schon. Schon allein deshalb, weil man dort Bons für eine Mahlzeit bekam. Diese Mahlzeit konnte man mittags oder abends essen, wegen des Schichtdienstes. Besonders in dem schlimmen Winter 1946/47 war das ein Privileg.

Zum anderen war die Tatsache, überhaupt Arbeit und Beschäftigung zu haben, auch etwas Besonderes. Auch mit Hinblick auf dem Sektor der Nachrichten, denn Zeitungen wurden schließlich gerade erst gegründet.

Und wenn es welche gab, erschienen sie nur dreimal in der Woche und waren dünn.

Das auch. Nachmittags und vormittags gab es auch noch Stromsperrern, der NWDR hatte dann Sendepause. Es wäre schließlich sinnlos zu senden, wenn niemand zuhören konnte. Vielleicht noch eine Episode: Nachdem ich drei Monate beim NWDR gearbeitet hatte, fragte ich nach Weihnachten den Verwaltungschef Carl Thielbeer nach einem Gehalt. Ich traf ihn abends in der Kantine und sagte: „Hören Sie mal, Herr Thielbeer, ich bin nun schon drei Monate hier und habe noch kein Gehalt bekommen.“ Er zog dann ein dickes Notizbuch aus der Tasche und sagte: „Ja, wenn Sie hier nicht drin stehen, kriegen Sie auch kein Geld.“ Er trug mich ein und ich bekam dann mein Gehalt von 300 Reichsmark. Ja, so einfach war das damals.

Sie haben im August 1985 über diese frühe Zeit im NWDR in der „Zeit“ folgendes geschrieben: „In jener Zeit bestand die Verwaltung in Hamburg aus ihrem Leiter und einem Mann an der Kasse. War der Name nicht im Notizbuch des Verwaltungsleiters, das er in der Gesäßtasche bei sich trug, bekam man kein Gehalt.“ Waren das tatsächlich goldene Zeiten? War dieser NWDR eine verwaltungsfreie Zone?

Na ja, es handelte sich um einen Sender im Aufbau, wie man heute sagt. Das änderte sich natürlich auch sehr bald. Schon 1947/48 gab es einen so genannten Apparat. Später kam der Verwaltungsdirektor hinzu, dann ein Technischer Direktor. Die Verwaltung entwickelte sich relativ zügig. 1948, als Adolf Grimme kam, war der NWDR schon ein richtiger Apparat.

Zu der Zeit war der Nordwestdeutsche Rundfunk mit dem Sendegebiet von Flensburg bis Köln, 1948 sogar noch Berlin, die drittgrößte Rundfunkanstalt des Kontinents. Dass dieses große Unternehmen nicht ohne Verwaltung funktionieren konnte, ist klar. Der NWDR wird oft in dem Sinne beschrieben, dass es zu Beginn des Senders noch keine Verwaltung, keine Bürokratie gab. Ist das Verklärung oder war das wirklich so?

Anfangs war es so, wobei das nicht nur für den Rundfunk galt, sondern auch für öffentliche Verwaltungen und sogar den ersten Bundestag. Der war im Vergleich zu dem heutigen noch überschaubar. Die Abgeordneten hatten noch keine Referenten und noch keine eigenen Büros. Dass es einen gewissen Verklärungseffekt hat, wenn man wie ich diese frühen Zeiten miterlebt hat, ist ganz

logisch. Doch mit dem geringen Verwaltungsaufwand könnte man einen heutigen Westdeutschen Rundfunk oder einen anderen Sender gar nicht mehr betreiben. Das wäre unmöglich.

Welche Nachrichtenquellen hatten Sie als Jungredakteur, aus denen Sie Nachrichten machen mussten?

Es gab zwei deutsche Nachrichtenagenturen: Den German News Service (GNS) und später gab es die Deutsche Nachrichtenagentur (DENA) in der britischen Zone und in der amerikanischen Zone. 1949 schlossen beide sich dann zusammen und wurden mit der Süddeutschen Nachrichtenagentur zur Deutschen Presse-Agentur (dpa). 1946 wurde der Allgemeine Deutsche Nachrichtendienst (ADN) in der SBZ gegründet und in der UdSSR gab es die Telegrafnoje Agentswo Sowjetskowo Sojusa (TASS). Dann gab es noch Reuter's Ltd. in London und die Agence France-Presse (AFP). Außerdem gab es die beiden amerikanischen Dienste der United Press International (UPI) und Associated Press (AP), über eine Art Monitoring bekamen wir sogar Telegrafska Agencija Nova Jugoslavija (Tanjug). Reuters brachte zunächst nur englische Nachrichten und AFP hatte schon sehr früh einen deutschen Dienst. Aber die Hauptnachrichtenquellen waren GNS und DENA, später die dpa, dann Reuters, AFP und die beiden Amerikaner UPI und AP.

Mit dem Amtsantritt des ersten deutschen Generaldirektors Adolf Grimme 1948 wurde die Nachrichtenabteilung, in der auch Sie tätig waren, dem Generaldirektor des Senders direkt unterstellt. Das war ungewöhnlich. Was war der Grund dafür?

Ich glaube, dass Herr Grimme beziehungsweise die Generaldirektion auch einen Apparat haben wollte. Die Nachrichtenabteilung war eine zentrale Nachrichtenredaktion. Für mich hatte das einen sehr positiven Effekt. Ich fing damals an, für das „Echo des Tages“ und für „Zwischen Hamburg und Haiti“ zu arbeiten und nebenbei schrieb ich Kommentare und für die „Welt der Arbeit“. Ich schrieb also auch für andere Redaktionen im Hause, nicht nur für die Nachrichtenredaktion. Und die Informationen für diese Texte kamen aus der Generaldirektion. So bekam ich zu meinem Gehalt auch noch Honorare für die Kommentare.

Demokratischer Anschauungsunterricht

Zusammen mit Wolfgang Menge, der später in der Fernsehgeschichte eine wichtige Rolle spielte, und dem späteren Vorsitzenden der CDU Nordrhein-Westfalens, Heinrich Köppler, waren Sie – das muss wohl 1948 gewesen sein – in Großbritannien, in Wilton Park. Dort fanden Kurse über Politik, Verfassungsgeschichte und ähnliches statt. Darf ich sagen, dass das Programm sich an dem Satz „Wie

werde ich Demokrat“ orientierte? Oder ist das zu einfach?

Es war, wenn Sie so wollen, demokratischer Anschauungsunterricht. Wir hatten Tutoren, die über alle möglichen Dinge referierten. Später diskutierten wir darüber. An den Veranstaltungen nahm eine etwa 30 bis 35 Mann starke zivile Gruppe teil, die für zwei Monate eingeladen wurde und in Baracken wohnten. Einige Veranstaltungen fanden zusammen mit deutschen Kriegsgefangenen statt, die in der Nähe von Wilton Park in einem Kriegsgefangenenlager untergebracht waren. Die deutschen Kriegsgefangenen waren besonders daran interessiert, wie es zu der Zeit in Deutschland aussah. Es war eine sehr, sehr interessante Zeit. Das Pendant von Hugh Carleton Greene, Lindlay Fraser, der während des Krieges das deutsche Programm der BBC gemacht hatte, hielt Vorträge, britische Minister kamen zu uns und wir fuhren nach London und Oxford. Es gab also auch ein Besichtigungsprogramm, wenn Sie so wollen. Über Ostern waren Wolfgang Menge und ich dann bei dem späteren Labour-Minister Crossman eingeladen, der in der Nähe von Oxford eine Farm hatte. Besonders stolz war Crossman, der linke Labour-Politiker, auf seine Buchsbaumhecke, von der er behauptete, dass noch nicht einmal die Königin eine solche Hecke habe.

War es ein Spezialkurs für Rundfunkmitarbeiter aus Deutschland?

Nein, auch Gewerkschaftler, Lehrer und Studenten fuhren nach Wilton Park. Vom NWDR waren nach meiner Erinnerung nur vier Mitarbeiter in dieser Reihenfolge da: Peter von Zahn, Ernst Schnabel, Gregor von Rezzori und ich.

Wurde in all diesen Kursen auch über den Rundfunk gesprochen?

Ja, natürlich.

Hugh Carleton Greene war der britische Chief Controller und ab 1.1.1948 der erste Generaldirektor des NWDR. Während des Krieges war er der Chef des BBC-German-Service. Er kannte Deutschland gut, auch weil er Korrespondent in Deutschland war. Hatten Sie häufiger Kontakt mit ihm? Haben Sie sich ein Bild von dem Menschen machen können?

Während des Sonntagsdienstes kam Hugh Carleton Greene so gegen 10.00 Uhr in die Nachrichtenredaktion und fragte, ob die Sonntagszeitungen schon da seien. Er meinte die „Times“, den „Observer“ und die „Sunday Times“. Diese Zeitungen wurden offenbar mit britischen Militärflugzeugen nach Hamburg gebracht. Ein engerer Kontakt zwischen den Nachrichtenredakteuren und Hugh Carleton Greene ergab sich jedoch nicht. Und doch war er im Hause präsent. Wir begegneten uns häufiger im Gebäude, grüßten uns und wechselten auch

manchmal ein paar Worte. Der engere Kontakt bestand natürlich insbesondere mit Schnabel, von Zahn und Hilpert.

„Echo des Tages“

Waren diese genannten Personen Vorbilder für Sie?

Ja, schon. Zu der frühen „Echo des Tages“-Redaktion gehörten unter anderem Bruno E. Werner, der den erwähnenswerten Nachkriegsroman „Die Galeere“ schrieb, Gregor von Rezzori, Elef Sossidi und Peter Bamm. Das war natürlich schon zur damaligen Zeit eine bedeutende Redaktion. Bamm und Rezzori machten später etwas anderes als Nachrichten: Peter Bamm hatte seinen großen Erfolg mit seinen Kriegserinnerungen „Die unsichtbare Flagge“. Einmal im Monat kam er aus Bayern, wo er wohnte, nach Hamburg und machte seine Sendungen, aus denen später auch Bücher wurden, wie zum Beispiel „An den Küsten des Lichts“. Er sprach seine Sendungen live und die paar Notizen, die er brauchte, hatte er sich auf seine Zigarettenschachtel gemacht. Er sprach eine Stunde lang. Eines Morgens traf ich Bamm beim Frühstück in der Kantine und er sagte zu mir: „Es ist doch sehr viel schöner, Bücher zu schreiben, als den Quatsch hier zu machen.“

Sie nannten bereits das „Echo des Tages“. Diese Sendereihe, diesen Sendetypus gibt es auch heute noch mit demselben Sendetitel. Das muss doch damals eine andere Sendung gewesen sein. War das damalige „Echo des Tages“ vielfältiger und bunter und keine reine politische Abendsendung?

Es war eben das „Echo des Tages“, eine Zusammenfassung, die auf den damaligen technischen Möglichkeiten fußte. Überspielungen und Aufzeichnungen kamen erst später, man musste also mit dem Reporterwagen rausfahren und berichten. Ob das nun ausdrücklich eine politische Veranstaltung war, vermag ich nicht zu sagen.

Gab es auch Kultur in der Sendung?

Ja, natürlich gab es auch Kultur, zum Beispiel Berichte über Theateraufführungen. Es war gewissermaßen eine Mischung zwischen Reportage und Kommentar, über politische Vorgänge in England oder im Ausland überhaupt.

Wie kamen damals Auslandsberichte in das „Echo des Tages“? Feste Korrespondenten des NWDR gab es noch nicht.

Nein, deswegen haben wir aus den Nachrichten, die wir in der Redaktion zur Verfügung hatten, einen Bericht geschrieben. Ich erinnere mich, dass ich mal aus einem Skiurlaub in Österreich über eine dortige Präsidentenwahl berichtete. Dann habe ich telefonisch nach Hamburg darüber berichtet. Meine

Informationen wurden dort in die Aufnahme gegeben, abgeschrieben und von einem Sprecher verlesen. Ich berichtete also nicht direkt in die Sendung. Es gab wenige Live-Übertragung, denn die waren mit großem Aufwand verbunden.

Auf Hugh Carleton Greene folgte der erste deutsche Generaldirektor Adolf Grimme. Er war der letzte legal gewählte Kultusminister in Preußen und erster Kultusminister in Niedersachsen nach dem Krieg. Grimme war Sozialdemokrat und, wie er selber sagte, „religiöser Sozialist“. Ein Politiker wurde Generaldirektor des Nordwestdeutschen Rundfunks. War das schon programmatisch zu verstehen?

Der NWDR politisierte sich. Soweit ich mich erinnere, hat Hugh Carleton Greene das bei der Übergabe des Amtes an Generaldirektor Grimme auch bedauert.

Einfluss der Parteien auf die Berichterstattung

Ja, bei der Übergabe versuchte Greene noch einmal, den NWDR auf den unabhängigen Rundfunk einzuschwören. Max Brauer soll daraufhin gesagt haben: „Das schaffen Sie nie.“ Haben Sie diese Politisierung in der alltäglichen Arbeit bemerkt?

Nein, es betraf nicht die Nachrichtenredaktion. Aber es war wohl so, dass in den damaligen Verwaltungsgremien schon eine Konfrontation zwischen Dufues hier in Köln und Emil Dovifat stattfand. Schnabel und Hilpert wehrten sich gegen den Versuch der Politisierung. Das war später auch der Grund für Schnabels Rücktritt als Intendant des NWDR-Funkhauses in Hamburg. Genau an dem Tag, an dem er zurücktrat, kam er zu mir ins Zimmer, setzte sich auf die Schreibtischkante und sagte: „Ich mache jetzt nicht mehr mit. Ich habe jetzt zwei Tage mit der Orchestervereinigung verhandelt. Ich habe nun zwei Jahre als Intendant gearbeitet und habe das Haus um eineinhalb Millimeter verschoben.“ Er war resigniert und wollte wieder als freier Schriftsteller tätig sein. Zum Verwaltungsratsmitglied Dovifat fällt mir die folgende Geschichte ein: Bei der ersten Bundestagswahl 1949 hatte ich Dienst, ich war Dienstleiter. Es gab noch keine Hochrechnungen, sondern wir hatten Korrespondenten in Bremen und Flensburg etc., deren Wahlergebnisse telefonisch entgegen genommen wurden, um dann aufgenommen zu werden. In Bremen hatten wir einen sehr agilen Mitarbeiter, Lothar Bagemiel, der wohl eng mit Kaisen, dem damaligen Bremer Bürgermeister, liiert war. Es dauerte Stunden, ehe ein Wahlkreis ausgezählt war, also gab es zunächst Einzelergebnisse aus den Wahlbezirken. Das erste Wahlergebnis kam immer von der Hallig Gröde: Da gab es nur drei Wähler.

In der ersten Stunde nach dem Schließen der Wahllokale hatten wir vielleicht 30 Wahlergebnisse aus kleinen Bezirken mit etwa jeweils 300 Stimmen. Von diesen 30 ersten Auszählungen waren zwölf aus Bremen. Weil Bremen damals eine SPD-Hochburg war, war der überwiegende Teil der Stimmen für die SPD. Daraufhin rief mich Dovifat aus Berlin an und brüllte in die Hörermuschel, dass das eine Beeinflussung sei. Ich wagte darauf hinzuweisen, dass die Wahllokale schon geschlossen seien und dass eben die meisten Ergebnisse jetzt in der ersten Stunde aus Bremen kamen. Na ja, das war eine gewisse Nervosität und eine, ich möchte mal sagen, Anmaßung.

Dass Emil Dovifat, Professor der Publizistik, als Verwaltungsratsmitglied in eine laufende Sendung hinein mit einem Redakteur telefoniert, das ist aus heutiger Sicht ein ungewöhnlicher Vorgang. War das ein übliches Verhalten, oder anders gefragt: Welches Rollenverständnis eines Gremienmitgliedes haben wir hier?

Das kann ich Ihnen natürlich nicht beantworten.



Karl Arnold

Kam so etwas häufiger vor? Haben Kollegen von ähnlichen Vorkommnissen berichtet?

Nein, das war wohl eine besondere Nervosität an diesem Tage. Ich kann mich an ähnliche Beispiele nicht erinnern, außer im Zusammenhang mit dem damaligen Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen Karl Arnold: Der rief mich einmal an und beschwerte sich über eine Meldung eines Kol-

legen über die Polizei in Nordrhein-Westfalen. Ich habe den angeblichen Fehler oder die Missdeutung in dieser Meldung nicht gesehen oder entdeckt, aber Arnold pöbelte geradezu herum und uns wurde Beeinflussung unterstellt – linkslastige Darstellung beziehungsweise Auslegung. Das sind aber die einzigen Fälle, die mir aus der Zeit in Erinnerung geblieben sind. Sicher sind in der Leitung der Nachrichtenredaktion gelegentlich Beschwerden auch von Gremienmitgliedern eingegangen, aber eine ständige Beeinflussung gab es nicht.

Gilt das auch für den Generaldirektor Grimme? Hat er gelegentlich in die Nachrichtenredaktion eingegriffen?

Nein, nach meiner Erinnerung nicht.

Aber Sie haben in der „Zeit“ vom August 1985 folgendes geschrieben: „Auf Verlangen von Grimme und Dovifat mussten nach der Wahl zum ersten Bundestag 1949 in der zentralen Nachrichtenredaktion über einen Zeitraum von sechs Wochen die Zeilen der Meldungen ausgezählt werden, in denen über die SPD oder über die CDU berichtet wurde.“

Ja, das stimmt.

War das die Reaktion auf die angesprochene Wahl-sendung?

Ja. Und diese Methode galt noch bis in die Fernsehzeit hinein.

Das hat offensichtlich Schule gemacht: Das Auszählen von Zeilen zur Kontrolle der Ausgewogenheit. Können Sie das bestätigen?

Ja.

Im August 1948 erschien die „Welt am Sonntag“ zum ersten Mal. Sie arbeiteten bereits von der dritten Ausgabe an als freier Mitarbeiter für diese Wochenzeitung. Wollten Sie ein zweites Standbein haben oder hat es Sie gereizt, auch für ein Print-Medium zu arbeiten?

Es hat mich gereizt. Und ich schrieb nicht nur für die „Welt am Sonntag“, sondern hatte in meiner Hamburger Zeit einen ganzen Bauchladen Zeitungen, wie man sagt. Ich schrieb für die „Westfälischen Nachrichten“, für die „NRZ“ und später auch unregelmäßig, aber häufig für die „Frankfurter Neue Presse“. In der „Welt am Sonntag“ war ich praktisch ständiger Mitarbeiter für Politik, für Außenpolitik in der Hauptsache. Kurt Becker, der spätere „Zeit“-Redakteur und Pressesprecher der Schmidt-Regierung, machte Innenpolitik. Manchmal saßen wir zusammen in dem alten Haus des Hamburger Fremdenblattes und jeder pinselte an irgendeinem Artikelchen herum.

Und die Basis für diese Tätigkeit bei der „Welt am Sonntag“ war im Grunde genommen das Agenturmaterial des NWDR?

So ist es.

Daraus schrieben Sie die Auslandsberichte für die „Welt am Sonntag“.

Ja, Kommentare, wenn Sie so wollen, also Leitartikel oder Glossen.

Beginn des UKW-Programms

Im Jahre 1950/1951 entstanden die neuen Ultrakurzwellen-Programme. UKW-West und UKW-Nord bekommen sehr schnell das Schild „Welle der Freude“ aufgedrückt, das war auch ein "Hörzu"-Titel. Sie arbeiteten zunächst in Hamburg und dann auch in Köln für diese neuen UKW-Programme. Was bedeutete dieses zweite Programm?

Im Grunde genommen war es so etwas wie ein Befreiungsschlag. Das Mittelwellenprogramm, also Köln und Hamburg, oder umgekehrt Hamburg und Köln, hatte nur 14 oder 16 Sendestunden am Tag. Nachts schalteten wir in der ersten Zeit noch ab. In dieser Zeit konnte man gar nicht soviel Programm unterbringen, wie man produzieren konnte und wollte. Und dann kam wie gesagt die „Welle der Freude“, ein leichteres Programm mit viel Unterhaltung. Auch war damit in den politischen Sendungen beziehungsweise in den allgemeinen Wortsendungen viel mehr Raum für die einzelnen Regionen, also für Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Hamburg. Allerdings habe ich regional oder lokal praktisch nie gearbeitet, sondern stets überregional. Meine Arbeit entfernte sich dann von der Außenpolitik und ging zu innenpolitischen Themen über und ich fuhr zu Parteitagungen aller Parteien und auch zu Gewerkschafts-Kongressen. Ich erinnere mich noch an den ersten DGB-Kongress im Deutschen Museum in München. Dort war zum ersten Mal ein Bundespräsident, nämlich Theodor Heuss, auf einem Gewerkschaftskongress. Hindenburg hätte sicherlich nie auf einem Gewerkschaftskongress gesprochen. Die Berichte wurden dem Sender, wie gesagt, telefonisch durchgegeben und so lernte ich eben auch die aktuelle Berichterstattung – allerdings nicht mit dem Mikrofon in der Hand, weil es das damals noch nicht in so großem Maße gab. Die reinen Reporter waren damals in Hamburg Hermann Rockmann und Max Helmuth Rehbein.

Jürgen Roland auch?

Ja, der machte schon sehr bald Fernsehen.

Sie haben auch bei der Sendung „Zwischen Hamburg und Haiti“ mitgearbeitet. Wie entstanden die Beiträge?

Das ist mit heute überhaupt nicht vergleichbar. Heute fliegt man für zwei oder drei Wochen einfach in die Dominikanische Republik. Man entdeckte damals erst die Welt. Ich hatte einen Freund, der im Vorläufer des Auswärtigen Amtes tätig war, also in der Zelle, die im Justizministerium angesiedelt war. Er fuhr jedenfalls zu einer Konferenz nach

Nizza und erzählte mir dann von Nizza. Daraus machte ich dann einen Bericht für „Zwischen Hamburg und Haiti“ und einen Zweispalter mit einem Foto für die „Welt am Sonntag“. Man war begierig etwas von außerhalb der Grenzen zu erfahren. Das erklärt auch den großen Erfolg der Hörfunksendungen „Aus der alten Welt“ beziehungsweise „Aus der neuen Welt“ von Paul Anderson und Peter von Zahn. Man hat die Hörerzahlen zwar nicht in Prozenten messen können, aber das waren Sendungen, auf die wartete man.

Lief diese Sendung deswegen sonntags am Nachmittag, also zu einer sehr guten Radiosendezeit?

Ja, und abends lief noch eine Wiederholung.

Programm und Proporz

In Ihrer Zeit beim NWDR gab es in der politischen Abteilung den Redaktionsleiter H.F.G. Starke. Sein Vertreter wurde nach einiger Zeit Rüdiger Proske. Starke stand eher der CDU nahe und Proske war Mitglied der SPD. War das schon eine Proporzbesetzung?

Ja. Starke war für die Kommentare zuständig, von denen ich viele schrieb. Gleichzeitig arbeitete ich aber auch für Rüdiger Proske, also für die Abteilung „Aktuelles – Echo des Tages“, „Umschau am Abend“ und „Welt der Arbeit“ – und mir war nicht klar, dass Schnabel Proske wohl versprochen hatte, Chefredakteur zu werden. Das klappte allerdings nicht. Die Gründe dafür kenne ich nicht. Dann hörte meine Tätigkeit für die Kommentarspalte sukzessive auf, Starke beschäftigte mich nicht mehr. Das ist mir erst später klar geworden, dass er dafür der Grund war, dass man einsortiert wurde.

Sie waren ein „Proske-Mann“?

Ja, für Starke war ich ein "Proske-Mann". Ich habe mich nie als ein solcher empfunden, aber das war nun so.

Sie erwähnten Ihren Kriegsroman „Das Floß der Vertriebenen“ aus dem Jahre 1954. Sie haben sich in diesem Buch mit dem Elend und der Situation der deutschen Flüchtlinge am Ende des Krieges beschäftigt. War das damals ein heikles Thema?

Nein. Im Gegenteil, innerhalb eines Jahres war das Buch vergriffen. Vor etwa drei Jahren schrieb mir ein älterer Herr aus Hamburg, dass er mein Buch gelesen habe. Er fragte mich, ob ich noch Exemplare hätte, die er verschenken könne. Ich musste ihn enttäuschen, weil ich selber nur noch zwei Exemplare hatte. Ich empfahl ihm aber ein Antiquariat, von dem ich dachte, dass es vielleicht noch einige meiner Bücher habe. Kurzum: Ein halbes Jahr später kriegte ich einen von vier dicken Umschlägen von diesem Herrn, der inzwischen auf Helgoland wohnte. Er schrieb mir jedes Jahr ein Kapitel

aus dem Buch mit der Schreibmaschine ab. Weil ich ihm gesagt hatte, dass ich nur noch zwei Exemplare hätte, schrieb er ein weiteres für mich. So etwas ist doch rührend.

Wie in den Klöstern des Mittelalters. Sie haben sich in der „Zeit“ vom August 1985 auch über den Schulfunk des NWDR geäußert: „Der Schulfunk, dem Vorbild der BBC nachempfunden, wurde eine der erfolgreichsten Sendungen und blieb es über Jahrzehnte“. Das schreiben Sie über Ihre frühen Jahre beim NWDR. Welche besondere Aufgabe hatte der Schulfunk nach dem Krieg?

Eine ähnliche Aufgabe wie die, die ich in Bezug auf Auslandsberichterstattung bereits zu beschreiben versuchte. Es gab einen Wissensdurst, da die Lehrbücher entweder infiziert oder nicht brauchbar waren. Deswegen schlossen die Engländer die Geschichtsfakultät der Hamburger Universität zunächst, weil die deutsche Geschichte „umgeschrieben“ oder „neu geschrieben“ werden musste. Der Schulfunk war eine Art Volkshochschule, wenn Sie so wollen. Ich weiß, dass viele damals den Schulfunk am Vormittag hörten, hauptsächlich waren es Hausfrauen.

Das neue Medium

Wir verlassen jetzt das Radio und kommen zum Fernsehen. Am Weihnachtsabend 1952 begann der NWDR mit dem regelmäßigen Programmbetrieb des Fernsehens. Vorausgegangen war eine Versuchsphase. Haben Sie diese Entwicklung begleitet beziehungsweise haben Sie überhaupt gemerkt, dass da ein ganz wichtiges neues Medium entstanden war?

Nein, in den ersten Jahren sicherlich nicht.

Gab es so etwas wie eine Arroganz der Hörfunkmitarbeiter gegenüber diesem Winzling Fernsehen?

Es gibt das berühmte Beispiel von Hanns Hartmann, der später Intendant des WDR wurde. Das Fernsehen wurde etwas bedeutender und Werner Höfer, der die Sendung „Hier und Heute“ machte, bekam dafür im Funkhaus am Wallrafplatz fünf oder sechs Zimmer. Hartmann meinte, dass das für die ersten zehn Jahre mindestens reichen würde. Er konnte sich nicht vorstellen, dass Menschen vor diesem Kasten saßen. Das war eine Unterschätzung.

Der spätere Hörfunkdirektor des NDR, Wolfgang Jäger, berichtete mir, dass in den Hörfunkredaktionen der Spruch kursierte: „Lass dich nicht zum Fernsehen abschieben!“ Drückt das die Stimmung aus?

Das kann ich nicht nachvollziehen. Als „Hier und Heute“ 1957 begann, war ich gerade im Krankenhaus, wo mich ein Kollege besuchte und sagte, dass

etwas ganz Großes kommen würde und ich gehöre auch dazu. Als ich aus dem Krankenhaus kam, hatte der Chefredakteur Brühl uns einen fünf Minuten langen Nachrichtenblock in der 30-Minuten-Sendung „Hier und Heute“ zugeteilt. Mit der Bearbeitung wurden Redakteure aus der Nachrichtenredaktion beauftragt: Hanisch, Casdorff, Behrends und Hübner. Auch die Moderatoren der anderen 25 Minuten kamen aus dem Hörfunk: Franz Wörde mann und Werner Höfer. Die Ausnahme war Charly Weiss, der vom „Stadtanzeiger“ kam. Ab 1957 wurde mir langsam klar, dass dieses junge Fernsehen eine Zukunft haben könnte.



Logo der Sendung „Hier und Heute“ 1957

Wenn man die 10 Jahre betrachtet, in denen der NWDR bestand, so fällt auf, dass die Berichterstattung und besonders die Kommentare schon sehr früh von beiden großen Parteien kritisiert wurden. Die schärfsten Angriffe fuhr die Deutsche Partei, aber auch die SPD war nicht zimperlich. Diese war auch mit der Amtsführung von Grimme nicht zufrieden. Besonders harsch war die Kritik der CDU und der Regierung Adenauer. Dem NWDR wurde vorgeworfen, linkslastig, protestantisch und norddeutsch zu sein. Also, eine Zumutung für einen Rheinländer. War diese Kritik aus Ihrer Sicht berechtigt? Oder war sie nur inszeniert, um eine CDU-nahe Anstalt in Köln einzurichten?

Ich glaube, sie war inszeniert. Berechtigt war sie über weite Strecken jedenfalls nicht. Aber Sie müssen ja auch mal zurückgehen. Die damaligen Politiker kamen überwiegend aus der Weimarer Zeit und deren Mentalität war offenbar bei vielen durch ein Freund-Feind-Denken geprägt. Wir nannten Starke, Proske und Dovifat bereits. Ob alle Carl Schmitt¹

¹ Carl Schmitt (1888-1985) war Rechtslehrer und Rechts-theoretiker. In der 1932 veröffentlichten Schrift "Der Begriff des Politischen" entwickelt Schmitt seine umstrittene Staatsrechtslehre, die – von den Nationalsozialisten ideologisch ausgewertet – ihm später den Vorwurf einbringt, den "Führerstaat" vorweggenommen und rechts-philosophisch legitimiert zu haben.

gelesen hatten, weiß ich nicht, doch diese Tendenz kommt daher. Und dann vielleicht auch, ich wage es mal zu unterstellen, bei nicht wenigen eine Art Minderwertigkeitskomplex. Es heißt, dass die Katholiken aus dem Rheinland sich noch aus der Bismarck-Zeit benachteiligt, überspielt oder bevormundet fühlen.

Es waren also Reflexe des Kulturkampfes des 19. Jahrhunderts?

Das nehme ich an. Denn sonst wären die heftigen Äußerungen gegenüber den Norddeutschen nicht zu verstehen, wenn es diesen Komplex – bewusst oder unbewusst – nicht bei vielen gegeben hätte. Heute wird auch wieder von Lagerwahlkampf und ähnlichem gesprochen. Es gibt jedenfalls diese Gegensätze, die immer wieder in Wahlkämpfen konstruiert werden. Als schlosse das eine das andere aus. Das ist natürlich Unsinn, das ist Show. Damals war es – glaube ich – ernster gemeint.

Kann diese besondere Aufmerksamkeit der Politik auf den NWDR auch daran gelegen haben, dass das Programm des Senders zunächst von Flensburg bis Köln und in Berlin zu empfangen war? Die UKW-Programme entwickelten sich erst langsam. Die Bedeutung des NWDR-Programms war doch ungleich höher als die Bedeutung eines Radioprogramms heute.

Ja, ganz sicher. Es gab nichts anderes als das Radio und nur wenige Tageszeitungen. Ganz abgesehen davon, dass viele Menschen nicht das Geld hatten, sich eine Tageszeitung zu kaufen. So hohe Hörerzahlen wie zwischen 1945 und etwa 1952 erreichte der Hörfunk nie wieder. Das lag auch daran, dass es immer mehr Radioprogramme gab und also viele Möglichkeiten, sich zu informieren. Auch die Zeitungen erschienen wieder täglich und später kam noch das Fernsehen. Die Rolle des Radios als Kulturträger und als Anbieter von Aktualität hat sich sehr verändert, es ist ein Medium neben anderen geworden. Die Vorwürfe des Indoktrinierens gibt es gelegentlich heute noch. Die halte ich für Unsinn, denn ich bin ja nicht gezwungen, dieses oder jenes Programm zu hören.

Die Trennung des NWDR in NDR und WDR

Spätestens ab 1955 war klar, dass der NWDR als große Anstalt nicht weiter bestehen würde. Der Landtag in Nordrhein-Westfalen verabschiedete 1954 das Gesetz über den WDR. Erinnern Sie sich noch an die Diskussionen, die im NWDR über die Trennung geführt wurden? Gab es prononcierte Meinungen im Sender, die vielleicht in Köln anders waren als in Hamburg?

Ja, mit Sicherheit gab es unterschiedliche oder gar gegensätzliche Meinungen. Nordrhein-Westfalen argumentierte, dass man als größtes Bundesland

einen eigenen Sender haben müsse. In Hamburg hat man das nicht verstanden und auch nicht wahrhaben wollen. Dadurch wurden manche Auseinandersetzungen künstlich aufgebauscht. Andererseits ist es nicht zu übersehen, dass Hamburg auch mit einer gewissen Arroganz auf die Funkhäuser in Köln und Berlin blickte.

Sie gingen zum jungen WDR. Gab es das Gefühl, der Arroganz der Hamburger etwas entgegenzusetzen zu wollen, ihnen also aus Köln zu zeigen, wie man Radio oder Fernsehen macht?

Das kann man nicht ganz ausschließen. Aber der Grund, weshalb ich nach Köln ging, war ein anderer: Die Nachrichtenredaktion wurde aufgeteilt. In der ersten Zeit nach der Trennung kamen die Nachrichten für den NDR und WDR jeweils in einer Woche aus Hamburg und aus Köln. Das wechselte sich also ab. Sieben Kollegen von vierzehn aus der Hamburger Redaktion sollten nach Köln gehen. Unsere Redaktion wurde also nacheinander in das alte Intendantenzimmer geholt und von Fritz Brühl, dem Hörfunkdirektor, Eckehard Gentz, dem Nachrichtenchef der Deutschen Welle, und dem ersten WDR-Intendanten Hanns Hartmann befragt. Es war so eine Art Viehmarkt. Die Herren guckten, wen sie abwerben könnten. Die Redaktion musste geteilt werden – sieben mussten gegen. Und wenn sie nicht freiwillig wollten, dann mussten sie gezwungen werden. Meine Befragung war abends. Am nächsten Vormittag begegnete ich Starke in der Redaktion und er sagte ganz empört: „Es ist beschlossen worden, dass Sie nach Köln müssen.“ Eine halbe Stunde später traf ich Hilpert auf dem Gang und er sagte zu mir: „Wir müssen noch einmal reden, wer nach Köln gehen soll.“ Ich sagte: „Herr Hilpert, wir brauchen nicht mehr zu reden. Herr Starke, mein Chefredakteur, hat gesagt, es sei beschlossen, das ich ...“ Hilpert brauste auf und sagte: „Es ist eine Unverschämtheit! Wie kommt der dazu? Nein, das ist überhaupt noch nicht beschlossen.“ Ich erwiderte: „Lassen Sie es, wie es ist, ich gehe nach Köln. Was soll ich hier in Hamburg mit einem Chefredakteur, der mich nicht mag?“ Das war das Ergebnis. Nun muss ich noch hinzufügen, dass meine Frau auch in der Nachrichtenredaktion war und wir beide nach Köln gingen.

Beim WDR wurden Sie Mitarbeiter der regionalen Fernsehsendung „Hier und Heute“. Die Regionalisierung war von großer programmgeschichtlicher Bedeutung.

Sicherlich. Aber den Block, den wir machten, war der so genannte Nachrichtenblock und das waren Weltnachrichten, also keine regionalen Nachrichten. Die restlichen 25 Minuten waren regionale Berichte.

Auslandsberichterstattung

Wir machen jetzt einen kleinen Zeitsprung. Sie waren ab 1967 stellvertretender Leiter der Hauptabteilung Zeitgeschehen beim WDR und Leiter der Abteilung Allgemeine Politik. In dieser Funktion haben Sie viele Jahre den „Weltspiegel“ der ARD, das Auslandsmagazin, moderiert und Sie haben Auslandsthemen bei der „Welt am Sonntag“ bearbeitet und kommentiert. Lag Ihnen an der Auslandsberichterstattung immer besonders viel?

Ja. Man entwickelt sich und wächst in etwas hinein, ohne dass man das bestimmte Ziel hatte. Ich hatte es jedenfalls damals nicht. Bevor ich übrigens stellvertretender Chefredakteur in Köln wurde, war ich drei Jahre bei der Deutschen Welle. Von der Deutschen Welle ging ich als Stellvertreter von Günter Müggenburg, also als stellvertretender Leiter, ins Studio Bonn. Das war von Juli 1967 bis Ende 1967. Dann ging Gütt als Koordinator nach München und ich wurde gefragt, ob ich die Nachfolge von Dieter Gütt antreten wolle. Ein halbes Jahr machte ich beides: Bonn und Köln.

Auslandsberichterstattung hat es nicht leicht. Wenn man sich die Fernsehprogramme, und besonders die Privaten, anguckt, gibt es so gut wie keine Auslandsmagazine. ARD und ZDF leisten sie sich. Warum hat die Auslandsberichterstattung es so schwer?

Das hat sich geändert. In der Zeit ab 1967 war die Auslandsberichterstattung in der ARD eine große Säule. Nun dürfen Sie nicht vergessen, dass es damals nur ARD, ZDF und später die Dritten Programme gab, die gewissermaßen zu der Zeit entwickelt wurden. Und wir hatten nicht nur den „Weltspiegel“, sondern auch eine große Zahl von Auslandskorrespondenten in Washington, London, Paris, Moskau, Brüssel, Rom, Tel Aviv und Japan. In meiner Zeit als stellvertretender Chefredakteur hatte ich etwa 60 Feature-Termine im Jahr. Davon waren mindestens 20 Auslandsthemen. Von Scholl-Latour aus Paris bis Kronzucker aus Südamerika. Die Gewichtung war damals ganz anders als heute. Die Ursache für die Tendenz, dass heute die Innenpolitik überwiegt, kann ich mir nicht erklären. Bleiben wir bei einem anderen Beispiel: Ich sprach mit Fritz Pleitgen über den Presseclub und er sagte mir, dass in dem Moment, in dem Auslandsthemen behandelt werden, das Interesse der Zuschauer um zwei Drittel sinke. Die Zuschauer wollen Berichte über Renten, Gesundheitspolitik oder was weiß ich, weil es sie angeht. Und früher war jede Palme, die wir im Fernsehen zeigten, eine Information. Das hat sich alles sehr geändert. Bedauerlicherweise, sage ich. Vernünftige Auslandsberichterstattung, auch im Fernsehen, wäre von Nöten.

Die Serie „Holocaust“

Es gibt eine Entscheidung, die Sie als Programmdirektor Fernsehen des WDR trafen, die heftig diskutiert wurde: Der Ankauf der amerikanischen Serie „Holocaust“, die 1981 ausgestrahlt wurde. Es wurde immer wieder die Frage gestellt: Kann man ein so ernstes Kapitel der deutschen Geschichte mit den Mitteln einer attraktiven und quotenträchtigen Serie angemessen darstellen? War die Entscheidung aus Ihrer heutigen Sicht richtig?

Ja, natürlich war die richtig, aber sie war sehr umstritten. Wir wurden mit zum Teil abstrusen Argumenten nicht nur von außen angefeindet. Auch innerhalb der ARD und innerhalb des WDR, hielt man die Ausstrahlung der vierteiligen Serie für fragwürdig. Nun muss ich hinzufügen, das niemand von uns den Film „Holocaust“ gesehen hatte. Dann lief das Epos in Europa, unter anderem in England und später auf der Fernsehmesse in Cannes. Der Fernsehspiel-Chef Rohrbach rief mich von Cannes aus an und fragte, ob wir den Film kaufen sollten. Er war eher dagegen. Ich sagte ihm am Telefon: „Lieber Günther Rohrbach, es ist soviel darüber geredet worden, wir können gar nicht mehr aussteigen, ist völlig ausgeschlossen. Dann wird uns vorgeworfen, dass wir zu feige sind.“ Daraufhin haben wir die Serie gekauft und lippensynchron synchronisiert, was ziemlich lange dauerte. Kritik kam insbesondere von dem damaligen Feuilleton-Chef in der „Welt“, Herrn Günther Zehm, der noch vor der ersten Ausstrahlung einen großen Artikel im Feuilleton der „Welt“ veröffentlichte, in dem es hieß, dass die Ausstrahlung eine Unverschämtheit sei und dass ich die 1,1 Millionen DM, die die Serie gekostet hatte, aus meiner Tasche bezahlen müsse. In England hätte eine ältere jüdische Frau einen Herzschlag bekommen, als sie die Sendung sah. Darauf berief Zehm sich, um die Ausstrahlung zu verhindern. Wir haben trotzdem gesendet und nach jeder Sendung eine eineinhalbstündige Diskussion angeschlossen. Die erste Diskussion leitete Robert Leicht, der damals noch bei der „Süddeutschen Zeitung“ war. Er machte das sehr intellektuell. Ich war an dieser Diskussionsrunde beteiligt und übernahm die Leitung für den zweiten und den vierten Teil der Sendung. Wir hatten unterschiedliche Diskussionsteilnehmer, unter anderem einen Herren, der sich in den Rangabzeichen der SS und solchen Dingen auskannte. Wir hatten sicher mit einem starken Echo gerechnet, aber nicht mit einem so starken.

Die Reaktion war überwältigend.

Ja, nun muss ich aber noch erwähnen, dass es auch in der ARD Diskussionen gab. Wir Direktoren hielten eine Programmkonferenz ab. Es ging um die Frage, wo wir die Serie sendeten, wenn wir sie schon gekauft hatten. Es gab eine fünf zu vier

Mehrheit für das erste Programm. Dort sollte auf dem Fernsehspieltermin vier Wochen hintereinander gesendet werden. Abich, der Programmdirektor der ARD, hatte sich der Stimme enthalten, weil es auch um Geld ging. Wobei die anderen Anstalten nicht beteiligt waren, finanziell war es eine reine WDR-Angelegenheit. In der Sitzung sagte ich dann schließlich: „Ich will hier niemanden vergewaltigen. Fünf zu vier ist eine knappe Mehrheit, ich mache folgenden Vorschlag: Wir senden es im dritten Programm, aber alle schalten sich zusammen und senden es am gleichen Tag und zwar an vier Tagen der Woche, Montag, Dienstag und Donnerstag, Freitag.“ Da stimmten alle zu mit Ausnahme des Kollegen Oeller vom Bayerischen Rundfunk, der später aber doch sein Okay gab. Es war das erste Mal, dass alle Dritten Programme zusammengeschaltet wurden. Es war ein Durchbruch für die Dritten Programme, wir hatten nachher 30 Prozent Zuschauerbeteiligung. Bei den letzten Folgen sogar noch mehr. Wir bekamen etwa 30.000 Briefe, die teilweise bis zu 30 Seiten lang waren, in denen Einzelschicksale sich erklärten. Fünf Prozent etwa war der übliche Nazisumpf. Viele schilderten ihre Erlebnisse noch einmal und andere – wir bekamen auch über 100.000 Anrufe – waren mehr oder weniger zustimmend bis schockiert. Schockiert über das, was damals möglich war. Der Film hat sicherlich auch seine Schwächen. Eine der Kritiken bezog sich auf eine Szene mit einer SS-Familie unterm Weihnachtsbaum, bei der der Hitlerjunge eine Sommeruniform anhatte und keine Winteruniform. Insgesamt war die Sendung eine richtige Entscheidung, wie ich finde. Was mich heute irritiert, dass schon seit drei oder vier Jahren so getan wird, als wäre dieses Thema nie im deutschen Fernsehen behandelt worden. Das ist völliger Unsinn. Zum einen liegt die Ausstrahlung von „Holocaust“ nun über 20 Jahre zurück und wir haben unendlich viele Filme und Reportagen gesendet mit Zeitzeugen, wie man heute sagt. Dieses Thema ist nie im deutschen Fernsehen vernachlässigt worden. Wenn ich an ein anderes Thema, zum Beispiel an die Vertriebenen denke, tun viele so, als ob Günter Grass mit dem „Krebstgang“ zum ersten Mal das Vertriebenenthema aufgegriffen hat. Das sei 50 Jahre verdrängt worden. Das ist falsch.

Wenn Sie gestatten, würde ich nicht nur Heinz Werner Hübner nennen, sondern auch Siegfried Lenz.

Ja, das „Heimatmuseum“ von Siegfried Lenz hat der WDR verfilmt. Auch Manfred Bielers „Mädchenkrieg“. Aber es gibt offenbar eine Menge jüngerer Redakteure, die, nicht aus Geringschätzung, sondern aus Faulheit, die Archive zu durchforsten, Sendungen von vor 30 oder 40 Jahren vernachlässigen.

sigen. Dabei ist das heute über das Internet ganz leicht.

Ich denke, es gibt kaum ein Kapitel der deutschen Geschichte, das so häufig und so intensiv im Fernsehen, aber auch im Hörfunk behandelt wurde wie das Dritte Reich und der Nationalsozialismus. Vor der Serie „Holocaust“ hatte es Dokumentationen und Fernsehspiele gegeben und danach wurde das Thema immer wieder aufgegriffen, aber die deutschen Journalisten oder Dramaturgen haben sich nicht getraut, es in so einer klaren und trivialen Erzählstruktur anzubieten. Warum sind diese frühen Sendungen nicht wirklich wahrgenommen worden oder in das Bewusstsein von Zeitungsjournalisten gelangt?

Wir müssen weit zurückgehen, also in die 1960er Jahre. Wie Sie sagen, haben wir dieses Thema x-mal behandelt. Auch im WDR. Ich erinnere daran, dass Joachim Fest 1977 beim WDR zusammen mit Christian Herrendorfer, als ich noch stellvertretender Chefredakteur war, bei mir den Hitlerfilm machte. Nachher schrieb er auch ein Buch und aus dem wurde dann ein Kinofilm. Damals hatte ich vor, die Gegner von Hitler in der Weimarer Zeit zu zeigen und suchte Material. Zum Beispiel von dem damaligen Fraktionsvorsitzenden der Kommunistischen Partei Deutschlands im Reichstag, Herrn Ernst Torgler, gibt es kein einziges Stück Film. Jedenfalls gab es das damals nicht, vielleicht ist inzwischen irgendwo etwas aufgetaucht. Von Brüning gab es nur eine Rede zum Völkerbund in Genf. Kurzum, über die damaligen agierenden Personen der Nicht-Nazi-Parteien, also der Nicht-Nazis, konnte man keinen Film machen. Ich habe es trotzdem gemacht, und so entstand meine – wie ich finde – beste Dokumentation: Eine 60-Minuten-Sendung mit dem Titel „Ein deutsches Jahr – 1932“. Ich habe also einzelne Episoden des damaligen Lebens zusammengeschnitten und habe nur, das war das Neue daran, Material aus dem Jahr 1932 verwendet. Sonst ist es bei Dokumentationen üblich, dass man zu einer Person Material über zehn, fünfzehn Jahre zusammenschneidet und daraus Stücke entnimmt. Nur der Schluss behandelt ein Zitat aus dem Jahre 1933. Damals kam der Film „Morgenrot“ mit Rudolf Forster in die Kinos. Darin geht es um ein deutsches U-Boot im Ersten Weltkrieg. Es sind neun Personen, aber nur acht Schwimmwesten an Bord. Als die Mannschaft das Boot verlassen muss, ist eine Weste zu wenig. Die Besatzung entschließt sich auf deutsche Art: Entweder alle oder keiner. Weil ersteres nicht geht, bleiben alle Mann an Bord. Rudolf Forster ist der U-Boot-Kommandant und er sagt diesen schönen Satz: „Zu leben wissen wir Deutschen nicht, aber zu sterben, das wissen wir!“ Dieser Satz ist der vorletzte Satz meiner Dokumentation, mein letzter

Satz ist dann: „Was sich beweisen sollte.“ Wir hatten damals auch die Schwierigkeit, an Material aus der Sowjetunion oder der DDR zu kommen. Das Reichskriegsarchiv lag in Potsdam.

Koordination innerhalb der ARD

Ab 1972 waren Sie ARD-Koordinator für Politik, Gesellschaft und Kultur in München. Sie haben nicht nur als Fernsehdirektor, als stellvertretender Chefredakteur, sondern auch als Koordinator für Politik agiert. Dann waren Sie ARD-Koordinator Fernsehspiel, als Sie Programmdirektor Fernsehen des WDR waren. Sie haben dadurch die inneren Mechanismen dieser Arbeitsgemeinschaft der Rundfunkanstalten Deutschlands sehr gut kennen gelernt. Wenn Sie Ihre Erfahrungen bewerten, halten Sie dieses Modell mit seinen Abstimmungsschwierigkeiten, mit der Schwerfälligkeit für zukunftsfähig?

Es ist natürlich schwierig für mich, darüber jetzt ein Urteil abzugeben.

Gab es nicht mal Situationen in Ihrer Arbeit als Koordinator der ARD, in denen Sie mit dieser Rasselbande nichts mehr zu tun haben wollten? Haben Sie sich als WDR-Fernsehdirektor über Ihre Kollegen geärgert, weil Sie zu 25 Prozent Anteil an der Gesellschaft hatten und ständig überstimmt wurden?

Sicherlich hat man sich manchmal über die Schwerfälligkeit oder Sturheit des einen oder anderen geärgert. Die Chefredakteurskonferenz, also die entscheidende Konferenz für das politische Programm in der ARD, bestand anfangs noch aus den Chefredakteuren: Joachim Fest in Hamburg, Hans Heigert in München, Emil Obermann in Stuttgart, Peter Merseburger, Nachfolger von Fest in Hamburg, Peter Pechel in Berlin, Julia Dingwort-Nusseck in Köln. Wissen Sie, das war, ohne dass ich den heute amtierenden Kollegen zu nahe treten will, schon eine Versammlung von einigem Gewicht. Manchmal hat es aber auch geknirscht. Vielleicht ist es etwas eitel, was ich jetzt erzähle: Der Koordinator, heute Chefredakteur der ARD, war derjenige, der die Beschlüsse der Chefredakteurskonferenz in der Programmkonferenz vortragen musste. Unsere Programmvorstellungen und Programmpläne für die nächsten sechs, acht Wochen oder das nächste Vierteljahr musste ich vortragen. Einmal sagte Peter Merseburger zu mir: „Wissen Sie, ich habe manchmal den Eindruck, Sie erzählen oder berichten da nicht das, was wir beschlossen haben, sondern was Sie für richtig halten.“ Ich antwortete: „Peter, es ist in der Tat so, das meine Überlegungen manchmal sehr viel besser sind als das, was wir hier beschließen.“ Na ja, das war eine kollegiale Geschichte. Die kommerziellen Pro-

gramme kamen langsam, als ich schon in der Endphase war. Die Abstimmung in der ARD war nicht immer leicht. Dennoch ist, wie ich glaube, damals immerhin noch ansehbares und auch kulturell und politisch zu akzeptierendes Programm produziert worden. Von allen neun Sendern sicherlich in unterschiedlicher Art und in unterschiedlicher Qualität. Es war ein Programm für Deutschland, das sich sehen lassen konnte. Dass es nun durch die Kommerzialisierung und durch die Vielzahl der Programmangebote im Fernsehen schwieriger geworden ist, und dass der Publikumsgeschmack sich geändert hat und dass eine große Veränderung mit dem Zappen kam, mit der Tatsache, dass man zum Umschalten nicht mehr aufstehen musste, das muss man alles berücksichtigen. Sich nur in frühere Zeiten zurück zu träumen und zu wünschen, dass sie wiederkommen, ist unsinnig. Die Qualität des heutigen Programmangebots der ARD sollte, wie ich meine, anders sein. Insbesondere in Bezug auf das Fernsehspiel. Gestern Abend erfuhr ich in der Vorschau vor der „Tagesschau“, dass am Freitag drei Tatorte in der ARD im Programm sind. Ich halte das für Schwachsinn. Unterhaltung ist doch nicht nur Kriminalität. Richtige Literatur verfilmt so gut wie keiner mehr.

Es wird andere Literatur verfilmt und nicht mehr die klassische Moderne. Diese Phase der Adaptierung solcher Stoffe scheint vorbei zu sein.

Ja, aber warum?

Ich würde ketzerisch sagen, dass es ein Produkt gibt, das durch Wettbewerb und Markt nicht besser wird: Fernsehprogramme.

Ja, das ist richtig. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Sie haben Recht. Aber davor haben wir gewarnt. Also, wir, die damalige Chefredakteurskonferenz und Programmkonferenz. Aber das ist eine politische Entscheidung, und wenn sich eine bestimmte politische Gruppe davon versprochen hat, dass sie nun gerechter beurteilt werde in allen Fernsehprogrammen, einschließlich der Kommerziellen, muss ich feststellen, dass in vielen kommerziellen Programmen überhaupt nicht mehr beurteilt wird.

Ich war vor zwei Jahren von der FDP zu einer Konferenz eingeladen, auf der über den Kulturverfall in den Fernsehprogrammen debattiert wurde. Da habe ich ihnen ihre medienpolitischen Papiere aus den 1970er Jahren vorgelesen, also aus der Zeit des Einstiegs in den privaten Rundfunk.

Jeder, der mal in Amerika war damals, der wusste, was auf uns zukommt.

„Blick zurück nach vorn“

Ihre Dienstzeit beim WDR als Programmdirektor Fernsehen endete am 31. Juli 1985. Im ARD-Jahrbuch des gleichen Jahres ziehen Sie mit dem

Aufsatz „Blick zurück nach vorn“ ein Resümee Ihrer Arbeit. Sie monieren unter anderem, dass Kameras und Mikrofone viel zu oft Politikern zur Verfügung gestellt werden, ohne dass die Sendungen journalistisch, kritisch gestaltet werden. Sie sprechen von inhaltslosen Statements, überflüssigen, nichtssagenden Interviews und Diskussionsrunden, die an Gebetsmühlen erinnern. Und diese Programme stopfen, so haben Sie es damals formuliert, ein Teil des aktuellen politischen Programms voll. Fernsehen hat an Glaubwürdigkeit verloren, weil es zu oft mangelhaft recherchierte Sendungen gibt, weil andererseits mehr Meinungen als Sachverhalte angeboten wurden. Waren das bittere Worte?

Sicherlich. Aber sie sind zum Teil aus zeitlichen Gründen missverstanden worden. Ich bin Ende Juli 1985 ausgestiegen. Der etwa 15 Seiten lange Artikel erschien im Oktober desselben Jahres im ARD-Jahrbuch. Da hat natürlich die Kritik in der Presse gedacht: Nun ist er weg und rechnet er ab. Das war nicht der Fall. Ursprünglich sollte mein Vertrag von Ende Juli bis März 1986 verlängert werden. Der Intendant von Sell und ich wollten gleichzeitig ausscheiden, denn sein Vertrag lief auch aus. Das war auch, soweit ich weiß, im damaligen Verwaltungsrat mehr oder weniger akzeptiert. Dann gab es aber Querelen zwischen Intendant und Verwaltungsrat – kurzum, Herr von Sell schied noch vor mir aus, ich glaube im Ende Mai 1985.

Das war also ein zufälliges Zusammentreffen, dass dieser Artikel zu Ihrer Entlassung erschien?

Ja, es war nicht beabsichtigt. Wenn ich einen Rückblick über meine Zeit hätte schreiben sollen oder wollen, hätte ich den ganz anders geschrieben. Das war nicht meine Absicht, so etwas wie eine Abrechnung zu machen. Dass sie als solche aufgenommen worden ist, dagegen kann man sich nicht wehren. Das, was ich damals geschrieben habe, ist bedauerlicherweise eingetroffen beziehungsweise hat sich verstärkt. Insbesondere meine Kritik an dem politisch-aktuellen Programm – besser geworden ist es nicht. Im Gegenteil. Das liegt auch am Trend zur Talkshow. Die hatten wir damals so gut wie gar nicht. Heute ist es bekannt, dass der Bundestag im Grunde genommen nur noch eine Nebenrolle spielt. Jeden Politiker können sie unentwegt in Talkshows im Fernsehen sehen und dort sagen sie immer dasselbe. Das ist nicht verwunderlich, sondern vielmehr, dass da nun die politische Diskussion oder Auseinandersetzung stattfindet. Dabei ist das keine Auseinandersetzung mehr, sondern eine Absonderung von Statements. Richtig befragt werden die Politiker meistens nicht.

Die West-Journalisten und die Stasi

Was Sie in diesem Artikel 1985 im ARD-Jahrbuch, einer offiziellen Veröffentlichung der ARD, geschrieben haben, konnte insofern nicht verwundern, da Sie gelegentlich mit dem parteipolitisch motivierten Proporzdenken kritisch ins Gericht gingen. Sie bestanden auf journalistische Unabhängigkeit von den Mächtigen. Sie sind zum einen als SPD-nah eingestuft worden, in Ihrer Stasi-Akte gelten Sie als eingefleischter Rechter, werden der CDU zu geordnet. Sind diese Etikettierungen völlig falsch? Darf man Menschen in dieser Weise etikettieren?

Man darf es schon, aber ob es stimmt, ist natürlich eine andere Frage. Ich bin als linkslastig bezeichnet worden und dann wieder konservativ und später wieder liberal. Wissen Sie, ich finde das eigentlich ganz gut, wenn diese Etikettierungen wechseln oder vielfältig sind.

Sie haben das als Bestätigung Ihrer Unabhängigkeit aufgefasst?

Ja. Meine Stasi-Akte habe ich in der „Zeit“ veröffentlicht. Das habe ich nur deshalb gemacht, weil schon mein Vorname nicht stimmte: Statt Heinz Werner schrieben sie Hans Werner. Aber meine Telefonnummern stimmten, obwohl sie nicht im Telefonbuch standen. Was die Stasi hingegen über „Monitor“ schrieb, zum Beispiel über die Berufung Lothar Loewes als ersten Fernseh-Korrespondenten in Ost-Berlin, das ist Quatsch. Nicht ich habe Lothar Loewe durchgedrückt oder vorgeschlagen, das war ein Beschluss der Intendantenkonferenz. Ich war in der Kommission zur Gründung des ersten Fernsehstudios in Ost-Berlin. Der damalige ARD-Vorsitzende Hammerschmidt schlug Loewe vor. Weitere Mitglieder der Kommission waren Peter Pechel vom SFB, Helmut Reinhardt aus Hannover, Gerhard Schröder, damals noch Bremen, und ich als Koordinator. Wir haben eineinhalb Jahre verhandelt. Es ging immer wieder hin und her. Als ich mich einmal allein mit Meier, dem damaligen Mitarbeiter des DDR-Außenministeriums und späteren Botschafter in Bulgarien, im Hotel Berlin traf, war natürlich alles mit Wanzen bestückt. Auch da ging es um Personalfragen. Da habe ich denen das ARD-Korrespondentennetz-System erklärt, nämlich dass in jedem ARD-Jahrbuch nachzulesen sei, dass jeder Sender seine eigenen Berichtsgebiete habe. Das ist in meiner Stasi-Akte richtig dargestellt.

Sie hatten also Erfolg. Sie veröffentlichten Ihre Stasi-Akte in der „Zeit“, weil Sie eine Warnung aussprechen wollten. Sie wollten sagen, dass man diesen Stasiunterlagen nicht trauen sollte.

So ist es. Das wurde Mitte der 1990er Jahre veröffentlicht und ich wollte damit nur zeigen, dass in diesen Akten – das kann ich nicht generell behaupten – in vielen Fällen nur Quatsch steht oder

Wunschdenken war. Noch eine hübsche Episode dazu: Meine Stasi-Akte habe ich auch auf Russisch. *Sie haben einmal im Zusammenhang mit Fernsehprogrammen formuliert: „Aus Neutralität wird Langeweile.“ Damit haben Sie sich gegen einen zu objektiven oder meinungslosen Journalismus ausgesprochen und forderten einen prononcierten, meinungsorientierten Journalismus. Gab es einen Anlass für eine solche Warnung?*

Ja sicher. Aus welchem genauen Anlass ich das gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Im langen Leben vergisst man ja viel. Es wurde sicher wieder einmal ein Feature, eine Reportage oder eine Diskussion gesendet, die von der Art war, dass wir sie eine „Wischi-Waschi-Sendung“ nannten. Natürlich muss man meinungsfreudig sein und eine Meinung haben. Man muss in einem Programm darauf achten, das es nicht nur eine Meinung gibt. Das ist das, was ich damit sagen will.

Geschichtsbewusstsein

Sie waren 1962 der deutsche Co-Autor einer deutsch-französischen Gemeinschaftsproduktion über den Ersten Weltkrieg. Ich entdecke in Ihrer Rundfunk- und Fernseharbeit immer wieder zwei Bereiche: Auslandsberichterstattung und Geschichte. Das zieht sich wie ein roter Faden durch Ihre Arbeit. Was bedeutet Geschichte für Sie?

Als politischer Journalist, der ich – wie ich meine – war, kommt man ohne fundierte Geschichtskennntnis, nicht aus. Es gibt ganze Gebiete, für die ich mich historisch gesehen überhaupt nicht interessierte: Der ganze spanisch-sprechende Raum oder Italien. Ich habe mich immer für Skandinavien interessiert, für England, Frankreich und Russland, insbesondere für russische Literatur. Eins muss das andere ergänzen. Um russische Literatur zu verstehen, muss man auch etwas über russische Geschichte wissen. Aber es gibt natürlich auch die Kombination beider, wie in Tolstois „Krieg und Frieden“. Wer liest denn diesen 1.600 Seiten langen Roman heute noch?! In diesem Roman finden Sie an Personen gebunden die ganze napoleonische Zeit wieder. In dem Epilog setzt Tolstoi sich beispielsweise mit dem Wahnsinn auseinander, dass Völker von Westen nach Osten marschieren und später – 1813/14 – findet die Umkehrwelle statt. Das können Sie bezogen auf heute genauso veröffentlichen. Das, was Tolstoi Mitte des vorvorherigen Jahrhunderts geschrieben hat, gilt ebenso für die Zeit von 1939 bis 1945.

Das heißt doch, dass Geschichte für die Behandlung der Fragen der Gegenwart und der Zukunft wichtig ist. Das muss doch auch in öffentlich-rechtlichen Programmen einen Reflex haben?

Ja, der Meinung bin ich, aber Dokumentationen gibt es so gut wie keine mehr.

Es gibt Geschichtstermine in Dritten Programmen, Serien bei ARD und ZDF.

Es kommt auch darauf an, wie Themen aufbereitet werden. Ein gutes Beispiel dafür war die Thomas Mann-Verfilmung von Heinrich Breloer. So etwas könnte man natürlich auch zum Beispiel mit Wilhelm II. machen, was gerade auch aktuell wäre, weil John C.G. Röhl 2001 gerade den zweiten Band „Wilhelm II. – Aufbau der persönlichen Monarchie“ veröffentlichte. Die Schauplätze sind alle vorhanden und ließen sich ebenso nachstellen wie die Mann-Familie. Eine reine Dokumentation wäre aufgrund nicht vorhandenen Filmmaterials vor 1914 schließlich nicht möglich. Auch Fotos gab es erst ab etwa 1860 an. So muss man sich etwas einfallen lassen. Ich bin der Meinung, dass man die Geschichte nicht ins Abseits stellen oder sich nur mit bestimmten Aspekten beschäftigen darf.

Zum Abschluss würde ich gerne zwei Fragen stellen. Das, was Sie und andere Journalisten im NWDR an journalistischen Maßstäben lernten, war weitgehend von der angelsächsischen Tradition, also von der BBC, beeinflusst. Welche Elemente sind davon unverzichtbar? Gibt es etwas, von dem Sie sagen würden, dass etwas verloren ginge, wenn wir das aufgeben?

Würde ich schon meinen, aber es ist weitgehend aufgehoben worden. Das begann aber nicht erst im Jahre 2000, sondern schon in den 1960er Jahren. Zumindest in den Zeitungen der britischen Zone, insbesondere in der „Welt“ als überregionale Zeitung, wurden Nachricht und Meinung nach englischem und amerikanischem Vorbild getrennt. Das ist dann sicher verwässert in einer Art, die ich mitteleuropäischen Journalismus nenne: Heute gibt es in den großen, überregionalen Zeitungen viele Berichte, in denen die Nachricht schon bewertet wird.

Also, dass werthaltige Adjektive sehr häufig vorkommen?

So ist es. Das kann man bedauern. Man kann es auch so formulieren, dass der angelsächsische Journalismus beim deutschen Publikum nicht angenommen wurde. Für uns, also die erste Generation, die Mitte der 1940er Jahre anfang, Journalismus zu machen, hatten die Alten, die Deutsch-Nationalen, wenig Verständnis. Heute ist es offenbar so, dass viele Jüngere sich zwar für Amerika interessieren, aber eben nicht für das, was wir versuchten – den Prinzipien des guten Journalismus zu folgen.

Nach meinem Eindruck ist diese Tradition, über die wir sprachen, am klarsten noch in der „Tagesschau“ erkennbar.

Ja, obgleich sie in der „Tagesschau“ natürlich auch mehr und mehr zur Verwässerung neigen. Die Nachrichten werden je nach dem vorliegenden Bildmaterial konzipiert und das wirklich Wichtige, was oft sehr spröde ist, erscheint, wenn überhaupt, an dritter, vierter oder achter Stelle. Ich will Ihnen ein Beispiel nennen, das sich zu einer Zeit ereignete, als Hartwig von Mouillard noch „Tagesschau“-Chef war. Damals wurde in einer „Tagesschau“ in großer Aufmachung ein Bericht über drei Hotelbrände im ersten Drittel der Sendung platziert: Einer in Australien, einer in Deutschland und dann noch einer in Amerika. In dem Filmmaterial des Dritten sprangen Menschen aus den Fenstern und ich sagte zu Hartwig: „Hör mal zu, Ihr spinnt doch wohl. Das ist reiner Sensationsquatsch, den ihr da macht. Eine alte Frau, die jetzt vor dem Fernseher sitzt, geht nie mehr in ein Hotel, weil sie denkt, dass die alle brennen.“ Wenn wir die Überspielmöglichkeit aus anderen Ländern nicht hätten, wäre die Nachricht nach 14 Tagen hier gewesen. Wenn überhaupt. So werden heute Nachrichten produziert, zwar nicht generell, aber vielfach. Das halte ich für abwegig. Leider ist auch die „Tagesschau“ nicht ganz frei davon, sich – ich überspitze das – mehr und mehr „Bild“ zu nähern.

Föderalismus im Rundfunk

Das ist sicher sehr zugespitzt. Die letzte Frage: Wir wissen aus der Forschung, die sich mit Ablauf von Kriegen beschäftigt, dass kein Krieg endete, wie er geplant wurde. Die Trennung und Auflösung des NWDR in SFB, WDR und NDR hatte zumindest für die Trennung von NDR und WDR auch parteipolitische Motive. Die CDU-geführte Landesregierung Nordrhein-Westfalens wollte einen Sender, der ihr etwas näher stand als der große NWDR. Diese Rechnung ist nicht aufgegangen, denn aus dem WDR ist kein lammfrommer CDU-naher Regierungssender geworden, wie er jetzt unter anderen politischen Verhältnissen auch kein lammfrommer regierungsnaher SPD-Sender wurde. Das ist doch überraschend und positiv.

Ja, würde ich auch so sehen. Aber das hat natürlich mit zwei Dingen zu tun: Einmal mit dem Föderalismus, dass also jedes Land oder jeder Landesvater seinen eigenen Sender hat. Deshalb sind Fusionen so schwer, wie wir es gerade mit Berlin-Brandenburg erleben. Zum Zweiten hat das auch mit den Finanzen zu tun. Der WDR als finanzstärkster Sender hatte natürlich viel mehr Möglichkeiten als zum Beispiel Radio Bremen. Das ist ganz klar. Im Augenblick trauert man im Rheinisch-Westfälischen Bonn nach, was ich auf der einen Seite verstehen kann. Auf der anderen ist es natürlich töricht. Ich bin kein Zentralist, sondern halte das föderalistische Prinzip für ganz vernünftig. Ob

es auf allen Feldern vernünftig ist, wie zum Beispiel in den Kultusministerien, glaube ich nicht. Ob neun oder elf Semester sein müssen, frage ich mich auch. Wir können nicht auf der einen Seite von Globalisierung schwärmen und auf der anderen kleinsten Zellen bewahren wollen. Das wird sich nicht in Einklang bringen lassen. Also, irgendwann steht hier, und dann kommen wir wieder auf finanzielle, auch die folgende Frage zur Diskussion: Können wir uns ein solches System noch erlauben?

Oder muss man Föderalismus, gerade weil er so wichtig ist, nicht frühzeitig reformieren, um ihn zu erhalten?

Das ist wirklich eine schwierige Frage. Ich halte 16 Schulsysteme in Deutschland für absurd. Dass in Bayern ein anderes Abitur gemacht wird und Schü-

ler so bei einem Umzug aus der vorletzten Klasse in Nordrhein-Westfalen in einer bayerischen Schule noch zwei Jahre nachholen müssen – das halte ich für reform- und verbesserungsbedürftig. Die Grundsatzfrage nach Föderalismus oder Zentralismus muss mit einer gesunden Mischung beantwortet werden. Was für Bundesländer gilt, sollte auch für Semester gelten: Sie müssen lebensfähig sein. Das Saarland zum Beispiel ist nicht lebensfähig und Bremen auch nicht. Aber das müssen Politiker entscheiden.

Herr Hübner, ich danke ganz herzlich für das Gespräch.

Peter von Rügen führte das Interview am 13. Juni 2002.

Zur Person: Hilde Stallmach-Schwarzkopf



geboren am 3. Dezember 1923 in Jägerweil/Pommern

1942 Abitur an der Luise-Oberschule in Anklam

1943-1945 Studium der Fächer Deutsch, Theaterwissenschaft, Geschichte und Zeitungswissenschaft in Hamburg, Leipzig und München

Arbeit in der Schriftleitung der „Danziger Neuesten Nachrichten“

1946-1947 Tätigkeit im Monitoring Department für den German News Service in Hamburg

1947 Teilnahme an einem Lehrgang der NWDR-Rundfunkschule in Hamburg

danach Tätigkeit als redaktionelle Assistentin von Axel Eggebrecht

1947 wechselt Hilde Stallmach nach Köln; dort redaktionelle und Moderations-Tätigkeit für die „Sendung für den Bergmann“ und „Der Hörer hat das Wort“

1953 Tätigkeit für die „Deutsche Welle“ in den Bereichen Radio und Fernsehen; Aufbau der Hauptabteilung Öffentlichkeitsarbeit (1963)

September 1966: Wechsel nach Hamburg, wo sie ein Ressort für die nicht-kommerzielle Verwertung von Fernsehproduktionen innerhalb des Studio Hamburgs aufbaut

Hilde Stallmach-Schwarzkopf lebt in der Nähe von München

„Es war ein faszinierendes Experiment.“

Hilde Stallmach-Schwarzkopf über Kohlenklau und die Schwierigkeit, als Frau im Hörfunk aufzusteigen, im Gespräch mit Peter von Rügen

Frau Stallmach, erinnern Sie sich noch an das Kriegsende 1945, an die Stimmung damals und wie Sie die Situation erlebten?

Na und ob. Ich war bei Kriegsende zu Hause in Vorpommern, einer kleinen Stadt, Anklam. Von dort bin ich sehr bald, es war die sowjetisch besetzte Zone, nach Hamburg gegangen. Warum? Ja Gott, weil ich schon die ersten Schwierigkeiten kriegte mit den „neuen Herrschern“.

Sie kamen von einer Diktatur in die nächste.

So ist es. Ich habe auch damals aus dieser Empfindung keinen Hehl gemacht. Innerhalb von vier Wochen wollten uns die neuen Machthaber in einem Crash-Kurs zu Schullehrern machen. Da gab es auch jemanden, der sich für einen Geschichtslehrer hielt und uns sein Verständnis von Geschichte beibringen wollte. Mit ihm geriet ich heftig aneinander. Mir schien es dann geraten zu gehen. Meine Familie war einverstanden. Schließlich war sie schon daran gewöhnt, dass ich weg war, denn ich war schon während des Krieges auf der Universität. So bin ich nach Hamburg gekommen – auf manchen Umwegen.

Auf Umwegen – wie ist das zu verstehen?

So viele Umwege waren es auch nicht. Ich habe schlicht und einfach Glück gehabt. Ich habe Menschen getroffen, die mir halfen in Situationen, in denen ich alleine nicht weitergekommen wäre. In Hamburg fand ich eine Behausung. Die Eltern einer Freundin nahmen mich auf. Dann fand ich eine Arbeit. Die brauchte ich, um leben zu können. Das war der German News Service, die erste deutsche Nachrichtenagentur in der britischen Zone. Dort habe ich im Monitoring Service gearbeitet. Wir nahmen englische und französische Nachrichten auf, von Reuters und Agence France Presse, und haben sie dann in der britischen Zone verbreitet.

German News Service

Wie sind Sie Journalistin geworden? Man kommt nicht automatisch zum German News Service, zur ersten Nachrichtenagentur nach dem Krieg.

Nein, das ist wohl wahr. Ich hatte schon ziemlich früh die Vorstellung, dass das ein schöner Beruf für mich sein würde. Und ich hatte journalistische Vorbilder: „Das Reich“, die damalige Wochenzeitung, hatte bemerkenswerte Journalisten. Da gab es

unter anderem Christa Rotzoll im Feuilleton – die gefiel mir sehr gut – und Irene Seligo, von der ich nicht genau sagen kann, ob sie für die „Frankfurter Zeitung“ schrieb. Sie schrieb jedenfalls aus Portugal. Da habe ich gedacht: Das mache ich auch. Dann ist es eigentlich ziemlich gradlinig gegangen, das ist das Erstaunliche.

Wie kamen Sie denn zum German News Service?

Das war ziemlich einfach. Der Vater meiner Freundin kannte den Chef dieses Monitoring Service und dann hat er mich da hin geschickt.

Monitoring Service, das müssen wir erklären.

Das bedeutet als erstes Aufnahme, Nachrichtenaufnahme. Da liefen die Meldungen der englischen und französischen Nachrichtenagenturen ein. Ich wurde gefragt, ob ich Englisch und Französisch könne. Französisch konnte ich damals besser als Englisch, aber ich habe schlicht ja gesagt. Und irgendwie habe ich es dann auch gelernt – sozusagen „learning by doing“.

Wie lange waren Sie dort?

Knapp ein Jahr. Von Anfang 1946 bis die Rundfunkschule anfang, also bis zum Januar 1947.

Für die Rundfunkschule des Nordwestdeutschen Rundfunks musste man sich bewerben. Warum haben Sie sich dort beworben? Kannten Sie das Hörfunkprogramm des Nordwestdeutschen Rundfunks schon? Wollten Sie zu diesem Sender? Was war die Motivation, sich für diese Rundfunkschule zu bewerben?

Ich wollte nicht unbedingt zum Rundfunk. Ich wollte nur weg vom German News Service, weil wir dort Schichtdienst hatten. Der fing früh um sechs an, ging bis mittags um zwölf, die nächste Schicht war von zwölf bis 18.00 Uhr, dann 18.00 Uhr bis Mitternacht und dann kam die Nachtschicht, also von 24.00 Uhr bis morgens um 6.00

Gespräch

Uhr. Und dann hatte man eben nur diesen Tag frei und das strapazierte damals doch ungeheuer, zumal wir ja nicht sonderlich gut ernährt waren.

Zu der damaligen Situation müssen wir noch einmal zurückkommen. Wie sah Hamburg zu dieser Zeit aus?

Es war ziemlich zerstört. Aber rund um die Alster und an der Rothenbaumchaussee war sehr viel stehen geblieben. Das meiste eigentlich. Erstaunlicherweise war auch das Funkhaus erhalten.

Das war sozusagen der Glücksfall, dass der Nordwestdeutsche Rundfunk oder zunächst Radio Hamburg wieder senden konnte.

Ja. Unsere Nachrichtenagentur lag direkt gegenüber vom Funkhaus. Von diesem Radio wurde schließlich mitgeteilt, dass eine Rundfunkschule eingerichtet werden solle und sie nach jungen Leute suche, die sich dort bewerben sollten.

NWDR Rundfunkschule

Es war die erste professionelle Ausbildungsstätte für Rundfunkjournalisten – da haben sich doch Tausende beworben, zumindest Hunderte?

Es sollen an die Zweitausend gewesen sein. Aus diesen Zweitausend wurden Vierhundert herausgesucht, zunächst mal nach ihren Papieren, die sie eingereicht hatten. Dann wurde man „besichtigt“.

Die Vierhundert wurden zu Gesprächen eingeladen?

Ja.

Musste man auch kleine Tests machen?

Nein. Es wurde nur mit uns geredet. Da saßen dann aber acht bis zehn Leute und denen war man ausgeliefert. Die fragten und fragten, fragten einem ein Loch in den Bauch – vor allem nach Allgemeinbildung. Axel Eggebrecht war damals auch dabei.

Axel Eggebrecht hat Sie befragt?

Wie die anderen auch.

Wer war denn da noch dabei?

Alexander Maass, der Leiter der Rundfunkschule. Dann war der spätere Kölner Intendant, Hartmann, der damals noch Mansfeld hieß, dabei. Und einige von den künftigen Lehrern: Axel Eggebrecht beispielsweise.

Waren die Lehrer Journalisten, die schon einen Namen hatten?

Axel Eggebrecht kannte man natürlich. Aber Mansfeld war kein Journalist. Mansfeld, also Hartmann, war Intendant des Metropol-Theaters in Berlin gewesen – sein letzter Job, wenn ich das richtig in Erinnerung habe. Und Alexander Maass war Remigrant.

Vierhundert werden zu einem Gespräch eingeladen. Wie viele Plätze gab es denn?

Nach meiner Erinnerung zwanzig. Vielleicht waren es dreißig.

Sie haben sich für den ersten Kurs beworben.

Ja. Zunächst einmal war auch kein weiterer außer dem ersten Kursus vorgesehen.

Und nun wird die Hilde Stallmach, wie sie damals hieß, angenommen.

Nein, da noch nicht. Also, aus diesen Vierhundert wurden dann noch einmal einige, ich weiß nicht wie viele, herausgesucht. Die Übriggebliebenen waren es dann, die antreten durften. Und dazu gehörte ich. Es war auch schlicht Glück.

Ein bisschen Glück gehört immer dazu. Wurde man denn, bevor man in die Rundfunkschule aufgenommen wurde, schon gefragt, ob man irgendeine Vergangenheit im Dritten Reich hatte? Oder spielte das keine Rolle?

Fragebogen mussten wir ausfüllen. Beim German News Service hatte ich auch schon einen ausgefüllt. Dann kam eben dieser zweite Fragebogen. Befragt wurde ich jedoch nicht noch einmal.

Wenn der Fragebogen in Ordnung war, also keine wesentliche Vorbelastung vorlag, wurde das abgehakt?

Ja.

Und dann kamen Sie in diese Rundfunkschule. Wie lange dauerte die Ausbildung?

Vier Monate.

Und das war eine richtige Schule, mit Unterricht am Vormittag und Nachmittag?

Ja. Es waren jeden Tag acht Stunden. Es war ganz schön strapaziös.

Dozenten der Rundfunkschule

Wer waren denn die Dozenten? Wer hat dort unterrichtet?

Ich muss gestehen, dass ich mich nur an einige erinnere. Das müssen die sein, die mir großen Eindruck gemacht haben. Das war zunächst natürlich Axel Eggebrecht, der schon für die „Weltbühne“ geschrieben hatte. Ernst Schnabel und Karl-Eduard von Schnitzler waren auch dabei.

Dieser Karl-Eduard von Schnitzler, der dann später beim DDR-Fernsehen den „Schwarzen Kanal“ machte, war also Journalist beim Nordwestdeutschen Rundfunk?

Ja. Zeitweilig sogar – aber das war noch vor meiner Zeit – Leiter der politischen Abteilung in Köln.

Ich habe einen Namen gefunden, der mich sehr verwundert hat: Da taucht ein Dozent namens Axel Springer auf.

Ja. In der Tat.

Der Großverleger Axel Springer war damals noch nicht der Großverleger?

Nein, das war er noch nicht. Aber offenbar auf dem besten Wege dahin.

Erinnern Sie sich an Axel Springer?

Nein. Wenn ich das richtig gesehen habe, hat er einmal eine Vorlesung über Verlagswesen gehalten. Ich traf dort auch Kurt Wagenführ wieder, der im Dritten Reich schon über Fernsehen geschrieben hatte und bei dem ich auch in Leipzig schon ein Seminar hatte.

Wagenführ hat zum ersten Mal an einer Universität über Fernsehen unterrichtet, nicht wahr?

Ja. In Leipzig.

Und was hat Wagenführ unterrichtet? Öffentlichkeitsarbeit? Pressearbeit?

Nein, über das Fernsehen hat er geredet. Ich fürchte, ich habe ihn dann, als ich ihn traf, gekränkt. Es wirkte jedenfalls so.

Wie haben Sie Kurt Wagenführ gekränkt?

Wenn man jung ist, neigt man doch zu schnellen Urteilen. Ich habe ihn gefragt, ob er nicht auch fände, dass wir seinerzeit in Leipzig wie die Blinden von der Farbe vom Fernsehen gesprochen hätten.

Sie haben an der Universität Leipzig einen Kurs über Fernsehen belegt und wussten gar nicht, was das war?

So ist es. Aber das hat er weit von sich gewiesen. Er sei von Anfang an beim Fernsehen gewesen. 1936 in Berlin, die Fernsehstuben, in die man hinein gehen konnte wie heute ins Kino – das habe es doch alles schon gegeben. Und es sei auch zu dem Zeitpunkt, als wir darüber geredet hätten, schon gewesen. Wie auch immer: Er fand es nicht sehr schön, dass ich das gesagt habe.

Ich habe einen weiteren Namen einer Dozentin gefunden: Julia Nusseck, die später dann Chefredakteurin des WDR-Fernsehens wurde und die auch Chef der Norddeutschen Landesbank war.

Ihre richtige Karriere fing an, als sie raus war aus dem Betrieb.

Was hat sie an der Rundfunkschule unterrichtet?

Wirtschaft. Auch in ihrer Sendung hat sie über Wirtschaft gesprochen.

Sie machte also schon eine Sendung beim Nordwestdeutschen Rundfunk über Wirtschaft?

Ja. Heitmüller war ihr Chef. Das war der Wirtschaftsmann, und sie war seine Mitarbeiterin. Die beiden machten sozusagen Wirtschaft.

Und dann gab es einen Dozenten namens Heinz Erhard?

Ja.

Heinz Erhard – das „Noch ein Gedicht“ kennen wir.

Wie er da über das Kabarett plaudert ...

Vielseitiger Unterricht

Also, Kabarett gehörte sozusagen zum Unterrichtsprogramm?

Gott, alles gehörte dazu!

Von heute aus gesehen ist das ja nicht selbstverständlich. Was machte denn Walther von Hollander?

Der machte so etwas, was er später als „Frau Irene“ in der „Hörzu“ machte.

Das heißt, die „Frau Irene“, die in der „Hörzu“ Lebensberatung gab, soll Walther von Hollander gewesen sein?

Ja, das ist wahr.

Sie hatten doch auch Deutsch als Fach. Welche Inhalte wurden noch angeboten?

Das Ganze war im Grunde zunächst eher ein Crash-Kurs im Handwerklichen. Dass Inhalte dazu gehören, das verstand sich eigentlich. Bei Eggebrecht war es weitgehend Allgemeinbildung, wenn man so will, die ja auch nicht bei allen Leuten vorausgesetzt werden konnte, jedenfalls nicht bei so jungen. Es waren auch ein paar Ältere in diesem Kursus, aber die meisten waren doch eben so knapp über Zwanzig.

Ein Herr Stephan unterrichtete über die Propaganda, die braune Propaganda – das war die Propaganda im Dritten Reich.

Ja, aber ich muss gestehen, dass ich mich an diesen Herrn Stephan überhaupt nicht erinnere, nicht einmal an den Namen. Das ist offenbar nicht sehr eindrucksvoll gewesen, was er da geliefert hat. Ich weiß es schlicht und einfach nicht.

Ich vermute mal, dass es der Stephan war, der schon aus seiner Tätigkeit im Reichspropagandaministerium selber ganz gut die braune Propaganda kannte.

Das würde ich nicht für ausgeschlossen halten.

Elef Sossidi unterrichtete.

Ja. Er arbeitete schon für das „Echo des Tages“. Da war auch Peter von Zahn tätig.

Aber Peter von Zahn hat nicht unterrichtet?

Doch. Eigentlich haben sie alle unterrichtet, alle die damals im NWDR in Hamburg arbeiteten. Werfen wir doch mal einen Blick auf die Dozenten-Liste, die ich noch habe: Bodenstedt. Bodenstedt war Landfunk, wenn mich nicht alles täuscht. Ludwig Cremer war Hörspiel. Deutschmann – das erinnere ich nicht mehr, Döring auch nicht. Heinz Erhard

nannten wir ja schon. Flemming war Kunst, und Forsthoff war kein fester Mitarbeiter des NWDR. Eigentlich war er ein Verwaltungsrechtler, ein sehr bekannter.

Das zeigt die Breite der Ausbildung. Literatur wurde auch unterrichtet?

Ja, das machte Eggebrecht.

Was muss ich mir darunter vorstellen, Literaturunterricht an der Rundfunkschule des Nordwestdeutschen Rundfunks? Was stand im Mittelpunkt? Eine Literatur, die man nicht kannte, weil sie im Dritten Reich verfehmt war?

Eggebrecht ist sehr weit zurückgegangen. Catull kam beispielsweise auch vor. Es fing also praktisch mit der Antike an. Er hat das sehr gründlich gemacht. Es ging bis in die 20er Jahre. Also, das, was wir auf der Universität noch nicht gehört hatten.

Es war eigentlich ein Grundkurs in Literaturgeschichte.

So ist es. Ja, kann man so sagen.

Wenn ich das richtig verstehe: Das Ausbildungsprogramm umfasste Verwaltungsrecht, Deutsche Sprache, auch Spracherziehung, Aussprache von Fremdsprachen – wie spricht man Englisch aus, Französisch, auch Russisch -, dazu Literatur und handfeste, handwerkliche Ausbildung?

So ist es.

Praktische Rundfunkarbeit

Und innerhalb dieses Kurses musste man auch ein Radio-Feature, eine Reportage machen unter Anleitung?

Es wurde eine Redaktion gebildet und diese Redaktion machte ein Feature. Es war ein Feature über einen Eisenbahnwaggon und darüber, was der so alles erlebt hat.

Also, ein Eisenbahnwaggon, der seine Erlebnisse erzählt?

Ja. Der Eisenbahnwaggon war in Frankreich, in Paris, hergestellt worden und fuhr dort auch zunächst hin und her, zwischen Paris und Lyon. Als die Deutschen dann kamen, hat er Waffen und Soldaten befördert. Kurz gefasst: Es war die Geschichte des letzten Krieges.

Es war eigentlich ein Geschichtsstück, nicht?

In gewisser Weise ja.

Wurde das auch produziert?

Nein, wenn ich mich richtig erinnere, haben wir das selber sprechen müssen.

Es gehörte auch zur Ausbildung, dass man die Texte dann selber sprechen sollte oder musste?

Ich glaube, es wäre zu teuer geworden, wenn man das regelrecht produziert hätte. Aber es ist, glaube

ich, auch nicht gesendet worden. Denn das war ja wohl mit das Erste, was wir da alle gemacht haben.

Die Rundfunkschule im Rückblick

Also, vier Monate konzentrierte Ausbildung, Vorbereitung auf den Beruf der Journalistin/des Journalisten. Wie wichtig war denn dieser Kurs für Sie, wenn Sie das von heute aus betrachten?

Er war die Basis. Und es hat mich eben auch für Rundfunk sehr eingenommen. Bis dahin wusste ich ja nicht einmal, wie Radio funktioniert. Ich wusste nur, da kommt ein Ton raus. Man hört zu oder eben auch nicht. Aber was da im Einzelnen los war, das war mir völlig unklar. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was da auf mich zukommt. Die haben mir beigebracht, was Rundfunk ist. Zunächst war ich voller Bewunderung für alle Leute, die da auftraten. Das legte sich dann in dem Maße, in dem ich selbst lernte, was zu tun ist und was man tun kann. Wir mussten dann jeweils nach einem Monat aufschreiben, was wir von der Ausbildung hielten.

Was hielten Sie denn von der Ausbildung?

Auswendig weiß ich das nicht mehr, denn das liegt alles über 50 Jahre zurück. In dem, was ich damals aufgeschrieben habe, habe ich alles sehr im Einzelnen beurteilt. Aber ich kann einen kurzen Auszug vorlesen: „Der erste Monat des Kurses liegt fast hinter uns. Wochen ausgefüllt mit vielen neuen, manchmal sich fast überstürzenden Eindrücken und konzentrierter Arbeit. Als Lehrer standen uns Menschen gegenüber, deren Namen fast jedem durch den Rundfunk geläufig sind. Eine Tatsache, die mich zunächst mit Skepsis erfüllte. Ich fürchtete, einen Schulbetrieb im wahrsten Sinne des Wortes anzutreffen: Auf der einen Seite die Lehrer, auf ihre Autorität pochend, auf der anderen wir, die Schüler, Versuchsmaterial. Ich war ausgesprochen froh, dass sich meine Befürchtungen nicht bewahrheiteten. Die Schule war ein Experiment, an dem Schüler und Lehrer gleichermaßen beteiligt waren.“ Das war es in der Tat.

Würde man von heute aus sagen, das war schon eine moderne Pädagogik, das war kein Frontalunterricht, das war Gruppenunterricht?

Das könnte man durchaus sagen. Dazu habe ich damals auch etwas gesagt. Hier in dem Text steht: „Ein Zustand, der meiner Ansicht nach der Arbeit sehr zuträglich war. Sich etwas erarbeiten zu können und müssen, wird immer fruchtbarer sein als bloßes Zuhören. Ein Blick in den Lehrplan der ersten vier Wochen beweist, wie viel Raum man der eigenen gedanklichen Arbeit der Schüler eingeräumt hat, Diskussionen und immer wieder Diskussionen. Abgesehen davon, dass diese Gelegenheit nicht immer voll genutzt wurde,“ – das war offen-

bar selbstkritisch – „hätte ich mir mitunter mehr von einer Diskussion versprochen.“

Grundkurs in Rundfunktechnik

Wurde denn auch Technik gelehrt?

Ja, alle handwerklichen Grundfragen wurden behandelt, wie man mit dem Mikrophon umgeht zum Beispiel.

Haben sie auch mit Tonbandgeräten gearbeitet? Die Nagra, dieses kleine Tonbandgerät, gab es damals noch nicht?

Das man selbst schleppen konnte? Nein, das gab es noch nicht. Ich weiß nicht mehr, wie diese Dinger hießen, die es damals schon gab, aber sie waren dann doch so groß, dass man jemanden brauchte, der das transportierte, und vor allem auch damit umgehen konnte. Als ich übrigens den Ü-Wagen hier draußen sah, fiel mir der erste Ü-Wagen ein, mit dem ich in Köln unterwegs war. Das war noch einer mit Holzgas.

Holzgas – was ist das?

Wie das im einzelnen funktionierte, weiß ich auch nicht, aber es war hinten auf dem Auto eine Art großer Zylinder. Hierin wurde das Holzgas hergestellt, vielleicht aber auch nur nach dem Tanken aufbewahrt – ich weiß es nicht mehr genau. Jedenfalls fuhr man damit. Wenn wir unterwegs waren, dann sammelten wir Holz, aber das nicht für diesen Holzgasmotor, sondern wir hatten einen Toningenieur, dessen Mutter lebte im Bergischen Land. Und wenn wir da unterwegs waren, was häufig vorkam, sammelten wir das Holz, das sie dann für ihren kleinen Kanonenofen brauchte, um für uns eine Kleinigkeit zu Essen zu machen. So ging das damals.

Das, glaube ich, können die heutigen Hörfunk- und Fernsehjournalisten kaum mehr nachvollziehen ...

Nein, wie sollten sie auch?!

Der erste Reportagewagen des Nordwestdeutschen Rundfunks in Hamburg muss ein umgebauter Leichenwagen gewesen sein, erzählte Jürgen Roland. Da wäre nur notdürftig der Name des Leichenbestatters überpinselt worden, und man habe „Nordwestdeutscher Rundfunk“ darauf geschrieben. Das waren doch Anfänge unter Bedingungen, die mit den heutigen nicht zu vergleichen sind.

Na, das muss man wohl sagen!

Bedeutung des NWDR nach 1945

Aber gleichwohl war dieses NWDR Hörfunkprogramm das einzige Hörfunkprogramm in der Britischen Zone, in einem relativ großen Gebiet – Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen, Schleswig-

Holstein, Hamburg, und Berlin gehörten dazu. Es hatte also eine ganz zentrale Bedeutung.

Es gab aber BFN. Das war zwar nicht für deutsche Hörer gemacht, sondern für die britischen Truppen in englischer Sprache, aber sie konnten es hören.

Aber das waren die beiden Programme. Warum hatte denn dieses Hörfunkprogramm eine so große Bedeutung? Weil es das Einzige war?

Weil es zunächst informierte über das, was gerade lief: Zuteilungen, Sonderzuteilungen oder wann man wo Lebensmittelkarten abzuholen hatte. Gott, ich vergesse einfach darüber zu reden, weil ich das für so selbstverständlich hielt.

Wir müssen uns zurückversetzen: Die Städte waren Trümmerfelder.

Und wie, Köln war eigentlich am schlimmsten.

Es gab Kohlemangel im Winter, es wurde gefroren. Das war die Lage.

In Hamburg hatte ich dann schließlich, wenn ich darauf noch einmal zurückkommen darf, ein möbliertes Zimmerchen gefunden, das nicht allzu weit vom German News Service war. Ich konnte es zu Fuß schaffen, es war nicht allzu weit vom NWDR entfernt. Ich hatte keine Heizung. Die hätte sowieso nichts gebracht, aber ein anderer Untermieter hatte im Radio gehört, wo man Kanonenöfen kriegen könnte. Dann sind wir da hin und haben einen Kanonenofen erworben, einen für mich, einen für ihn. Er konnte ihn auch einbauen. Dafür muss man ein Rohr aus dem Fenster legen. Irgendwie kam man auch an Briketts, an einige jedenfalls. Besser war natürlich Holz, weil das schneller brannte, dann wurde es eben auch schneller warm. Aber immerhin war ich die Einzige in unserem Kursus, die ein solches Zimmer mit Kanonenofen hatte. Demzufolge haben wir uns da manchmal auch versammelt, wenn die anderen Briketts mitbrachten, und geredet.

Heißt das, dass die anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer des ersten Lehrgangs der NWDR-Rundfunkschule kein geheiztes Zimmer hatten?

Manche nicht. Ob es alle waren, weiß ich nicht. Der Eine oder Andere wohnte vielleicht noch zu Hause und hatte dort einen Ofen. Es war kalt und es gab wenig zu essen. Wir lebten eigentlich von einer Mahlzeit, die die Besatzungsmacht den Angestellten des NWDR gab. Das war ein Mittagessen.

Das war doch schon ein Privileg, dass man dort beköstigt wurde?

Aber ganz entschieden. Das war ganz ungemein wichtig.

Dieses Hörfunkprogramm des NWDR war wahrscheinlich selbst ein Lebensmittel, also zum Überleben notwendig?

Stimmt.

Anleitung zum Kohlenklau?

Man hörte den Sender auch, weil man so wusste, wo es Zuteilungen gibt, es wurde bekannt gegeben, wie die Kohlenzüge verkehrten.

Richtig.

Das war fast eine Einladung zum Kohlenklauen.

Das war in Köln so. Da hieß das Fringsen.

Ja, den Begriff kenne ich: Fringsen geht zurück auf eine Äußerung des Kardinals Frings, der gesagt hat, Kohlenklauen ist keine Sünde, oder?

Richtig. Kohlenklau ist kein Diebstahl.

War Kohlenklau denn üblich in der damaligen Zeit?

Ja, sicher. Wenn die Züge langsam fuhren, dann kletterte da jemand rauf und warf Kohlen runter und unten sammelten die anderen diese auf.

Ja. Das ist erstaunlich. Es war eigentlich doch ein Hinweis, wie man auf nicht ganz legale Art und Weise an Kohlen kommen kann.

Ja, aber es war einfach nötig, denn dieser Winter von 1947 auf 1948 war der kälteste. Und das war schlimm. An Hunger gewöhnt man sich in gewisser Weise, aber die Kälte war wirklich scheußlich.

Das Radio war das einzige Medium? Gab es Tageszeitungen? Wie informierte man sich?

Durch das Radio. Zeitungen gab es zwar schon, aber die musste man bezahlen und sehr viel Geld hatten wir nicht. Soweit es mich also betrifft: Meine Informationen kamen aus dem Radio. Und so lange ich bei der Nachrichtenagentur war, kamen sie aus dem, was ich da schrieb.

Sie waren dann nach dem Kurs in der Rundfunk-schule kurzzeitig Assistentin von Axel Eggebrecht. Axel Eggebrecht – ein Name, der immer wieder genannt wird in Zusammenhang mit dem hohen journalistischen Profil dieses NWDR-Hörfunkprogramms. Wie haben Sie Axel Eggebrecht erlebt?

Zum einen habe ich ihn, wie gesagt, als ungemein gebildeten und kenntnisreichen Mann kennen gelernt – und als jemanden, der fabelhaft formulieren konnte, der einfach ein angenehmer Mensch war und junge Leute zu begeistern verstand für das, was er tat.

Begeisterung für die Radioarbeit – war das eine Grundstimmung der NWDR-Mitarbeiter?

Sagen wir mal: Es war eine Art Aufbruchsstimmung: Der Krieg war vorbei und wir hatten überlebt. Darüber konnte man eigentlich nur glücklich sein. Und das waren wir auch. Dann hatten wir dieses Gefühl: Nun fangen wir an, nun fangen wir neu an. Und – wir sind dabei.

Der NWDR und die SBZ

Hatten Sie unmittelbar nach 1945 das Gefühl, so wieder Anschluss an die Welt zu gewinnen?

Man musste ja erst mal sehen, dass man über die nächsten Wochen und Monate kam. Dann konnte man anfangen, sich darüber zu freuen, dass die Welt sich öffnete. Aber sie öffnete sich nur für die Westzonen. Man kam auch nur mit Schwierigkeiten aus der Sowjetzone da hin, um dort jemanden zu besuchen. Aus dem Osten herauszukommen, war für jemanden, der dort wohnte, unmöglich, wenn er nicht floh.

Das Hörfunkprogramm des NWDR, ausgestrahlt in den ersten Jahren auch in Berlin, war auch für die Sowjetische Besatzungszone, für die Leute die dort wohnten, wichtig. Hatte man da Rückmeldungen?

Meine Mutter, die in Anklam lebte, hatte Rückmeldungen von Nachbarn oder Freunden, die mich gehört hatten. Also hörten sie den Nordwestdeutschen Rundfunk. Post gab es manchmal. Das waren Briefe, die mitgegeben wurden, und die dann in Westdeutschland in den Briefkasten gesteckt wurden. Die gab es. Aber naturgemäß nicht sehr viele.

War das im Kopf der Macherinnen und Macher, dass man sagt: Wir werden auch in der Sowjetzone gehört, wir haben eine ganz wichtige Funktion.

Ja. Es gab auch einmal eine Sendereihe, die morgens lief – in welchem Jahr das war, weiß ich nicht mehr. Sie hieß „Gruß an die Zone“. Das waren fünf Minuten, jedes Mal mit einem Thema, das wir zum Beispiel aus dem „Neuen Deutschland“ hatten und das die Leute in der Ostzone beschäftigen musste. Verschiedene Leute, unter anderem auch ich, schrieben für diese Sendereihe, aber wir schrieben alle unter einem Namen: Das war Irene Kersten. Und es sprach ein Sprecher, ein Mann, weil auch Männer für diese Reihe schrieben, da konnten wir nicht gut eine Frauenstimme nehmen. Das war als gezielte Sendung aus Köln, glaube ich, die einzige.

Ich erinnere mich meiner Jugend, als die Kabarettssendungen aus Berlin – also Günther Neumann und seine Insulaner, Politik, Zeitgeschichte, Kritik – damals etwas ganz Wichtiges waren.

Ja, vor allem waren sie sehr gut: Der Neumann mit seinen Insulanern. Dass die gehört wurden – ich denke, das versteht sich – soweit sich die Leute traute, ihre Radios darauf einzustellen und nicht Angst hatten.

Gab es nach Ihrer Erinnerung so etwas wie ein Sendungsbewusstsein? Wollte man etwas mitteilen von dem, was man wusste? Hatte man den Wunsch, über das Radio den Leuten etwas zu sagen, was sie noch nicht wussten, aber von dem man dachte, dass sie es unbedingt wissen müssen nach dem Krieg?

Sicher gab es Leute mit Sendungsbewusstsein. Ich hatte keines. Wie sollte ich Leuten das mitteilen wollen, was sie nach meiner Ansicht wissen müssen? Das kann ich gar nicht beurteilen. Wer kann das beurteilen? Ich habe mir immer Themen gesucht, die mich selbst interessierten, und von denen ich nicht genug wusste, so dass ich es mir erarbeiten musste.

Sie haben unterstellt, wenn Sie das interessiert, interessiert es auch die Hörer?

So ist es. Dann muss es andere Leute geben, die das auch interessiert.

Was waren das für Programme?

Da ich bei Eggebrecht angefangen habe, waren das zunächst literarische Programme. Das lag auch in meiner Studienrichtung. Die erste Sendung, die ich für eine Sendereihe von Eggebrecht gemacht habe, hieß zum Beispiel „Die Geburt der Novelle“. Das war also Boccaccio oder etwa „Lutz und Peter“, eine Geschichte von Romain Rolland. Furchtbar viel fällt mir nicht mehr ein, was ich gemacht habe, höchstens eines: ein Porträt des Verlegers Ernst Rowohlt. Da war ich wirklich sehr stolz, dass der Eggebrecht mir das als Aufgabe gegeben hat. Das zeugte ja doch von einem ganz beachtlichen Vertrauen, das er in mich setzte.

Frauen im NWDR

Wenn man sich ansieht, welche Frauen damals im NWDR gearbeitet haben, die Mitarbeiterinnen der ersten Stunde, fallen immer wieder folgende Namen: Rosemarie Schwerin ...

Ja, Kinderfunk, das machte sie sehr gut!

... Helga Norden, später Helga Diercks-Norden, Julia Nusseck, spätere Dingwort-Nusseck, Helga Boddin, Hansi Eggeling, Hilde Stallmach. Nach den heutigen Maßstäben wirklich Karriere gemacht haben wenige. Woran lag das?

Zunächst war es so, dass Frauen eine große Chance hatten, reinzukommen. Die Männer waren noch nicht zurück, viele waren noch in Gefangenschaft. Andere waren politisch belastet und die konnte man nicht nehmen. Da waren Frauen eigentlich ganz willkommen. Das legte sich dann sehr bald, glaube ich. Danach ging ich ja nach Köln.

Zum NWDR ins Funkhaus Köln.

Dort waren drei Frauen vorhanden im Programm. Das war die Friedel Hömke, die war damals in einer Abteilung, an deren Namen ich mich nicht erinnere.

Kulturelles Wort.

So ähnlich, aber das war es auch nicht. Und dann die Obendorfer, die in der Abteilung Politik angesiedelt war, die alles mögliche machte, wie ich

dann später auch. Dann gab es noch eine Kinderfunkfrau, auf deren Name komme ich aber nicht mehr.

Jedenfalls gab es nicht viele Frauen im Nordwestdeutschen Rundfunk.

Nein, das waren sie alle. Und es kamen keine hinzu – das wollte ich eigentlich sagen. Als ich zum NWDR kam, war es noch möglich, reinzukommen, da nahm man uns gerne, und dann kam nichts mehr – lange Zeit.

Das sagen andere Frauen, die beim NWDR angefangen haben, auch. Die Aufstiegsmöglichkeiten waren offenbar begrenzt.

Ja. Ich habe es im Laufe der Jahre bis zur Hauptabteilungsleiterin gebracht. Das war 1963. Mehr war aber damals auch nicht drin. Ich hatte auch nicht den Ehrgeiz, Programmdirektor werden zu wollen, das wäre nicht meine Sache gewesen, aber es wäre auch unmöglich gewesen. Auch Hauptabteilungsleiterinnen gab es wohl nicht viel mehr als zwei.

Es war also eine Ausnahme, wenn eine Frau eine solche Leitungsposition im Rundfunk bekam.

Ja, es war eine Ausnahme.

Von Hamburg nach Köln

Sie wechseln vom Nordwestdeutschen Rundfunk Hamburg nach Köln. Wann war das?

Das war 1947. Ich war vier Monate auf der Rundfunkschule, dann noch ein paar Monate bei Eggebrecht als Assistentin. Ich war sein Lehrling und es war sehr gut, dass ich die Zeit bei ihm hatte. Und dann gerüchtelte es, dass Entlassungen bevorstünden.

In Hamburg?

Ja. Da kriegte ich es mit der Angst. Ich dachte mir, dass eben die, die zuletzt gekommen sind, zuerst gehen müssen. Da habe ich mich mal umgehört, in Richtung Köln, wo Hartmann inzwischen saß.

Er war Intendant des Funkhauses Köln.

Ja, er empfahl mich an Werner Höfer. Höfer hat mich dann kommen lassen. Zunächst war ich eine Art Notnagel.

Wie haben Sie denn den Wechsel von Hamburg nach Köln erlebt, aus diesem Funkhaus in der Rothenbaumchaussee in das Funkhaus in Köln?

Zunächst hat es mich erschreckt, weil die Stadt ein einziger Trümmerhaufen war. Köln war in der Mitte so grässlich zerstört, um den Dom herum, nicht einmal Straßen waren mehr zu erkennen. Das, was heute die Hohe Straße ist, war damals ein Trampelpfad über Trümmer. Und so sah es rundherum aus! Es kam dann irgendein Jubiläum, aus dessen Anlass dann endlich die Straßen richtig

geräumt wurden. Bis dahin sah alles eigentlich noch richtig nach Krieg aus.

Ende 1947 gab es in der Kölner Innenstadt noch keine Straßen im heutigen Sinne, sondern nur eine Trümmerwüste?

Ja. Und der NWDR saß in dem alten Funkhaus in der Dagobertstraße – es war kein sehr gutes Viertel. Und dort haben wir dann Programm gemacht.

Gab es denn, als Sie nach Köln kamen, irgendetwas, was ihnen dort auffiel? Wie man die Zentrale in Hamburg betrachtete? Gab es schon die ersten Anzeichen dafür, dass man sagte, wir wollen weg aus dem Nordwestdeutschen Rundfunk, wir wollen unseren eigenen Rundfunk?

So weit es die Mitarbeiter anging, glaube ich nein. Wie es in der Spitze aussah, kann ich nicht beurteilen. Hartmann war immer sehr darauf erpicht, diesen Sender als westdeutschen Sender zu sehen. Immerhin gab es ja in den 20er Jahren einen Kölner Sender – Ernst Hardt war der Leiter. Während des Krieges, während der Nazizeit war das natürlich auch ein Sender gewesen, der Reichssender Köln. Und nun war der Kölner Sender Teil des Nordwestdeutschen Rundfunks. Dass Hartmann das gerne anders haben wollte, lag eigentlich ziemlich klar auf der Hand. Was er allerdings unternommen hat, weiß ich nicht.

Die nordrhein-westfälische Landesregierung betrieb in den 50er Jahren schon, und schließlich mit Erfolg, die Auflösung des Nordwestdeutschen Rundfunks in den späteren NDR und WDR. Das Argument, was vorgetragen wurde, war, ein wenig vergrößert zusammengefasst: Dieses Hamburger Programm aus dem Norden, aus dem protestantischen Norden, aus dem vielleicht sogar sozialdemokratischen Norden, das passt nicht zu den rheinländischen Katholiken. Das ist eine andere Mentalität.

Ist es auch, ja.

Da braucht man für diese andere Mentalität auch ein eigenes Programm, ein eigenes Radio, eine eigene Anstalt. War das die Stimmung in Köln?

Nein, das kam eigentlich erst mit dem UKW-Rundfunk. Das war dann das eigene Programm. Das war ausschließlich auf Nordrhein-Westfalen eingerichtet.

Im Nordwestdeutschen Rundfunk entstehen neben dem Mittelwellenprogramm zwei UKW-Programme. Heute würde man sagen, es waren erste Schritte zur Regionalisierung: ein UKW-Nord- und ein UKW-West-Programm. Und das UKW-West-Programm war ein Programm für Nordrhein-Westfalen?

Richtig.

Aber das war nicht genug. Die Landespolitik wollte mehr. Sie wollte das Funkhaus als eigene Anstalt haben.

Ja, richtig. Das war dann 1956.

Politisierung des Rundfunks

1956 war es mit dem NWDR endgültig zu Ende. Erinnern Sie sich an Konflikte über den NWDR? Der ist als Rotfunk verschrien worden. Diese Polarisierung in der Bewertung des NWDR jeweils nach parteipolitischen Standort kann man schon sehr früh feststellen. Erinnern Sie sich daran?

Nein.

Hat das in der Arbeit eine Rolle gespielt?

In meiner Zeit nicht.

Das war auch nicht wichtig, wo man politisch stand?

Für uns nicht.

Das hört man immer wieder, dass das in der damaligen Zeit keine Rolle spielte.

Meine einzige Erfahrung in dieser Hinsicht war mit Heinz Kühn, dem späteren Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen, den ich gelegentlich als Interviewpartner im Jugendfunk gehabt habe. Er schien großen Wert darauf zu legen, mich für die Jungsozialisten anzuwerben.

Da hatte er aber wenig Chancen bei Ihnen?

Ja, in der Tat, weil ich, egal welche politische Richtung es war, keiner Organisation mehr angehören wollte, die mir vorschreibt, was ich zu denken habe und in welche Richtung ich zu argumentieren habe. Da war es bei mir zappenduster.

War diese Ferne zur politischen Partei oder zu politischen Parteien auch ein Reflex auf die Erfahrung im Dritten Reich?

Davon gehe ich aus, dass es so war. Ich wüsste nicht, was es sonst gewesen sein könnte.

Man wollte frei sein im Denken?

Ja. Man wollte vor allem auch frei sein, sagen zu können, das finde ich richtig, selbst wenn es von einer Seite kommt, die mir unsympathisch ist oder die ich unerfreulich finde. Aber solche Leute können ja auch eine gute Idee haben und dann möchte ich sagen können: „Die Idee ist gut.“

Konnten Sie das realisieren? Waren Sie da ganz frei? Sie haben eine Sendung gemacht, die hieß „Die Sendung für den Bergmann“, heute würde man modern sagen, eine Zielgruppensendung. Sie haben eine Sendereihe gemacht „Der Hörer hat das Wort“.

Ja, das war eigentlich eine Sendung von Hans-Otto Wesemann, aber ich habe sie vorbereitet und dann

auch gelegentlich selbst gemacht – wenn er nicht da war.

„Der Hörer hat das Wort“

„Der Hörer hat das Wort“, das klingt modern, so dass man sagt, der Hörer selber macht Programm oder er kommt im Programm vor.

Nein, es war so, dass die Hörer Briefe zu Themen schrieben, die vorgegeben waren. Mitunter konnten wir auch die Themen wieder aus Hörerbriefen nehmen, in denen Leute zum Beispiel schrieben, dass sie sich über Halbstarke geärgert haben.

Es gab immer ein konkretes Thema?

Es war immer ein konkretes Thema. Dann, wie gesagt, äußerten sich die Leute dazu, mehr oder minder vernünftig, mehr oder minder emotional. Wir haben die Briefe natürlich gekürzt, ohne die Inhalte zu verändern, denn mehr als zehn, zwölf Briefe konnte man in einer halben Stunde nicht verhackstückeln. Ich habe hier einmal ein paar Titel aufgeschrieben, die wir behandelt haben: Einmal war es „Genügen Dorfschulen den heutigen Ansprüchen an die jungen Leute?“, dann „Halbstarke“ und „Jugendkriminalität“, Verbraucherfragen hatten wir auch, beispielsweise „Können Verbraucher Preise bestimmen?“ oder „Ist der Fahrunterricht ausreichend für den immer dichter werdenden Verkehr?“

Also alles Themen, die in der Zeit sicher von großer Bedeutung waren.

Ja, sie beschäftigten die Leute. Das Thema „Wiederbewaffnung“ zum Beispiel lief über mehrere Sonntage. Das war sehr heiß diskutiert.

Diese Programme „Der Hörer hat das Wort“ wurden im gesamten NWDR-Sendegebiet, also von Flensburg bis Köln, Düsseldorf, ausgestrahlt?

Ja.

„Sendung für den Bergmann“

Und was war „Die Sendung für den Bergmann“?

Das war eine Halbstunden-Sendung. Sie lief aber nicht sehr lange. Bergleute sind sehr eigene Leute, immer gewesen, sie sehen sich auch als ganz besonderen Berufsstand. Sind sie auch.

Mit einer besonderen Tradition.

Ja und ob sie die haben. Und die mussten auch gepflegt werden, denn sie waren damals ganz ungeheuer wichtig. Wir haben dann auch jede Tonne Kohle, die mehr gefördert wurde, in dieser Sendung gefeiert.

Das war unglaublich wichtig, dass die Bergleute, dass die Zechen ...

... bei Laune blieben.

... im Ruhrgebiet und, ich glaube auch im Saarland, Kohle förderten, damit man diese Winter nach dem Krieg überstehen konnte.

So ist es.

Und da gab es dann diese Sendung für die Bergleute.

Ja. Sie war zur Hälfte sozusagen sachlich. Es wurde mitgeteilt, wann die Züge mit den Care-Paketen fällig waren oder eben wie viele Tonnen wieder mehr gefördert worden waren. Also eigentlich eher Nachrichtliches. Die andere Hälfte bestand aus Literatur, Bergmannsliteratur, Bergmannslieder – so was alles. Ich will nicht gerade sagen folkloristisch war die andere Hälfte der Sendung, aber nah dran war es schon.

Auch Musik?

Ja. Die Bergmänner haben ja ihre Chöre.

War das eine 30-Minuten-Sendung?

Ja, auch am Sonntag.

Gab es da Reaktionen der Bergleute? War das eine wichtige Sendung?

Ich weiß nicht, ob sie wichtig war – vielleicht. Es war die erste Sendung, die ich in Köln gemacht habe. Als ich dorthin kam, hatte ich noch nichts vom Bergbau gehört. In Pommern wusste man zwar, dass irgendwo Kohle herkommt, aber wie die nach oben kommt, das wussten wir nicht. Dann bin ich im Ruhrgebiet herumgefahren, habe überall meinen Antrittsbesuch gemacht und eine Zeche angeguckt. Ich musste erst einmal wissen, um was es sich eigentlich handelt. Die Zusammenarbeit – wenn man das so bezeichnen kann, aber das sollte man ruhig – hat ganz gut funktioniert zwischen den Bergwerken und uns. Sie teilten uns mit, was bei ihnen gerade anlag und was wichtig wäre zu sagen.

Gab es denn auch Reportagen über den Arbeitsalltag der Bergleute?

Ja, das gab es ganz gewiss.

Richtete sich die Sendung auch an ein allgemeines Publikum, damit dieses wusste, was im Bergbau los ist?

Also, zunächst richtete es sich natürlich an die Bergleute.

Die Bergleute waren die erste Zielgruppe?

Ja. Aber dann natürlich auch alle anderen Hörer. Da ist es wieder der Fall: Das, was man sich selbst erst einmal erarbeiten muss und wovon man annehmen kann, dass andere Leute es ebenso gerne wissen möchten.

Diese Sendereihe wurde dann eingestellt?

Ich kann nicht mehr genau sagen, wann es war. Wir brauchten die zusätzlichen Tonnen Kohle nicht

mehr zu feiern – also war es im Zweifel nach der Währungsreform.

„Die erste Stunde“

Es gibt eine Sendereihe des Nordwestdeutschen Rundfunks, die, glaube ich, abwechselnd aus Hamburg und aus Köln kam, „Die erste Stunde“. Das war eine Frühsendung, eine Frühform, heute würde man sagen, ein Morgenmagazin. Was war das für eine Sendung? Wann wurde die ausgestrahlt?

Ich bin nicht mehr ganz sicher: Vielleicht um fünf, vielleicht um sechs – oder doch um fünf bis sechs?

Aber was war das für eine Sendung?

Es war eine Art Magazin-Sendung. Es waren Nachrichten dabei, fünf Minuten. Dazu der Leitartikel, der an diesem Morgen mit der Zeitung auf dem Frühstückstisch liegen würde. Außerdem gab es Musik, Geschichten, irgendetwas, was komisch oder lustig oder einfach auch nur interessant war.

Aber es war nicht die politische Frühsendung oder das politische Frühmagazin, unterbrochen durch populäre Musik?

Nein. Es war eher eine unterhaltende Sendung mit einigen Informationsteilen, also Nachrichten und dieser Leitartikel. Aber das genügte damals auch. Im Grunde sollte es die Leute morgens etwas versöhnlicher stimmen dafür, dass sie so früh aufstehen mussten.

Wenn man auf die Sendepläne sieht, stellt man fest, dass in der damaligen Zeit nicht wie heute stündlich Nachrichten gab.

Nein, nicht stündlich, aber da können wir auch nachsehen: Hier habe ich eine alte Funkzeitung, in der steht: „Mittwoch: ‚Die erste Stunde‘, Mikrofon, Werner Höfer.“ Um 5.45 Uhr war Schluss, Nachrichten. Also fing es doch um fünf an, nicht um sechs. Nachrichten, dann Frühmusik, Gartenfunk. Um 7.45 Uhr Nachrichten, 7.50 Uhr Nachrichten aus Norddeutschland. 8.45 Uhr Nachrichten.

Im Jahre 1949 gab es doch schon ein dichter Nachrichtenangebot.

Ja. Es geht auch so weiter: „8.50 Uhr Nachrichten aus Westdeutschland, 12.45 Uhr Nachrichten“. Das ist ja doch erstaunlich viel!

Und abends gab es immer das „Echo des Tages“, was es ja bis heute gibt.

Ja.

Wie wichtig war der Jugendfunk?

Jugendfunk wurde in Köln nicht wahnsinnig wichtig genommen. Hartmann hat ihn auch sehr bald abgesetzt, weil er fand – womit er auch gar nicht so unrecht hatte –, für einzelne Altersgruppen Programme zu machen, abgesehen vom Kinderfunk, sei unsinnig. Dann würde man überhaupt kein Ende

finden. Das war das Ende des Jugendfunks. Wir haben da Themen behandelt, die andere Altersgruppen auch interessierten. Also, warum sollte man das Jugendfunk nennen?

Hörerpost

Wie wichtig waren denn Briefe, Telefonate von Hörerinnen und Hörern für die Arbeit im Sender? Eine Medienforschung stand ja erst in den Anfängen. Wie erfuhr man überhaupt, ob eine Sendung angekommen war, was die Hörerinnen und Hörer davon dachten?

Nur durch die Hörerpost. Also, die Sendung „Der Hörer hat das Wort“ lebte ja von Hörerbriefen. Da wurden die Hörer auch animiert zu schreiben. Es ist immer so: Briefe, in denen sich Leute aufregen, werden eher geschrieben als Briefe, in denen Leute sich bedanken. Es kommt vor, aber sehr viel seltener. Und deshalb kann man eigentlich von einem Einfluss der Hörerbriefe auf das Programm kaum reden. Man kann sich nicht nach dem Bösen richten, denn man muss davon ausgehen, dass eben diese Sendung, über die sich die einen aufregen, andere gerne und mit Interesse gehört haben.



Hilde Stallmach 1954

Aber jeder, der Radio oder Fernsehen macht, hat doch ein großes Interesse daran, zu erfahren: Wie sind wir angekommen?

Natürlich.

Das ist ja auch ein gewisses Motiv der Eitelkeit.

Na ja. Der Autor oder Produzent oder Sprecher einer Sendung hat natürlich gerne einen Brief, der bestätigt, dass er gut war. Der jeweilige Mann oder die jeweilige Frau, die diese Sendung gemacht hat, die kriegte den Brief und beantwortete ihn. Oder beantwortete ihn auch nicht, wenn sie zu faul war oder es ihr einfach nicht passte.

Gab es denn Situationen, in denen sich Hörerinnen und Hörer beschwert haben über eine bestimmte Sendung oder Sendereihe, so dass Sie sagten, der hat nicht unrecht und darüber müssen wir reden?

Das müsste dann aber schon sehr massiv gekommen sein. Das durften dann nicht ein oder zwei Briefe gewesen sein, sondern das musste eine Welle von Briefen gewesen sein. Das habe ich aber nie erlebt.

Das war in der Anfangszeit wohl auch selten der Fall, oder?

Ja, das würde ich doch meinen. Wichtig war Hörerpost dann für die Deutsche Welle.

Den Auslandsrundfunk?

Ja. Denn dort gab es keine andere Möglichkeit überhaupt zu erfahren, ob dieser Sender ankommt. Und damit meine ich nicht, ob er akzeptiert wird, sondern ob er technisch ankommt, ob er überhaupt empfangen werden kann.

Die Anfänge des Fernsehens

1952 fing der Nordwestdeutsche Rundfunk an mit seinem regelmäßigen Fernseh-Programmbetrieb. Zu diesem Zeitpunkt sind Sie in Köln. Wie hat man im Kölner Funkhaus darauf reagiert, wie haben Sie reagiert? Wollte man mit dabei sein?

Hartmann mochte das Fernsehen nicht. In Köln wurde zunächst gar nichts gemacht. Es fing ganz langsam an, mit der Übertragung von der Krönung der Königin Elisabeth. Da musste man sich dann auch in Köln um das Fernsehen kümmern. Aber es geschah immer noch nicht sehr viel.

Die Krönung der britischen Königin war eine der ersten Eurovisions-Sendungen, eine Live-Übertragung aus Großbritannien. Das war schon ein Ereignis.

Der Reporter – ich erinnere mich noch an ihn in Cut und grauem Zylinder, so mussten die damals auftreten! Im Kölner Funkhaus befreundete man sich langsam mit der Idee, dass irgendwann auch Köln richtig Fernsehen machen müsste. Ich erinnere mich noch an die erste Sendung, die ich gemacht habe, mit Hans Jesse. Jesse war der Chefreporter in Köln. Wir beide haben eine Live-Sendung gemacht aus einem Kinderkrankenhaus in Wuppertal. Er war oben, irgendwo auf einem Stockwerk, ich war unten, und es war technisch für uns schon eine gewaltige Leistung, dass wir damit zurecht

kamen. Eine 50-Minuten-Sendung haben wir gemacht. Das war die erste Fernsehsendung für mich.

Damals gab es also nicht wie heute eine strikte Trennung zwischen Hörfunk und Fernsehen?

Nein. Zunächst machten die Leute weiter, die bis dahin Rundfunk gemacht hatten. Das verstand sich eigentlich. Schließlich kamen dann zusätzlich Leute. Aber zunächst waren wir es, die da vorhanden waren.

In Nordrhein-Westfalen gab es in den nächsten Jahren relativ viele Fernsehgeräte.

Wenn man über die Bundesrepublik guckte, war Nordrhein-Westfalen das Land mit den meisten Zuschauern, mit den höchsten Zuschauerzahlen. Das waren wieder die Bergleute, die ja gut verdienten. Und ich erinnere mich noch: Wenn wir mit dem Hörfunk-Ü-Wagen rauskamen, um mit irgend jemandem ein Interview zu machen oder um über irgendetwas zu berichten, dann guckten die Leute zunächst etwas irritiert und sagten: „Wo sind denn die Kameras?“ Das hat uns geärgert, dass diese Zuschauer, die von uns bis dahin als dankbare Hörer angenommenen Leute, sich so schnell auf das Fernsehen eingestellt hatten.

Es ist bekannt, dass in der Anfangsphase das neue Fernsehen von den Hörfunk-Journalistinnen und -Journalisten nicht nur kritisch betrachtet, sondern auch nicht ernst genommen wurde. Plötzlich stellte man fest, die Menschen nehmen das ernst und fragen: „Wieso ist das Fernsehen nicht da, wieso kommt ihr ‚nur‘ mit dem Hörfunkwagen?“

So war es. Das fanden wir nicht schön.



Das Kölner Funkhaus am Wallrafplatz

Sie hatten nie die Idee zu sagen: „Ich möchte zum Fernsehen“?

Nein, eigentlich nicht. Es gab einmal eine Situation, da war ich beim Fernsehen. Ich habe Fernsehsendungen bei der Deutschen Welle gemacht. Das war nebenher, wie ich ja auch im Westdeutschen Rundfunk weitere Sendungen gemacht habe. So habe ich dann eben auch in der regelmäßigen Fernseh-Sendung „Hier und Heute“ mitgemacht.

Es klingt vielleicht etwas seltsam, wenn ich das sage, aber ich ging einmal über den Wallrafplatz, kam aus dem Funkhaus und da spricht mich ein älterer Herr an. Er sagt: „Wie schön, dass ich Sie treffe, meine Frau und ich sehen Sie so gerne“. Er erzählte mir auch, wo er herkam und dass er und seine Frau ihren Sohn in Köln besuchten, der dort Medizin studierte. Und seine Frau habe gestern den Werner Höfer gesehen, der sei gerade aus dem Haus gekommen. Sie habe sich aber nicht getraut, ihn anzusprechen. Da habe er gesagt: „Warum denn nicht, wofür zahlen wir denn unsere fünf Mark?“

Fünf Mark war die Fernsehgebühr?

Ja. Ich muss sagen, sich für die fünf Mark von allen Leuten, aber nun wirklich allen Leuten ansprechen – sagen wir mal anquatschen – zu lassen, das war nicht so ganz mein Bier.

Man war nicht mehr anonym?

Nein. Ganz und gar nicht.

„Frühschoppen“

Stichwort Werner Höfer, Stichwort Hajo Friedrichs – zwei Namen, die später bekannt geworden sind. Höfer vor allem mit dem „Frühschoppen“.

Ja, mit dem Frühschoppen, mit dem Walter Steigner im Hörfunk angefangen hatte.

Steigner, der spätere Intendant der Deutschen Welle, hat mit diesem Journalistenstammtisch angefangen, der dann ins Fernsehen wanderte und gleichzeitig noch eine Hörfunksendung blieb.

Ja. Dann wurde er auch von der Deutschen Welle international verbreitet.

Haben Sie daran noch Erinnerungen? Wie kam das an? Wie wichtig war es am Anfang?

Ich glaube, das wurde ziemlich wichtig genommen. Die Leute richteten sich mit ihrer Mittagessen-Zeit nach dem „Frühschoppen“. Es war ja auch interessant.

Journalisten aus anderen Ländern prägten jeweils das Prinzip.

Es waren immer sechs Journalisten aus fünf Ländern. Zwei kamen aus Deutschland.

Der Moderierende und ein deutscher Gast sowie fünf internationale Journalisten – man könnte also sagen: „Fenster zur Welt“?

Ja, das kann man so sagen. Denn es waren in der Regel Leute, die politisch versiert waren, die sich in den deutschen Verhältnissen sehr gut auskannten, die sich in ihrem eigenen Land natürlich sehr gut auskannten. Es war eigentlich immer interessant.

Ich will Ihnen meine Meinung dazu sagen: Ich glaube, dass man diesen „Frühschoppen“, diese Anfänge, sehr wichtig nehmen muss, weil es wirklich, auch vom Konzept her, die Öffnung dieses Hörfunkprogramms für Meinungen aus anderen

Ländern war. Als Prinzip: Was denken andere über das, was bei uns vorgeht? Oder: Wir unterhalten uns gemeinsam darüber, was in der Welt vorgeht.

Das könnte man so sehen, das würde ich auch meinen.



„Presseclub“ 1989

Aus dieser Sendung entwickelte sich der jetzige Presseclub im ARD-Fernsehen.

Ja. Nur inzwischen gibt es so viele Programme, dass es gar nicht mehr – egal wie dieser Stammtisch heißt – darauf ankommt, wie gut er ist: Er kann einfach nicht mehr die Wirkung haben, die er früher hatte, als es eben nur dieses eine Programm gab.

Hörfunk und Fernsehen: Sie haben beides gemacht. Gab es irgendwann eine Situation, in der Sie oder die Kolleginnen und Kollegen dachten: Wenn das so weitergeht mit der Entwicklung des Fernsehens, dann wird der Hörfunk an Bedeutung verlieren? Oder hat man darüber gar nicht nachgedacht?

Zunächst einmal haben wir nicht darüber nachgedacht. In gewisser Weise ist es doch so gekommen. Der Hörfunk ist in Krisensituationen wichtig. Dann ist er unverzichtbar. Das NWDR-Programm 1946/47 und die heutige Situation – das kann man nicht vergleichen.

Erst nur ein Mittelwellenprogramm, dann kommt ein UKW-Kanal dazu, und heute – ob das München ist oder Köln oder Hamburg oder Berlin – 30 Hörfunkprogramme. Digital sind es noch mehr. Es ist doch eigentlich eine ganz andere Situation.

Ja, das kann man wohl sagen. Aber ich muss sagen, dass ich eigentlich sehr froh bin, dass ich damals beim Anfang, für uns war es ja ein Anfang, dabei war. Es hat richtig Freude gemacht.

Was war Ursache für diese Freude?

Dabei sein zu können. Es war für uns ein faszinierendes Experiment.

Frau Schwarzkopf, ich danke Ihnen sehr herzlich für dieses Gespräch.

Peter von Rügen führte das Gespräch am 8. Februar 2001.

Zur Person: Dieter Thoma



geboren am 11. April 1927 in Paderborn

aufgewachsen in einem nach eigenen Angaben „deutsch-nationalen“, „katholisch geprägten“ Elternhaus

Trotz seines Widerwillens Eintritt in die Hitler-Jugend; dort Aufstieg zum Jungzugführer

März 1945 Rekrutierung Dieter Thomas für den „Volkssturm“

nach dem Abitur Aufnahme des Studiums der Fächer Deutsch, Latein und Griechisch an der Universität Münster, später Wechsel zum Hauptfach „Zeitungswissenschaft“ und den Nebenfächern Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte

seit der Studienzeit Tätigkeit als Kabarettist

dreimonatiges Ferienvolontariat bei der „Aachener Volkszeitung“

Gründung des Kabarett „Die Schießbude“ in Aachen

1952 Lokalredakteur bei der „Aachener Volkszeitung“

1955 Wechsel von der „Aachener Volkszeitung“ zum „Kölner Stadtanzeiger“

1955-1956 Feuilletonchef beim „Kölner Stadtanzeiger“

1956-1963 Chefreporter beim „Kölner Stadtanzeiger“

Gründungsmitglied des „Club Republikanischer Publizisten“

1963 Wechsel zum WDR-Hörfunk; Tätigkeit als „Reporter der Windrose“ für Peter von Zahn im WDR-Hörfunk

1965 Entwicklung und Einführung des Hörfunk-Formates „Mittagsmagazin“

1977 bis 1983 Moderation der Talk-Show „Kölner Treff“

1978 bis zu seiner Pensionierung 1992 Chefredakteur des WDR-Hörfunks

1988 bis 1993 Leiter und Moderator des „Presseclubs“ im Ersten Deutschen Fernsehen

1997 erscheinen seine autobiografischen Geschichten „Salto rückwärts und andere Geschichten aus meinem Leben“

seither Autorentätigkeit; mit dem Buch „Ganz Deutschland lacht“ (1999), in dem Thoma 50 Jahre deutsche Witz-Kultur Revue passieren lässt, gelingt Thoma ein Bestseller

2003 erscheint die Fortsetzung „Kennen Sie den schon ...? Die Lieblingswitze der Deutschen“

„Das Wichtige sollte so interessant gemacht werden, dass es von allen gerne konsumiert wird.“

Dieter Thoma über Aktualität der Nachrichten und die Kombination von Information und Unterhaltung im Gespräch mit Peter von Rügen

Zeugen der Rundfunk- und Zeitgeschichte, ich begrüße Dieter Thoma. Herr Thoma, Sie waren bis 1992 Chefredakteur beim Hörfunk des Westdeutschen Rundfunks. Sie haben die Radiosendung „Mittagsmagazin“ mit erfunden und damit einen wesentlichen Beitrag zur Renaissance des Hörfunks geleistet. Sie haben aber auch mit dem „Kölner Treff“ eine Fernsehtalkshow gestaltet. Sie waren Moderator des „Presseclubs“ im ARD-Fernsehen. Sie waren ein programmprägender Mitarbeiter des WDR. Herr Thoma, bevor wir über Ihre Hörfunk- und Fernseharbeit sprechen, wollen wir über den Schüler und Studenten reden. Können Sie die Familie beschreiben, in die Sie hineingeboren wurden?

Mein Vater war Gymnasiallehrer und 1927, als ich geboren wurde, war mein Vater Studienrat in Paderborn. So wurde ich dort geboren, obwohl mein Elternhaus eigentlich in Münster stand. Die Pädagogen wurden damals noch sehr viel versetzt. Im zarten Alter von sechs Jahren habe ich die Stadt wieder verlassen. Die nächste Station nach Paderborn war Arnshausen im Sauerland.

Ihre geografische Herkunft lässt ein katholisch geprägtes Elternhaus vermuten.

Ja. Nicht streng katholisch, aber schon katholisch geprägt.

War Ihre Familie politisch geprägt?

Politisch geprägt kann man nicht sagen. Mein Vater war von der Gesinnung her ein Deutschnationaler, also rechts. Aber eigentlich nicht das, was man unter einem Nazi versteht. Und doch war ihm sicher die Entwicklung, die nach 1933 einsetzte, nicht zuwider.

Die von Ihnen beschriebene Position gab es in der Anfangsphase des Dritten Reiches sehr häufig: Man machte bestimmte nationale Strömungen mit

und begrüßte insofern den Nationalsozialismus. Würden Sie das für Ihren Vater auch so beschreiben können?

In einer vergrößerten Form. Ihm hat sicherlich nicht alles gefallen, aber er war – wie so viele – der Meinung, dass sich das schon regele, dass sich die Elemente, die Missfallen hervorriefen, abschwächen würden.

Sie waren am Kriegsende achtzehn Jahre alt. Ihre Schulzeit erlebten Sie also in Arnshausen während des Nationalsozialismus.

In der Kleinstadt nahm man vieles nicht so ernst. Eine gewisse Zeit konnte ich mich der Hitlerjugend entziehen. Ich hegte einen gewissen Widerwillen gegen dies Jungvolk und wollte anfangs nicht in die Hitlerjugend und dann wurde ich also doch geworben – geworben mit einer rot-weißen Kordel, die mich zum Jungenschaftsführer machte.

Wie kam das zustande?

Der Sohn eines hohen Beamten, Rudolf, versuchte mich zu werben. Er sagte, dass ich in die Hitlerjugend müsse, weil ich der Sohn meines Vaters war – dem Direktor des Gymnasiums. In einem meiner Bücher nannte ich diesen Vorgang „die Versuchung“. Die war plötzlich sehr groß, wenn man herausgehoben wurde und plötzlich Jungenschaftsführer war. Eigentlich bedeutete der Titel ja gar nichts. Trotzdem mussten andere einen grüßen. Man war sozusagen im Schutz dieser Allmacht der Partei. Das war eine große Versuchung. Dieser verfiel ich auch eine Weile lang, was dazu führte, dass ich eine so genannte Führernachwuchsmannschaft zu leiten hatte – das war wie Räuber und Gendarm-Spielen im Wald. Mit der Ideologie hatten wir eigentlich nicht viel am Hut.

Der Nationalsozialismus in den Augen eines Kindes

Der neunjährige Dieter Thoma hat doch die so genannte Reichskristallnacht, nennen wir es lieber Reichspogromnacht, erlebt. Als Sie die Judenverfolgung an diesem Tag gesehen haben, sollen Sie Ihren Vater gefragt haben: „Warum hilft denn keiner?“ Haben Sie damals schon politisch gedacht?

Nein. Das waren aber schreckliche Eindrücke: Leute wurden misshandelt, die am Tag zuvor noch normale Mitbürger waren. Ich konnte nicht einsehen, warum das geschah. Eine solche Brutalität hatte ich vorher nie erlebt: Man trat Wehrlose in den Bauch und zog Frauen an den Haaren eine Treppe herunter. In dieser Stimmung wollte mein Vater aber nun diese Antwort nicht geben und hat mich auf später vertröstet. Wirklich ernsthaft wurde dann über die beschriebenen Ereignisse aber doch nicht gesprochen. In allen Häusern, auch in dem meinen, hatten die Eltern Angst, dass die Kinder sie unwissentlich verraten könnten und also zu Denunzianten würden.

Sie hatten in Arnsberg einen Nachbarn, der katholischer Priester war. Auch er verschwand in einem Konzentrationslager.

Ja, er hatte gegen bestimmte Maßnahmen der Nationalsozialisten gepredigt. Das habe ich miterlebt und auch gehört, was darüber geredet wurde. Auch bei uns zuhause wurde geredet. Das Wort Konzentrationslager war da. Keiner wusste Genaueres oder konnte sich etwas darunter vorstellen. Aber dass es etwas ganz Schlimmes war, das war allen klar. Und als dann nach einer Weile, vielleicht nach 8 oder 12 Wochen die Nachricht kam, dass dieser Priester angeblich an Herzversagen verstorben sei, da war auch klar, dass das niemand glaubte.

In Ihrer Kindheit und Jugend war Ihr älterer Bruder Ihr großes Vorbild. Und der hat Ihnen 1943 über die Verbrechen gegen die Juden berichtet, denn er hatte als Soldat das Warschauer Ghetto gesehen. Wie haben Sie als Fünfzehnjähriger darauf reagiert?

Erschrocken. Wie gesagt, mein Bruder war das große Vorbild und als er in seinem Fronturlaub nach Hause kam, da habe ich dann erlebt, dass er weinte. Für mich war er jemand, der auf dem Weg zum Helden war. Die anderen sagten, dass er das Ritterkreuz bald bekäme. Dass der weinte, hat mich erschreckt. Ich habe dann zufällig gehört, wie er von dem erzählte, was er erlebt hatte. Er sagte zu seinem Vater: „Was soll ich tun. Für diese Leute kann ich doch nicht mehr kämpfen.“ Er sollte für die SS angeworben werden und erlebte zuvor das Warschauer Ghetto. Eines Tages auf einem Spaziergang nahm er mich beiseite und erzählte mir in Teilen, was er erlebt hatte. Aus dem Ghetto erzählte er nichts. Schließlich sagte er: „Ich komme nicht wieder. Sieh zu, dass Du übrig bleibst, damit die Eltern wenigstens noch einen Sohn haben.“ Das konnte ich nicht verstehen. Mein Bruder kam tatsächlich nicht wieder. Wie seine Freunde erzählt haben, ist er auf die russischen Linien zu gelaufen und hat sich abschießen lassen.

Ab 1939 waren Sie in der Hitlerjugend und 1943 sagte Ihnen Ihr großer Bruder, dass die Nationalsozialisten Verbrecher seien.

Das war der Schock 1943. Der Zweifel am politischen System entstand durch das Kriegsgeschehen in Russland, durch Stalingrad. Er war schon sehr verbreitet und blieb auch am häuslichen Gesprächstisch nicht verborgen. Die gefährliche Zeit war die der deutschen Kriegserfolge 1939/40. Da meinten alle: „Donnerwetter! Dieser Staat leistet ja etwas.“ Das Verbrecherische daran war, dass die Tatsache, dass man andere ohne Kriegserklärung überfallen hatte, entweder übersehen wurde oder nicht in dieser Form bekannt gemacht wurde. Vielleicht wollte man das auch nicht so wahrnehmen. Das war die gefährliche Zeit, in der man zum Nazi hätte werden können.

Ab 1942 verstärken sich die Bombenangriffe der Alliierten. Sie haben einen Bombenangriff auf Arnsberg nicht nur miterlebt, sondern ein Teil Ihrer Familie kam dabei ums Leben.

Das war erst 1945, also sehr spät. Da kamen meine Mutter und die Tochter meiner Schwester um.

Sie formulierten ihre Situation so: „Ich war in die Verantwortung gebombt worden.“

Ja, ich war der Jüngste, so ein Nachkömmling. In Zeiten der Pille hätte es mich gar nicht gegeben. Meine Schwester ist dreizehn Jahre, mein Bruder war neun Jahre älter als ich. Ich war so das berühmte Nesthäkchen und der verwöhnte kleine Junge. Und plötzlich, nachdem mein Bruder gefallen war und ich meine Schwester ausgegraben hatte und schwer verletzt ins Krankenhaus brachte, wurde mein Vater schwermütig darüber, dass nach seinem Sohn nun auch seine Frau im Krieg gestorben war. Ich war mit meinen siebzehn Jahren jetzt plötzlich der Einzige, der noch handeln konnte. Und deswegen sage ich „in die Verantwortung gebombt“, weil ich aus dem, für den alles gemacht wurde, plötzlich zu dem wurde, der alles machen musste.

Ihr Vater ging mit Ihnen in eine Messe in die Lambertikirche in Münster, in der Clemens August Graf von Galen predigte. Über was hat der gepredigt?

Über Euthanasie, also die Tötung von Geisteskranken. In dieser Predigt, die ich hörte, verglich er die damalige Vernichtung von so genanntem „lebensunwerten Leben“ in einem fast demagogischen Trick mit den verwundeten Soldaten, die zurückkamen. Er fragte, wie viel Lebenswert die denn noch hätten. Damals begegnete mir zum ersten Mal in meinem Leben eine Opposition. Ich meine, diese Predigt war wie eine Wahlversammlung. Die Leute riefen „Pfui“ und ich stand als kleiner Junge dazwischen. Sehen konnte ich nichts, weil die alle größer waren als ich, aber die Stimme dieses Bischofs, der Opposition predigte, habe ich bis heute im Ohr. Er

griff die Machthaber an und das konnte er im Vertrauen darauf, dass die Bürger des Münsterlandes, seine Anhänger, die Katholiken ihn tragen würden. Und das war ja wohl auch so.

Hatten Sie den Eindruck, dass die Menschen, die dort in dieser Messe waren in ihrer Stimmung auch so mitgegangen sind? Dass der Prediger wirklich getragen wurde von der Gemeinde?

Ja. Die Kirche war randvoll und die Leute standen bis nach draußen. Es gab einen Riesenzulauf und wir standen eng gedrängt in der Kirche. Diese Predigt war also ein ungeheures Ereignis.

Konnten Sie mit Ihrem Vater darüber sprechen, oder gab es auch da wieder das Problem, dass man nicht so gerne offen redete?

Ich hatte den Eindruck, es genügte ihm, mir das vorgeführt zu haben. Er wollte seine Meinung dazu nicht direkt kundtun. Ja, es gab immer die Bedenken, dass etwas weitererzählt werden könne.

Volkssturm

Herr Thoma, im März 1945 sind Sie nicht mal 18 Jahre alt und sollten jetzt im letzten Aufgebot, also im Volkssturm, mitkämpfen. Da gab es einen Major, der wollte Sie zum Helden machen – das klingt ein bisschen absurd. Der Krieg war inzwischen erkennbar verloren und man wollte da noch Siebzehnjährige zur Rettung des Vaterlandes einsetzen.

Ja, das war ja das Absurde. Der Volkssturm bestand aus älteren Herren über 65 und aus Jugendlichen. Wenn man diese Truppe sah, wusste man auch, dass da nichts zu gewinnen war, sondern dass alles eigentlich nur der Verzögerung diene. Ich war vorher im Arbeitsdienst und hatte mir dort den Fuß kaputt gemacht. Das ist auch eine Lesebuchgeschichte. So kam ich jedenfalls nicht in die Wehrmachtseinheit, in die ich eigentlich sollte, weil ich im Krankenhaus war. Dieser Umstand gehört zu den Glücksfällen in meinem Leben, weil diese Einheit total aufgerieben worden ist und keiner zurückkam. Auf diese Weise kam ich aber in den Volkssturm.

In diesem Zusammenhang gerieten Sie in eine ganz furchtbare Situation: Ein russischer Zwangsarbeiter, der geflohen war, wurde von Ihrer Volkssturmeinheit gefasst – Ihnen wurde befohlen, ihn zu erschießen.

Dieser Mann war offenbar aus einem Arbeitslager geflohen. Er dachte, der Krieg sei zu Ende. Zu seinem Unglück hatte er ein halbes Kommissbrot bei sich, so dass er als Plünderer eingestuft wurde. Dieser Major, der mich aus irgendwelchen Gründen nicht mochte, verlangte von mir, dass ich diesen Mann erschießen sollte. Ich sagte: „Das kann ich nicht.“ Mir wurde dann gedroht, dass ich mit er-

schossen würde. Aber ich war ein Siebzehnjähriger. Ich hatte noch nie auf einen Menschen geschossen, ich war unfähig, das zu tun. Das war kein Heldentum. Die Situation ging schließlich dadurch gut aus, dass ich vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte, was im März 1945 jedoch eine Fiktion war. Zu einem Prozess ist es dann, wie Sie sehen, auch nicht gekommen. Ich sitze jetzt ja hier. Ich weiß nicht mal, wer den Russen dann erschossen hat, aber ich habe den Schuss gehört. Später sah ich ihn beinahe friedlich auf der Wiese liegen und in den Himmel gucken. Da wurde mir zum ersten Mal bewusst, wie irrwitzig Krieg ist. Der Mann hatte gedacht, dass der Krieg zu Ende sei und er nach Hause könne – und so ein Verrückter schießt ihn dann noch über den Haufen.

Nach dem erwähnten Major war für diese Volkssturmgruppe ein Hauptmann zuständig, der wohl ein ganz anderer Typ war. Er fragte Sie: „Herr Thoma, haben Sie Zivilkleider?“ und schickte Sie nach Hause.

Ja. Er humpelte, weil er verwundet war, und bekam dieses Kommando. Er kümmerte sich auch um die einzelnen, wie es ihnen ging. Er wusste, dass ich in der Nähe unseres Standortes zu Hause war und sagte: „Zieh Dir Zivil an und hau ab! Der Krieg ist zu Ende.“

Kriegsende

Ist diese ganze Gruppe so aufgelöst worden?

Ich weiß es nicht. Ich war der Erste, der ging. Der Hauptmann gab mir dann einen Auftrag mit, damit ich mich ausweisen konnte, falls er oder ich von Deutschen angehalten würde. So war ich mit einem Auftrag unterwegs und konnte nicht als Deserteur behandelt werden. Außerdem gab er mir noch ein paar Konservendosen mit nach Hause. Das war fast ein Fehler, denn die Amerikaner schnappten mich und kombinierten: Wehrmachtzelt und Konservendosen. „Du, Soldat“, sagten sie dann. Ich war auch in dem Alter, in dem man bei uns Soldat wurde. Ich sollte in Gefangenschaft kommen und dafür in einem Arnsberger Hotel registriert werden. Da hatte ich abermals Glück, denn in diesem Hotel hatten mein Vater und ich nach dem Bombentreffer auf unser Wohnhaus eine Weile gelebt. Als Oberkellner arbeitete dort ein Tscheche namens Franz. Als er mich dort stehen sah, schlug er mir links und rechts was um die Ohren. Es entstand eine große Aufregung und er sagte: „Das ist mein Küchenjunge, der ist mir heute morgen ausgerissen.“ So kam ich nicht in Gefangenschaft, sondern in die Küche.

Wo machten Sie Abitur?

In Arnsberg. Allerdings bin ich aus dem Hotel, in dem ich als Küchenjunge war, verschwunden, als dort die erste amerikanische Kampfmannschaft

abgelöst wurde durch die zweite Gruppe. Damals sagte mein Freund Franz, der Tscheche: „Jetzt mache Dich davon, denn die werden jetzt anfangen zu überprüfen, wer hier ist und wer eigentlich Soldat gewesen ist und wer nicht.“ Und dann habe ich mich mit dem Fahrrad ins Münsterland aufgemacht, wo ich in einem Dorf eine Tante hatte, die Lehrerin war. Dort arbeitete ich fast ein Jahr bei einem Bauern und dann wurde in Arnsberg ein so genannter Förderkurs eingerichtet, in dem diejenigen mit Notabitur ihr Abitur nachmachen konnten. Ein knappes Jahr dauerte das und da habe ich dann das Abitur gemacht. In Arnsberg war ich eine Sensation wie der große Gulliver, denn ich hatte ein breites Kreuz und konnte Zweizentnersäcke stemmen, weil ich schwer gearbeitet und gut gegessen hatte. Alle anderen hatten gehungert und waren schmalbrüstig. Ich war gut genährt, denn ich hatte kein Geld für meine Arbeit auf dem Land bekommen, sondern Essen.

Von der Germanistik zur Zeitungswissenschaft

Sie begannen dann in Münster ein Studium und fügten sich dem Wunsch Ihres Vaters, denn sie belegten Griechisch, Latein und Deutsch. Dabei ist es aber nicht geblieben.

Dabei ist es nicht geblieben, denn es war so eine Zeit, in der keiner die Frage „Was kann ich werden?“ beantworten konnte. Es fügte sich alles erst neu und es brauchte seine Zeit, das Nachkriegsdeutschland als Anfang zu begreifen und nicht als Ende. Ich ging nach Münster und begann, da ich nichts Besseres wusste, mit dem Studium der Altphilologie.

Sie haben bei Benno von Wiese gehört, dem berühmten Germanisten. Hat er Sie geprägt, war er eine prägende Gestalt?

Benno von Wiese hat einen Einfluss gehabt, der ganz entscheidend war, weil er mochte, was ich schrieb. Ich gehörte immer zu denen, deren Referate oder Aufsätze meistens vorgelesen wurden. Das war schon in der Schule so. Es war neu für mich, ausgezeichnet zu werden für das, was ich verfasste. Das hat mir damals sicherlich sehr viel Mut gemacht. In diesem Seminar saß ich neben einem Kommilitonen, der für damalige Zeiten außergewöhnlich bunt gekleidet war. Wir kamen ins Gespräch und er sagte: „Um Gottes Willen, willst Du Studienrat werden, guck doch mal bei uns rein! Wir sind im Institut für Zeitungswissenschaft.“ Das war Leo, also in Wahrheit war er ein Mann namens Michael Lentz, den ich in meinen 1997 veröffentlichten Erinnerungen „Salto rückwärts und andere Geschichten aus meinem Leben“ Leo nannte. Er starb kürzlich und war zuletzt Professor an der

Medienhochschule hier in Köln. Ich ging mit ihm in das Institut für Zeitungswissenschaft und war fasziniert von dem, was ich da vorfand.

Michael Lentz muss Ihnen gesagt haben, dass Luther und auch Homer eigentlich Publizisten waren, dass Publizistikwissenschaft eigentlich wichtiger sei als Germanistik. Ist das so grob zusammengefasst richtig?

Ja, selbst Homer war eigentlich Journalist. Ich wechselte das Fach, weil ich so fasziniert von dieser ganzen Gruppe war. Ich war der Jüngste, meine Kommilitonen waren teilweise zwölf Jahre älter als ich. Die hatten den Krieg und die Gefangenschaft hinter sich und beaufsichtigte uns Junge eigentlich beinahe mit. Wenn man etwas schrieb, legte man es vor und es wurde allgemein beurteilt. Ähnlich wie später in der Gruppe 47. Das Lob von den Kommilitonen war eigentlich viel mehr wert als vom Professor. Ich blieb bei der Germanistik, aber ließ die Altphilologie weg und nahm noch Geschichte und Kunstgeschichte dazu. Und die Zeitungswissenschaft eben, wie es damals hieß.

Ja, heute würde man Publizistik sagen, aber damals hieß es noch Zeitungswissenschaft. Sie waren aber in Münster, wenn ich das sagen darf, Herr Thoma, auch, mit welchem Erfolg weiß ich nicht, als Schwarzmarkthändler tätig.

Ja. Schwarzmarkthändler ist zuviel, aber ich bin herumgefahren und habe geguckt, wo die Zigaretten billig sind. Das bedeutet damals, dass man sie zum Beispiel in Bremen für sieben Mark das Stück bekam und in Münster für elf Mark das Stück verkaufen konnte. Wir haben uns ein gutes Jahr lang mit Zigaretten ernährt. Auf irgendeine Weise mussten wir auch unser Studium finanzieren. Mein Vater konnte das damals noch nicht bezahlen. Ein Semester haben wir auch vom Billardspielen gelebt.

Sie müssen ja ganz wehmütige Erinnerungen an die Einführung der D-Mark haben, denn damit war das Schwarzhandeln vorbei?

Damit war es vorbei, ja. Ich wohnte dann inzwischen mit Michael Lentz zusammen und da fing langsam die Zeit an, in der wir Kurzgeschichten schrieben. Damals brachten die Tageszeitungen noch mindestens am Wochenende ein oder zwei Seiten mit Kurzgeschichten. Die besten Geschichten habe ich dann bis zu fünfzig Mal verkauft.

Sie haben aber auch Sportberichte geschrieben.

Ja, für die „Essener Allgemeine“, die es heute nicht mehr gibt. Wenn die Essener in Münster spielten, stand ich also auf dem Sportplatz und schrieb Fußballberichte. Das ging aber nicht lange so, denn eines Tages kam ich zu spät auf den Platz und fragte einen Kollegen nach der Mannschaftsaufstellung. Offensichtlich handelte es sich um einen böartigen Kollegen, denn er gab mir eine falsche Aufstellung

und so ließ ich eine Essener Mannschaft spielen, die gar nicht aufgelaufen war. Das war das Ende dieser Sportberichterstattung. Dann habe ich für andere Zeitungen über Sechs-Tage-Rennen geschrieben in Münster. Meine Karriere als Sportberichtersteller war nicht sehr lang. Aber ich wollte Journalist werden.

Perspektiven für Deutschland

Hatte das auch politische Motive, dass Sie Journalist werden wollten. Wollten Sie etwas erreichen in der Gesellschaft, wollten Sie etwas verändern?

Vorhin sagte ich, dass man in Arnberg noch nicht wusste, ob 1945 ein Ende oder ein Anfang war. Mein Eintritt in dieses publizistische Studium bedeutete, dass wir wussten, dass dies ein Anfang war. Jetzt wollten wir aufbauen. Deutschland war ein neues Land und wir machten daraus das, was wir wollten: Das freieste, das fairste, das lebenswerteste Land, das es geben kann. Diese Utopien entstanden zusammen mit noch etwas pubertären Gefühlen. Alles fing an und wir eroberten das hier. Das war eine tolle Zeit! Wir haben 1947 hinter den mit Pappe vernagelten Fenstern gesessen, weil es noch keine Fensterscheiben wieder gab, bei Kerzenlicht, weil es noch keine Elektrizität gab und haben also diesen Staat entworfen. Er ist natürlich völlig anders geworden, als wir ihn entworfen haben. Doch diese Utopien, die wir da entwickelt haben, wirken bis heute nach. Für mich bedeutet dieses demokratische Deutschland, das hier entstanden ist, ungeheuer viel. Und schon Kollegen, die zehn Jahre jünger waren als ich, haben eigentlich nie verstanden, mit welcher Inbrunst beinahe wir an diesem neuen Staat hingen.

Aber, Herr Thoma, die – wie Sie sagten – etwas pubertären Entwürfe, die Sie so in dieser frühen Zeit gemacht haben, sind nicht verwirklicht worden. Was waren das für Utopien?

Das waren Utopien, die eigentlich Leute zu allen Zeiten haben: Die heile Welt, in der jeder Bürger seine Chance hat, in der es keine Ungerechtigkeit mehr gibt. Eine heile Welt, die es nicht geben kann, wie der Konflikt zwischen Israel und Palästina zeigt: Wie soll es Gerechtigkeit geben, wenn beide Seiten Recht haben? Die Palästinenser, die ihr Land verloren haben, und die Israelis, die es seit mehr als 50 Jahren bewohnen. Wie will man einen solchen Konflikt anders lösen, ohne dass beide verzichten müssen. Aber die für mich wesentliche Voraussetzung ist nach 1945 in der Bundesrepublik erfüllt worden, nämlich endlich angstfrei leben zu können.

Sie haben in Ihrer Studentenzeit auch Kabarett gemacht. Ebenfalls, weil Sie eine Botschaft hatten?

Ach, Botschaft. Ich weiß nicht, ob das so großartig war. Das war vielmehr das Ausnutzen der Mög-

lichkeiten. Zum Beispiel jetzt endlich alles sagen zu können. Das war ein tolles Gefühl, über alles lästern zu können. Kurt Tucholsky zum Beispiel war 1945 ein neuer Autor für uns.

Den haben Sie sicher mit Begeisterung gelesen.

Eben. Und diesen Leuten und auch schon dem Kabarett der zwanziger Jahre nachzueifern, das versuchten wir. Eine Vorstellung, die hatte nichts mit Botschaft zu tun hatte, sondern war der Ausdruck für ein neues Lebensgefühl. Das wollten wir ausprobieren. Wir sind von Münster nach Düsseldorf gefahren, um Lore und Kay Lorentz im Kom(m)ödchen zu sehen. Ich habe wirklich fast Tränen in den Augen gehabt, als ich jetzt vor vier Monaten noch mal selber im Kom(m)ödchen aufgetreten bin und mich in der Garderobe von Lore Lorenz fertig gemacht habe für die Bühne.

Erste Erfahrungen im praktischen Journalismus

Herr Thoma, nach dem Studium werden Sie Ferienvolontär bei der „Aachener Volkszeitung“. Das hat auch etwas zu tun mit Ihrem akademischen Lehrer in Münster, Professor Hagemann. Der machte den Versuch, bei vielen Zeitungen in Nordrhein-Westfalen die Publizistikstudenten aus Münster unterzubringen. Wie sind Sie zu einem Ferienvolontariat bei der „Aachener Volkszeitung“ gekommen?

Also, Professor Hagemann schrieb an die Zeitungen und fragte, wer für drei Monate, also für die Semesterferien, Volontäre nähme. Und diejenigen, die positiv antworteten, was nicht viele taten, bekamen natürlich zunächst die Älteren. Da ich, wie gesagt, der Jüngste war, fiel ich da durch die Ritze. Zwei angeschriebene Zeitungen hatten nicht geantwortet, weder abgesagt noch zugesagt. Zu der einen, der „Aachener Volkszeitung“, ging ich einfach hin und sagte: „Hier bin ich! Ich bin hier Volontär.“ Und die sagten: „Wir wollten doch gar keinen haben.“

Mutig, mutig.

Da kam der Verleger, er war das, was der frühe deutsche Dichter eine Seele von Mensch genannt hätte, der den schönen rheinischen Namen Schmitz trug und sagte: „Na ja gut, wenn Sie jetzt schon mal hier sind, dann sollen Sie auch bleiben.“ Und dann wäre meine Tätigkeit beinahe am nächsten Tag schon wieder beendet gewesen, als der Lokalredakteur fragte, ob ich was von Musik verstünde. Da habe ich gesagt, dass ich selber Musik gemacht habe und eine Kapelle hatte. „Gut“, sagte er, „heute Abend ist in der Bastei in Aachen – das war so ein Vergnügungsort – eine neue Band. Morgen müssen wir zehn Zeilen in der Zeitung haben. Gehen Sie mal hin und geben um 10.00 Uhr heute Abend

diese zehn Zeilen durch.“ Das tat ich dann. Ich war vom Kabarett in Münster auf Gag getrimmt, wollte witzig kritisch sein. So schrieb ich dann: „Bastei, abends 10.00 Uhr. Auf bequemen Stühlen sitzen zehn Musiker, acht Ober und vier Gäste.“ Der Schlussredakteur war gewohnt, dass da etwas kam, was man nicht mehr überlesen musste und setzte meine Zeilen ins Blatt. Am nächsten Tag gab es dann Aufruhr, weil der Chef der Bastei sofort die Anzeigen für das nächste halbe Jahr stornierte.

Da haben Sie zumindest die Grenzen des kritischen Lokaljournalismus sehr frühzeitig kennen gelernt.

Der Verleger kam und fragte: „Welcher Trottel hat denn das geschrieben?“ Die Antwort lautete: „Das war unser Volontär, den wir gar nicht haben wollten.“ Er war dann der Meinung, dass ich nicht so viel Schuld habe wie der, der mich da unvorbereitet hingeschickt hatte. So konnte meine Karriere dann fortgesetzt werden.

Aber Sie haben noch mehr gemacht in diesen drei Monaten bei der „Aachener Volkszeitung“. War das eine richtige Ausbildung?

Nein. Ich wurde in den Betrieb hineingeworfen. Das heißt, ich habe von morgens bis abends einen Zwölf-Stunden-Tag-Journalismus in dieser Stadt gemacht und hatte das Glück, dass das bei den Leuten ankam. Nach drei Monaten war eigentlich unbestritten, dass ich jederzeit zu einem Volontariat wiederkommen könne. Nachdem ich mit dem Studium fertig war, hat mir die Zeitung dann auch eine Stelle als Lokalredakteur angeboten.

Aber Sie gehen vorher noch wieder zurück nach Münster und studieren zuende: Das sind ungefähr anderthalb Jahre. In dieser Zeit machen Sie auch wieder Kabarett?

Ja. In dieser Zeit in Aachen, da gab es einen Mann namens Jacques Königstein, der auch mit der Geschichte des WDR zu tun hat, weil der damals eine Sendereihe namens „Das ideale Brautpaar“ machte. Er war Unterhaltungsmoderator, würde man heute sagen. Jacques Königstein war bei einer Versicherung und machte ein Kabarett in Aachen, zum Teil auch mit Studenten von der Technischen Hochschule. Wir kamen irgendwie zusammen und er fragte: „Können Sie nicht mal was für uns schreiben?“ Ich schrieb einen Text, den er gleich nahm. Ich solle mehr schreiben und könne auch mitspielen, sagte er. So kam ich in dieses Aachener Kabarett, was Pünktchen hieß, habe mitgespielt und für das nächste Programm schon die Hälfte aller Texte geschrieben. Dann hatte ich so viel Spaß daran, dass ich nicht gleich nach Münster zurück ging, sondern ein Semester überschlug, und blieb ein Dreivierteljahr in Aachen. Dort machte ich dann mit meinen alten Freunden, zu denen Michael Lentz auch zugehörte, ein Kabarett auf. „Die

Schießbude“ nannten wir es und hatten eigentlich auf Anhieb eine Menge Erfolg, so dass wir zeitweise sogar der Illusion anhängen, daraus ein Kabarett zu machen, das sich wie das „Kom(m)ödchen“, die „Lach- und Schießgesellschaft“ auf Dauer etablieren könnte und wir vom Journalismus Abschied nähmen und Kabarettisten würden. Bis dann bei einem Gastspiel in Borkum die Leute lieber in der Sonne lagen, als zu uns zu kommen, das ganze Unternehmen sich doch wieder als fragil und fragwürdig erwies. Vor allem die Raucher hatten Schwierigkeiten, weil für Zigaretten kein Geld mehr da war. Wer nicht rauchte, hatte mehr Geld und konnte grad davon leben. Außerdem war die Fluktuation in diesem Ensemble so groß, so dass ich dann doch, als die „Aachener Volkszeitung“ anfragte, ob ich dort eine Anstellung haben wollte, das Kabarett aufgab.

Dort bekommen Sie dann 400 DM Gehalt im Monat als Redakteur. 400 Mark, war das damals viel Geld?

Ja, das war viel Geld. Jedenfalls für die Ansprüche, die wir hatten. Ich hatte in der ersten Zeit nach der Währungsreform wirklich von 75 Pfennigen pro Tag gelebt. Mehr hatte ich nicht, das war mein Etat. Das heißt, im wesentlichen kaufte ich für 20 oder 30 Pfennige Knochen, kochte die aus und warf dann Nudeln dazu. Das war das, was wir aßen. Unsere Ansprüche waren sehr gering. Ich schrieb dann, ein halbes Jahr später, als ich 700 Mark verdiente, dass ich es mir nicht mehr leisten könne, teuer essen zu gehen, was ich bei 400 Mark noch konnte. Da hatten sich die Ansprüche schon geändert.

„Kölner Stadtanzeiger“

Sie bleiben jedoch nicht lange bei der „Aachener Volkszeitung“. Als der „Kölner Stadtanzeiger“ 1954 eine Wochenendbeilage einführt, macht man Ihnen das Angebot zum „Stadtanzeiger“ zu kommen. Das Angebot haben Sie genutzt und sind im Alter von 28 Jahren dort 1955 Feuilletonchef geworden. Wie fühlt man sich denn als 28jähriger Feuilletonchef in einer vermutlich größeren Redaktion mit Menschen, die alle älter sind?

Ja, ich habe ein Jahr diese gute Beilage gemacht, und dann gab es einen neuen Chefredakteur, Günther Sawatzki. Er war mit dem Feuilleton nicht zufrieden, weil das eine Ansammlung von Kritiken war, aber kein journalistisch gemachter Teil. Ich solle das beheben, sagte er dann zu mir. „Ich versteh davon doch weniger, als die Leute, die da sind,“ antwortete ich. Es war zum Beispiel ein 62jähriger Redakteur darunter, dessen Chef ich werden sollte. Da sagte Sawatzki: „Das mag ja sein, dass Sie weniger davon verstehen, aber Sie verste-

hen mehr von Journalismus.“ Und so war ich dann ein Jahr lang Feuilletonchef und bin das eigentlich sehr hemdsärmelig angegangen. Aber es hat Spaß gemacht. Ich habe damals Kontakt aufgenommen zu all den Leuten, die hier waren, also zu Heinrich Böll und Paul Schallück.

Sie haben Texte von Heinrich Böll redigiert?

Ja. Mit dem Übermut der jungen Jahre. Damals fragte man noch nicht immer die Autoren, ob man etwas ändern dürfe. Ich habe das wacker geändert.

Heinrich Böll hat sich nie beschwert, wenn Sie in seinen Texten schrieben?

Nein, nein. Wir kannten uns gut. Und insofern war das auf freundschaftlicher Basis. Er machte auch immer alles mit. Ich habe zum Beispiel einmal in einer Silvesterausgabe eine Geschichte angeschrieben und dann fünf Autoren, darunter Böll, gebeten, sie zu Ende zu schreiben. Die steht heute unter Bölls gesammelten Werken.

Einschließlich Ihres Anfangs.

Einschließlich, ja, aber ohne, dass ich dabei erwähnt werde.

Aber, gab es in dieser Zeit beim „Kölner Stadtanzeiger“ Themen, bei denen der Feuilletonchef und dann der Chefreporter sagte: „Das mache ich selber.“ Hatten Sie Neigungsthemen oder Überzeugungsthemen?

Nein. Bei Filmen gab es das. Ich war damals auf Film spezialisiert, weil ich ursprünglich vorgehabt hatte, meine Dissertation über Film zu schreiben. Das scheiterte dann aber daran, dass der Professor Hagemann immer neue Ansprüche stellte. Die Zeitungswissenschaft war ja als Wissenschaft noch sehr umstritten. Da gab es diesen Ehrgeiz, dass die Publikationen allen Ansprüchen standhalten sollten. Und so gehörte plötzlich zu dieser Dissertation über Film, dass ich ein halbes Jahr in London hätte arbeiten müssen.

Und das konnten Sie sich nicht leisten.

Das konnte ich mir nicht leisten. Also, jeden Samstag hatte ich eine Filmglosse. Sonst war es eigentlich so, dass ich sagte, das möchte ich machen, da und da möchte ich hin. Wenn es nicht gerade Argentinien war, wie im Falle der Eichmann-Entführung, stimmte der Verlag eigentlich sofort zu. Ich konnte innerhalb Deutschlands also machen, was ich wollte, und hatte somit eine sehr schöne Position. Einmal in der Woche lieferte ich irgendwas, wo alle anerkennend nickten, das war ausreichend. Es war eigentlich ein schönes Leben manchmal.

Stichwort Eichmann. Nach der Eichmann-Entführung waren Sie in Argentinien, um dort zu recherchieren, ob es dort alte Nazis gibt.

Allgemein hieß es, dort seien noch richtige Nazi-bünde, dort hätten die sich zusammen gezogen. Man vermutete auch, dass Bohrmann und andere sich dort niedergelassen hätten, dorthin geflüchtet seien. Jetzt fuhr ich also runter im Auftrag von mehreren Zeitungen, weil der „Stadtanzeiger“ das allein nicht finanzieren konnte oder wollte. Fünf waren das glaube ich. Ich sollte jedenfalls schreiben, wie die Nazis sich in Argentinien aufführen. Und ich habe dann geschrieben, was wahr ist, nämlich dass ich keine getroffen habe. Wohl Leute, die noch ein Hitlerbild an der Wand hatten, aber das hatten die beim Umzug mitgenommen und dann wieder aufgehängt. Diese Negativ-Reportage führte dann dazu, dass die fünf Fortsetzungen, die vorgesehen waren nur vom „Kölner Stadtanzeiger“ gedruckt wurden. Die anderen waren früher ausgestiegen und behaupteten: „Er hat ja nicht das geliefert, was wir erwartet haben.“

Good news are bad news.

Ja. Dies hat aber dann etwas anderes bewirkt, dass damals Fritz Brühl, Programmdirektor des WDR, sagte: „Das ist offenbar ein Journalist, der sich der Wahrheit verpflichtet fühlt, solche Leute können wir brauchen.“ So begannen die Gespräche des WDR mit mir über einen Eintritt dort.

Herr Thoma, dazu kommen wir noch, aber Sie haben auch über den Eichmann-Prozess selber berichtet.

Ja.

Können Sie sich daran noch erinnern?

Daran kann ich mich gut erinnern, weil ich mehrere Wochen, fast zweieinhalb Monate, in Jerusalem war.

Verzeihen Sie die etwas merkwürdige Frage: Haben Sie im Verlauf des Eichmann-Prozesses noch wesentlich Neues erfahren über das Dritte Reich?

Ja. Und zwar das, was man die Schreibtischtäter genannt hat. Das war für mich eine neue Dimension. Diese Leute, die Tugenden hatten, die man von Beamten oder Angestellten erwartet und plötzlich mit diesen Tugenden Verbrechen organisierten. Dieser Eichmann, der nach eigenen Aussagen kein Blut sehen konnte, unterschrieb das Todesurteil für Hunderttausende und war eigentlich, wenn man ihn da sitzen sah, ein armes Würstchen. Dass so also diejenigen aussahen, die bei den Nazis Massenmorde organisierten, hatte ich mir auch nicht vorgestellt. Ich war vorher hier in vielen KZ-Prozessen gewesen, weil ich schon immer dieses Gefühl hatte, darüber müsse man schreiben. Die Leute wollten darüber zwar nichts wissen, aber sie sollten es wissen. Ich habe mit Hilfe von Einzelschicksalen versucht, diese Prozesse interessant zu machen. Ich habe nicht darüber geschrieben, dass Zehntausend ermordet wurden, sondern ich habe mir einen raus-

gepickt, dessen Schicksal passierte. Das fand Aufmerksamkeit. Alle merkten, dass das gelesen wird, und so wurde ich dann eine Art Spezialist für KZ-Prozesse. So kam ich auch zum Eichmann-Prozess.

Der Aktualitätsbegriff

Ich erlebe hier in dieser Fragestellung den Journalisten Thoma: Wie kann ich, Dieter Thoma, Menschen für etwas interessieren, die sich nicht dafür interessieren. Diese Fragestellung hat Sie doch eigentlich Ihr weiteres Berufsleben stets begleitet. Hier merke ich zum ersten Mal ganz deutlich, dass Sie nach Mitteln suchen, mit denen Sie etwas vermitteln können, was der von Ihnen angenommene Leser möglicherweise gar nicht hören will.

Ich wollte etwas so bringen, dass der Leser es wahrnehmen will, ohne dass er indoktriniert wird. Das Wichtige sollte so interessant gemacht werden, dass es von allen auch gerne konsumiert wird. In diesem Sinne habe ich auch den Aktualitätsbegriff immer definiert: Es ist nicht nur das aktuell, was passiert, sondern auch das, was man dazu wissen muss.

Ihre Zeit beim „Stadtanzeiger“ dauerte etwa zweieinhalb Jahre. In dieser Zeit arbeiteten Sie mit einer hochkarätigen Redaktionsmannschaft zusammen. Ich zähle jetzt nur die auf, die später bei ARD oder ZDF eine wesentliche journalistische Rolle spielten: Rudolf Rohlinger, Karl „Charly“ Weiss, Rolf Becker, Ludwig Dohmen, Klaus Bresser.

Ich erinnere mich, dass in meiner Zeit beim „Stadtanzeiger“ jemand schrieb – ich weiß nicht mehr, wer es war – hier entstünde ein deutscher „Manchester Guardian“. Der „Stadtanzeiger“ hatte einen ehrgeizigen jungen Verleger, Alfred Neven Du Mont, der übrigens immer noch Verleger ist, der stets junge Journalisten warb und so eine tolle Redaktion aufbaute. Wolfgang Ebert, Ludwig Dohmen und Martin Dürbaum gehörten auch dazu. Wir alle hockten eigentlich jeden Tag zusammen. So etwas habe ich nie wieder so erlebt – obwohl das auch nicht ganz stimmt. Aber das ressortübergreifende war das Besondere: Wir kümmerten uns auch um den Sport und die Sportleute redeten bei der Politik mit. Jede einzelne Überschrift wurde in der Gesamtheit überlegt. Bei den Olympischen Spielen in Rom 1960 schrieb ich eine Glosse über die Geher. Ich habe den Führenden beim Geherwettbewerb gefragt: „Wie geht's?“ Er antwortete: „Es geht so.“ Ich fragte: „Seit wann üben Sie gehen.“ „Seit meinem ersten Lebensjahr.“ „Na, dann ist es ja kein Wunder, dass Sie so weit vorne sind“, antwortete ich und sagte zum Schluss „Na ja, ich gehe schon mal vor.“ Jede andere Redaktion hätte das wahrscheinlich aufgeregt und es haben tatsächlich

200 Leute die Zeitung abbestellt, weil sie fanden, dass man so mit Sport nicht umgehen dürfe. Den Verleger rührte das gar nicht, weil wir damals die höchste Auflagensteigerung aller deutschen Zeitungen hatten. Eine solche Zeit, in der lange Zeit in einem Team zusammengearbeitet wird, ohne dass nach Überstunden gefragt wird, habe ich eigentlich nur beim „Mittagsmagazin“ im WDR wieder erlebt. Wir haben uns an allem gefreut, was wir tun konnten. Das war Aufbruchstimmung.

Rundfunk in den Augen eines Zeitungsjournalisten

Als Schüler, Student und auch als Reporter des „Stadtanzeigers“ haben Sie auch den Nordwestdeutschen Rundfunk gehört, den Sender in der britischen Besatzungszone, aus dem dann später SFB, NDR und WDR hervorgingen. Haben Sie noch Erinnerungen an die Programme? Was hat der Sender für Sie bedeutet?

Der Sender hatte damals noch nicht die Bedeutung, die Radio später für mich hatte. Ich war eigentlich zu sehr mit der Zeitung beschäftigt. Ich erinnere mich eher noch an den einen oder anderen negativen Eindruck, zum Beispiel, dass ein namhafter Reporter des WDR zu einer Veranstaltung kam, sich und das Mikrofon in Position brachte, ein Interview mit dem Veranstalter machte und wieder wegfuhr.

Das war nicht ihre Vorstellung von Journalismus.

Ich fand, dass es nicht angehen könne, dass man den Veranstalter eine Art Klappentext reden lässt und ihn sich selber rühmen lässt, um das dann tatsächlich zu senden. Ich schrieb acht Stunden an einer Reportage – in der konnten dann aber eben auch die kritischen Punkte mit aufgegriffen werden.

Man hat aber doch über diesen Sender nach dem langen Krieg den Anschluss an die Musik wieder bekommen. An die internationale Musik, an Swing und Jazz?

Ja, natürlich. Ich hörte viele Swing-Sendungen. Auch Hörspiele hörte ich mir oft an. Aber es ist nicht so, dass ich eine Sendung regelmäßig gehört hätte. Mir imponierte, dass dieser Sender NWDR so ungeheuer von Intellektuellen geprägt wurde. Also, von Ernst Schnabel oder Axel Eggebrecht und Peter Bamm. Viele von denen haben hinterher Zeitschriften übernommen – Radio war damals eine intellektuelle Bühne. Und auch noch, als ich in den WDR kam, war es so. Paul Botta, mein Vorgänger, zog sich vier Tage zurück, um zehn Minuten zu formulieren, wenn der den Kommentar am Samstagabend sprach.

Das kann man sich heutzutage nicht mehr vorstellen.

Das hat sich natürlich auch ganz drastisch gewandelt, weil die Intellektuellen woanders hin abgewandert sind. Danach war das Radio nicht mehr ganz so wichtig. Zwar nicht ausschließlich, aber auch weil dort nicht mehr so viele Intellektuelle zu Wort kamen.

Wie waren die Beziehungen Ihres Verlegers und Ihrer Zeitung, des „Kölner Stadtanzeiger“, beziehungsweise überhaupt das Verhältnis der Zeitungen zum NWDR oder WDR. Gab es da eine Kooperation oder eher ein Konkurrenzverhältnis?

Es herrschte zunehmend ein Konkurrenzgefühl, denn der Verleger sah in dem WDR eigentlich ein Unternehmen, das ihm gute Leute abwarb. Diese Sichtweise führte dann fast zu einer Phobie. Der WDR kam natürlich auch zu mir und fragte mich, ob ich was für ihn tun könnte. Mein Verleger lehnte das aber immer ab.

Als freier Mitarbeiter für den WDR durften Sie also nicht arbeiten.

Nein. Eines Tages sollte ich aber in meiner Eigenschaft als Filmkritiker im WDR auftreten, also als Filmkritiker des „Kölner Stadtanzeigers“.

Sie sollten Werbung für das Blatt machen?

Ja. Ich sagte meinem Verleger, dass Filmkritiken mir lagen, dass ich den Auftrag gut machen würde und dass es ja fast Werbung für die Zeitung sei. Er lehnte wieder ab. Vielleicht hatte er sogar Recht, vielleicht wäre das mein Einstieg gewesen. Bei der Zeitung bin ich aber erst ausgestiegen, als Peter von Zahn mit den Reportern der Windrose anfragte, ob ich zu ihm kommen wolle. Er bot mir nicht nur das Doppelte an Einkommen, sondern fügte noch hinzu: „Sie können so viele Sendereihen machen, wie Sie wollen, so lange Ihre Filme gut sind und pünktlich vorliegen.“ Nach diesem Angebot bin ich sehr schnell zu von Zahn gegangen.

Gegen wiederkehrende rechte Tendenzen

Vom „Stadtanzeiger“ zur Windrose-Produktion. Bevor Sie das gemacht haben, Herr Thoma, waren Sie aber auch Mitglied im „Club Republikanischer Publizisten“. Sie waren im Vorstand u. a. mit Paul Botta und Jesko von Puttgammer. Einige unter vielen Mitgliedern waren Axel Eggebrecht, Erich Kuby, Rudolf Krämer-Badoni, Helmut Hammer Schmidt, Hans-Werner Richter. Justitiar der Gruppe war Hans-Jochen Vogel. Es handelte sich also um namhafte Publizisten. Wie kam es zu dieser Gründung, was war die Absicht dahinter?

Die Absicht war, dass zu jener Zeit extrem rechte Tendenzen wesentlich stärker waren als heute. Wir diskutierten darüber, denn keiner von uns glaubte wirklich daran, dass diese Gefährdung schon vorbei war. Die Demokratie war noch nicht gesichert. Wir

wollten eine Art demokratische Feuerwehr sein. Journalisten, die über die Grenzen der Bundesrepublik hinweg Alarm schreien sollten, wenn die Spielregeln der neuen Demokratie verletzt wurden. Das hielten wir alle für notwendig. Es gab einige sehr bemerkenswerte Kongresse, die wir veranstaltet haben. Die Wurzel dieses Clubs war die Sorge um diese junge Demokratie.

Das war in der Zeit, als zum ersten Mal auf der Frankfurter Buchmesse Verleger wieder rechtsradikale Schriften vorstellten?

Ja. Adolf von Thadden war einer der bekannten Namen damals. Und einige rechte Parteien hatten durchaus nennenswerten Zulauf. Viel mehr als heute.

Und irgendwann lief dieser Club aus.

Ja, denn es handelte sich um eine Feuerwehr, die nie zum Einsatz kommen musste. So bekamen wir auch keinen Nachwuchs und die Gründungsmitglieder wurden älter, setzten sich zur Ruhe und so löste der Club sich auf.

Ein ermutigendes Ende.

Ja. Im Grunde genommen haben wir das erreicht, was wir wollten.

Zur Einschätzung des Fernsehens 1952

Herr Thoma, bevor wir jetzt zu Ihrer Fernseharbeit kommen, noch mal eine Frage zur Geschichte des jungen Mediums Fernsehen. Weihnachten 1952 begann das Fernsehen im Nachkriegsdeutschland beim NWDR. Haben Sie die Entwicklung des Fernsehens in Ihrer Studienzeit begleitet? Gab es Kurse in Münster im Institut für Zeitungswissenschaft?

Nein.

Hat die beschriebene Entwicklung im Lehrbetrieb eine Rolle gespielt?

Überhaupt keine. Fernsehen wurde damals noch nicht wahrgenommen. Ich selbst begann erst bei der Fußballweltmeisterschaft 1954 das Fernsehen richtig wahrzunehmen.

Wo haben Sie die Spiele gesehen?

In einer Kneipe stand ein Apparat. Darauf konnte man schemenhaft irgendwelche schwarz-weißen Gestalten laufen sehen und man bekam das Gefühl, man sei dabei.

Ahnten Sie da schon, wie wichtig das Medium mal werden würde?

Nein. Man stellt sich in jungen Jahren auch selten vor, wie man selber alt wird. Ich verschwendete daran damals keinen Gedanken. Das Radio war viel interessanter. Der Torschrei von Herbert Zimmermann war immer noch eindrucksvoller als alles, was man auf dem Bildschirm sehen konnte. Ich erinnere mich nicht genau, aber ich schätze, dass es

vor 1954 ein paar Tausend Fernsehgeräte gab. Nach 1954 stieg die Zahl auf Hunderttausend an. Mit der Fußballweltmeisterschaft wurde das Fernsehen plötzlich populär.

Tatsächlich haben zwei Ereignisse zu der raschen Popularität beigetragen: die Krönungszeremonie 1953 von Elisabeth II., eine frühe Eurovisionssendung, und die Fußballweltmeisterschaft 1954. Aber Sie hat das überhaupt nicht beeindruckt?

Mich hat das noch nicht beeindruckt, nein.

„Reporter der Windrose“

Als Sie dann Anfang der 1960er Jahre zu Peter von Zahns Windrose-Produktionsgesellschaft wechselten, war aber doch klar, dass Sie Fernsehen Sendungen machen sollten.

Ja. Aber Peter von Zahn machte etwas, was ich später den öffentlich-rechtlichen Anstalten stets vergeblich empfohlen habe: Er versammelte vier bis sechs Wochen alle, die neu waren zu einem Kursus in Hamburg und lehrte sie Fernsehen. Ich habe also dort, bevor ich das erste Mal einen Film machen durfte, ad hoc Statements auf einer Wiese zu Themen abgegeben, die erst morgens erfunden worden waren. Abends wurde das Ergebnis dem gesamten Kreis vorgeführt und kritisiert. Wir übten auch Publikumsbefragungen – wir wurden richtig auf das Fernsehen getrimmt. Warum werden Rundfunk- und Zeitungsjournalisten heute nicht auf die Besonderheiten des jeweiligen Mediums hingewiesen?

Ich denke mal, in der Volontariatsausbildung der Rundfunkanstalten ist das mittlerweile gängige Praxis.

Ja, inzwischen ist das Praxis. Als ich dann mit meiner Arbeit beim Radio begann und Aktualitätschef wurde, habe ich Bewerber auf das Dach des Verkehrsamtes am Dom gestellt, ihnen ein Mikrofon in die Hand gegeben und gesagt: „Jetzt beschreib mal, was Du siehst.“ Auf diese Weise haben wir so manches Reportertalent entdeckt.

Schöne Übung. Welche Themen haben Sie für die Windrose behandelt? Auslandsthemen?

Auslands- und Inlandsthemen. Ich war für Europa zuständig. Peter von Zahn war der großzügigste Arbeitgeber, den ich je kennen gelernt habe. Ich bekam Themen wie zum Beispiel „Die Eckkneipe“ oder „Schwierigkeiten der Landwirtschaft“. In Hamburg wurde dann aus sechs oder sieben Einheiten ein Film zusammengestellt. Wir Reporter lieferten das Rohmaterial von fünf bis sieben Minuten. Ich konnte frei entscheiden, an welcher Stelle Europas ich den Film drehen wollte. Von Zahn sagt mir einmal, dass ich derjenige gewesen sei, der am meisten auf das Geld geachtet hätte.

Sie haben in diesem Rahmen auch ein Porträt über die „Neue Zürcher Zeitung“ gemacht.

Ja, das wollte von Zahn eigentlich selber machen, aber er hatte keine Zeit. Er liebäugelte mit Amerika und wollte lieber dort drehen. Deswegen trat er mir die Aufgabe ab, die „Neue Zürcher Zeitung“ in einem 45-Minuten-Film vorzustellen.

Herr Thoma, lassen Sie uns noch mal unter rundfunkhistorischen beziehungsweise medienpolitischen Aspekten über dieses Unternehmen „Reporter der Windrose“ sprechen. Peter von Zahn war NWDR/ARD-Korrespondent in den Vereinigten Staaten gewesen, also ein Gewächs des NWDR. Er hat auch mal das Studio Düsseldorf geleitet. Dann gab er diese Positionen auf und gründete die Windrose-Produktionsgesellschaft, um Beiträge für das von Adenauer geplante Deutschlandfernsehen zu machen. Zu dieser Art Fernsehen kam es dann aber nicht. So lieferte die Windrose eigentlich für die ARD, also für die Anstalten der ARD Programme. Gab es da ein Problem?

Nein. Peter von Zahn nutzte diese Situation aus. Er war ja damals weggelobt worden, wenn man so will. Das heißt, er hatte sich mit kritischen Ruhrgebietskommentaren und -berichterstattungen Ärger gemacht und ging dann nach Amerika. Dort hatte er als Amerikakorrespondent Erfolg und stellte während seiner Tätigkeit fest, dass es den Sendern an Auslandskorrespondenten fehlte. Heute ist es unvorstellbar, dass es damals noch kaum Auslandskorrespondenten gab, auch der WDR und NDR hatten kaum Korrespondenten draußen.

Es gab einige Hörfunkkorrespondenten, die freie Mitarbeiter waren. Die arbeiteten in der Regel für Tageszeitungen.

Gerd Ruge war zum Beispiel einer der ersten Auslandskorrespondenten. Von Zahn nutzte diese Lücke aus und bot an, aus verschiedenen Ländern Berichte bereit zu stellen. So baute er ein Netz von Auslandskorrespondenten auf, was ungeheuer teuer war. Später beschlossen die einzelnen Sender, dass es billiger sei, wenn sie selbst ein Netzwerk aufbauten.

War die Arbeit der Windrose-Produktionen auch ein Impuls, das Korrespondentennetz der ARD zügig auszubauen?

Ich denke ja. Zunächst war dieses Unternehmen ein Rechenexempel. Die Anstalten bekamen alles nur über die Zentrale, in der Peter von Zahn saß. Wir Reporter lieferten nichts auf Bestellung. Zahn bot thematische Sendungen an, die in den meisten Fällen unpolitisch waren oder – wie im Falle der „Neuen Zürcher Zeitung“ – ein Porträt waren. 1963, als ich zum WDR kam, war das „Echo des Tages“ die abendliche Politiksendung. Die Berichte wurden von vier freien Journalisten aus dpa-

Meldungen und aus Informationen von Presseagenturen zusammengestellt. Und diese Berichte klangen dann wie Auslandsberichte.

Also war das „Echo des Tages“ 1963 eigentlich noch keine politische Abendsendung mit Auslandsberichten von eigenen Korrespondenten?

Nein, alles wurde in der Redaktion geschrieben. Später sollten die Informationen von den Leuten am Ort kommen. Als die ARD ihr Korrespondentennetz ausbaute, habe ich die Windrose-Produktionsgesellschaft verlassen. Es war klar, dass die Sender die horrenden Geldsummen, die sie dem Zahn zahlten, nicht mehr lange zahlen konnten. Ich suchte mir einen neuen Arbeitsplatz.

Stuttgart oder Köln standen zur Auswahl.

Ja. Der Süddeutsche Rundfunk hatte mir so eine Art Chefreporter-Position beim Fernsehen angeboten und der Westdeutsche Rundfunk fragte mich, ob ich die aktuelle Abteilung beim WDR-Hörfunk übernehmen wolle, weil Gerd Ruge nach Amerika ging.

Programmbetrieb im Rundfunk

Jetzt hatten Sie die Wahl – ich formuliere das mal pointiert -, zu dem Medium der Zukunft zu gehen, nämlich dem Fernsehen oder zum Radio, das damals in einer ganz schwierigen Position war. Dem Radio liefen die Hörerinnen und Hörer davon, besonders ab 20.00 Uhr gingen die Hörerzahlen zurück. Sie entschieden sich trotzdem für den Hörfunk.

Ja, ich fand kaum jemanden, der mir zu Radio riet. Alle dachten, das sei vorbei.

Da erkenne ich den störrischen Westfalen, der macht, was er selber will?

Fernsehen war das Medium der Zukunft, aber ich hatte immer schon eine Neigung, das zu tun, was die anderen nicht taten. Dort wo alle hinfahren, kann man wenig Honig saugen. Ich fahre stets dahin, wo keiner hinfährt. Ich hatte mit meiner Entscheidung dann auch – Gott sei Dank – Erfolg. Außerdem stellt sich auch heute noch die Frage, was interessanter ist: dem Trend zu folgen oder den Versuch zu machen, aus einem angeblich sterbenden Medium wieder etwas heraus zu holen. Ich hatte das Gefühl, das müsste noch möglich sein. Hinzu kam auch die Tatsache, dass ich hier in Köln wohnte und auch gerne hier bleiben wollte.

Tatsächlich haben Sie dann zu der Renaissance des Hörfunks Beiträge geleistet. Ab 1965 sendete der WDR in seinem zweiten Hörfunkprogramm das „Mittagsmagazin“, eine Mischung aus Popmusik, Politik und Korrespondentenbeiträgen. Also, ein bisschen Buntes mit viel Auslandsberichterstattung. Diese Magazininform trug wesentlich dazu bei, dass

der Hörfunk gegenüber dem Fernsehen wieder an Boden gewann. Wie kam es denn zu dieser Entwicklung?

Obwohl ich als Zeitungsmann kam, kam ich mit dem Gefühl, dass man Radio anders machen müsse. Ich hörte damals sehr viele Sendungen, hatte mich also auf meinen Job vorbereitet und kam mit der festen Absicht, etwas zu verändern. Ich wollte den platten Textjournalismus abschaffen. Damals gab es zum Beispiel das Phänomen, dass am Tage sechs Reporter für drei Berichte hinausfuhren. Auch mit dem so genannten Senden-vom-Band konnte ich mich nicht anfreunden. Ständig musste noch etwas herausgeschnitten werden – ungeliebte Aussage und alle Äh's. Wir strebten eine Sendung an, in der man ohne Netz und doppeltem Boden redete und eben das gesendet wurde. Zusammen mit unter anderem Walter Hahn, dem damaligen Chefreporter in Bonn, haben wir dann das Konzept „Mittagsmagazin“ entworfen. Mittags lief es deswegen, weil das die einzige Sendezeit war, die keiner haben wollte.

„Mittagsmagazin“

Warum wollte die keiner haben?

Weil da angeblich keiner Radio hörte.

Das heißt, Sie haben die denkbar schlechteste Sendezeit ausgewählt, weil Sie sonst keine Chance gehabt hätten?

Ja. Denn eine tägliche Sendung konnten wir nur zu einer Zeit machen, zu der sich keiner beklagen konnte, dass wir ihm etwas wegnähmen. Und so kam nur die Mittagszeit in Frage. Der damalige Hörfunkdirektor Fritz Brühl fragte mich, ob wir diese Sendung zunächst nicht einmal in der Woche senden sollten. Ich antwortete: „Einmal in der Woche ist wie ein bisschen schwanger.“ Entweder muss man voll einsteigen oder eben gar nicht. Daraufhin ging ich zu Klaus von Bismarck, dem Intendanten des WDR, und hielt ihm einen rhetorisch gut vorbereiteten Vortrag. Ich sagte, dass wir die Hausfrauen vorbereiten müssten, damit sie abends wüssten, worüber sie mit ihren Männern reden sollten. Wir sollten sie politisch informieren. Ich bekräftigte, dass wir uns nicht an die Leute wenden sollten, die sich a priori für Politik interessieren, sondern an diejenigen, die noch nicht interessiert sind. Wir könnten ihr Interesse gewinnen, indem wir ihnen über das Telefon Prominente ins Haus holen. Nach dieser Unterhaltung schrieb Bismarck einen Brief an sämtliche Stellen im Haus und bat innerhalb von sechs Wochen um entscheidungsreife Vorschläge zu meiner Idee. Das war sonst gar nicht seine Art. Nun ja, und dann wurde das „Mittagsmagazin“ eingeführt.

Ich komme noch mal auf das Konzept zurück. Sie wollten internationale Musik spielen, die damals noch nicht so populär war wie heute. Dazu politische Beiträge und dies zu einer schlechten Sendezeit. Sie haben drei mutmaßliche Flops kombiniert.

Ja, damals sagten auch viele, ich sei verrückt.

Doch dieses Konzept war erfolgreich. Und nicht nur im WDR: Es wurde kopiert und hat in fast allen Rundfunkanstalten prägende Wirkung gehabt.

Das ging dann ganz schnell. Eines dürfen wir dabei aber nicht übersehen: Telefonieren galt zu jener Zeit noch als hoher Luxus. Man wartete etwa zwei, drei Stunden, bis das Fräulein vom Amt einem ein Ferngespräch vermittelte. Wir haben dann damals das Fernamt in Köln auch nicht direkt bestochen, aber wir lieferten Kuchen, Kaffee und vereinzelt Bierkästen. Wir waren uns also einig: Wenn wir um 11.00 Uhr morgens sagten, dass wir um 12.30 Uhr mit Paris oder Washington telefonieren wollten, dann bekamen wir die Verbindung.



Thoma beim „Mittagsmagazin“ 1968

Gab es auch Kritik von den Hörerinnen und Hörern, die sich in etwa so beschwerten: „Seid ihr eigentlich verrückt, unser Geld rauszuschmeißen für teure Ferngespräche mit Washington, New York, Rio de Janeiro und rund um die Welt“?

Ganz selten. Außerdem konnten wir dieser Kritik ganz einfach den Wind aus den Segeln nehmen, denn ein Gespräch kostete uns vielleicht 120 Mark. Verglichen mit 54 Prozent Höreranteil, die wir mit diesem Gespräch erreichten, war das ein geringer Betrag. Mit heutigen Unterhaltungssendungen lässt sich das natürlich nicht mehr vergleichen. Wir nutzen diesen Aha-Effekt aus. Denn Telefonieren war spannend und etwas, was man privat kaum tat – vor allem nicht ins Ausland. Wir lieferten den Hörerinnen und Hörern Prominente von überall her, was manchmal auch zu komischen Situationen führte. So war zum Beispiel Kiesinger als Bundeskanzler in Washington und wir hatten vereinbart, dass wir ihn mittags im Hotel anrufen können –

also am frühen Morgen nach amerikanischer Zeit. Dieses Gespräch wurde also an den damaligen Moderator Herbert Koch durchgestellt, der darauf gar nicht vorbereitet war. Trotz unseres Abkommens mit dem Fernamt war nie klar, ob die gewünschte Verbindung tatsächlich zustande kam. Koch war jedenfalls auf Sendung, hob den Hörer ab und sagte: „Hier Koch.“ Sagte der drüben: „Kiesinger.“ „Ach“, sagte der Koch dann, „Herr Kiesinger, was kann ich für Sie tun?“

Herr Thoma, ich habe in einer Veröffentlichung von Manfred Regin über den RIAS Berlin gelesen, dass diese Form des Magazins, also die Mischung Telefoninterview und Musik, nicht beim WDR entwickelt worden ist, sondern zunächst beim RIAS, aber wohl nicht zur Mittagszeit.

Natürlich. Beim RIAS gab es eine Abendsendung, die Helmut Prinz machte, der später bei mir Leiter des „Mittagsmagazins“ wurde. An zwei Abenden der Woche wurde da also mit dem einen oder anderen Prominenten telefoniert. Das erregte Aufmerksamkeit, weil es eben auch live gesendet wurde und nicht vom Band kam. Somit war der RIAS der erste Sender, der sich durch übertragene Telefongespräche Hörerinnen und Hörer sicherte. Und doch betrieb der RIAS diese Idee nicht weltweit, wie wir es taten.

Kannten Sie diese RIAS-Sendung, als Sie Ihr Konzept entwickelt haben?

Die RIAS-Sendung kannte ich damals nicht, nein. Ich wurde auf sie aufmerksam gemacht, als wir über meine Idee redeten.

Und dann haben Sie Helmut Prinz in Berlin einfach abgeworben.

Er war inzwischen beim Saarländischen Rundfunk gelandet, war also schon aus Berlin weg. Ich fuhr dann zu ihm und fragte, ob er Lust hätte, mit uns zu arbeiten. Ich zeigte ihm das Konzept und bot ihm den Posten als Redaktionsleiter an. Er kam gleich mit fliegenden Fahnen.

Das führte dann zu dem Stichwort „Renaissance des Hörfunks“. Diese setzte ab Mitte der 1960er Jahre ein. Das Radio hatte wieder steigende Hörerzahlen. Auch wegen der Einführung der Magazine?

1965 begann das „Mittagsmagazin“ und war auf Anhieb ein Riesenerfolg. Wir hatten damals eine Monopolstellung. Gelegentlich kam Radio Luxemburg über Mittelwelle rein, aber das war unsere einzige Konkurrenz. Wir räumten dann richtig ab, hatten ungeheuer hohe Hörerzahlen. Das „Morgenmagazin“ kam zwei Jahre später. Der erste Sender, der versuchte uns Hörer abzuwerben, war wohl der Südwestfunk. Das gelang auch in Teilen mit dem „Morgenmagazin“ auf SWF 3. Später übernahmen eigentlich alle das Konzept, allerdings mit einem Unterschied: Wir hatten unsere politi-

schen Sendungen nicht angeknabbert, die liefen unverändert weiter. Das „Mittagsmagazin“ war eine zusätzliche Informationssendung.

Das Magazin lief also nicht anstatt der politischen Sendungen?

Nein. Aber anderswo wurden politische Sendungen abgeschafft und stattdessen Magazinsendungen eingeführt. Das führte dann zu dem Vorwurf, wir hätten zur Boulevardisierung des Hörfunks beigetragen. Das ist indirekt sicher richtig, weil wir diese Form entwickelten, aber in der Praxis des WDR stimmt es nicht. Unsere anderen Informationssendungen wurden durch das Magazin nicht eingeschränkt.

Das Magazin als Häppchenjournalismus?

Als Sie 1992 vom Chefredakteur des WDR in den Ruhestand wechselten, bedauerten Sie den wachsenden Trend zum Häppchenjournalismus im 90-Sekunden-Takt und forderten mehr beschreibende Reportagen statt aneinandergereihter Interviews. So jedenfalls ist das in der WAZ vom 25. April 1992 nachzulesen. Aber haben auch Sie nicht aufgrund des Drucks der Konkurrenz des Fernsehens Mitte der 1960er Jahre eben diesen Typus mit erfunden? Also, ob man das nun will, oder nicht, war nicht auch das „Mittagsmagazin“ ein Schritt in Richtung „Häppchenjournalismus“, weil man Hörerinnen und Hörer erreichen wollte, weil man populär sein wollte?

Nein, es war kein Häppchenjournalismus. Wir haben auch Beiträge von zwanzig Minuten Länge gehabt und meistens war es dem Moderator überlassen, wie lange er einen Beitrag machte.

Also, es gab keine Vorschriften.

Nicht direkt. Hinterher wurde auch behauptet, dass manche Beiträge zu lang waren. Manche Moderatorinnen und Moderatoren waren natürlich auch verliebt in die eigenen Beiträge und fanden das rechte Maß nicht. Wir hatten abgemacht, dass der Redakteur von draußen ein Zeichen geben sollte, wenn alles gesagt war. Solange ich dabei war, gab es zwar den Drang, gelegentlich kürzer zu sein, aber es gab keine Begrenzung. Wenn jemand das Gefühl hatte, ein Beitrag sollte zehn Minuten lang sein, dann durfte er zehn Minuten sein.

1965 lief die erste Sendung des „Mittagsmagazins“. Wie sah das Korrespondentennetz der ARD für den Hörfunk damals aus?

Da gab es schon einige. Wir haben damals sehr viel mit dpa-Korrespondenten gearbeitet, die – Gott sei Dank – mit uns zusammenarbeiten durften.

Hat denn der Chefredakteur des WDR-Hörfunks Dieter Thoma aus diesem dünnen Netz der Korrespondenten die Konsequenz gezogen, dass mehr

festе Korrespondenten in aller Welt stationiert sein sollten. War das die unmittelbare Folge aus dieser Programmform „Mittagsmagazin“?

Das war die Folge, ja. Wobei wir zunächst immer nach freien Mitarbeitern gesucht haben, die von irgendwo berichten konnten. Das war zu jener Zeit, als freie Mitarbeit etwas noch ganz Selbstverständliches war. Ich hatte damals die Kompetenz, die heute noch nicht mal mehr der Intendant hat, zu einem Menschen meiner Wahl zu gehen und zu sagen: „Du fängst morgen bei uns an und arbeitest jeden Tag auf Honorarbasis.“ So entstanden die ganzen Redaktionen. In den ersten Jahren waren das „Mittagsmagazin“ und das „Morgenmagazin“ eine Ansammlung von freien Mitarbeitern, für die es keine Planstellen gab.

Zur Rezeption des „Mittagsmagazins“

Da hat man noch nicht an arbeitsrechtliche Problematiken gedacht. Waren denn die Korrespondenten, die freien Mitarbeiter oder die dpa-Korrespondenten, die Sie dann anriefen, auf diesem Anruf vorbereitet? War das nicht eine neue Form von Radiojournalismus?

Ja, das war eine neue Form. Zunächst verhielten viele Reporter sich wie die Politiker und sagten: „Um Gottes willen, frei reden! Man muss das Gesagte vor der Sendung doch einmal hören können.“ Einer von denen, die den Weg für unserer Form des Journalismus bereiteten, war Franz Josef Strauß.

Tatsächlich?

Ja. Der tat das gerne. Er vertrat den Standpunkt, dass bei dieser Methode niemand an seiner Rede herumstreichen konnte – weder der Journalist, noch der Sender. Und so gab es Politiker, die gerne mit uns sprachen. Andere fühlten sich nach einer gewissen Laufzeit der Sendung auch gezwungen, mit uns zu sprechen.

Weil Sie so viele Hörerinnen und Hörer hatten?

Ja, unbedingt. In Bonn gab es ein geflügeltes Wort: Es gibt zwei Sendungen, zu denen man nicht „Nein“ sagen darf: die „Tagesschau“ und das „Mittagsmagazin“.

Bis 1965 war ein Korrespondent, egal in welcher Funktion, gewohnt, seinen Text vorgefertigt abzuliefern, so dass man ihn im Studio vorlesen konnte.

Guten Journalisten machte unsere Art des Journalismus sofort Spaß.

Also, es gab keine Berührungspunkte mit dem „Mittagsmagazin“?

Nein, das war so eine Aufbruchsstimmung. Und das ist doch das Schönste, was einem passieren kann im Leben. Für mich gab es die „Stadtanzeiger“-Zeit, die „Mittagsmagazin“-Zeit und die „Morgenmagazin“-Zeit. Das waren neue Sendun-

gen, die Erfolg hatten, an dem sich jeder vom Team freute. Nach der Sendung gingen wir oft noch einen trinken. Mit den ersten Leuten des „Mittagsmagazins“ bin ich heute noch befreundet.



Werner Höfer im Studio von „Hier und Heute“ 1957

Das waren alles Männer, Herr Thoma. Die erste Frau, die das „Mittagsmagazin“ moderierte, war Ulrike Wöhning. Das war 1986.

Der Prinz wollte keine Frauen. Es gab damals sowieso noch diese Abneigung. Als ich damals das „Morgenmagazin“ mit der Doppelmoderation, also ein Mann und eine Frau, einführte, rief Werner Höfer mich an und fragte, ob ich verrückt und lebensmüde zugleich sei, eine Frau ans Mikrofon zu lassen.

Das konnte er sich nicht vorstellen?

Nein. Es sei immer wieder schief gegangen, sagte er. Wir hatten mit der Doppelmoderation beim „Morgenmagazin“ aber Erfolg, woraufhin ich diese Art der Moderation auch als ein Markenzeichen des „Morgenmagazins“ hervorgehoben habe. Ich habe nicht darauf gedrängt, dass es im „Mittagsmagazin“ geändert wird, denn eine Alibi-Frau wollte ich auch nicht in die Sendung holen. Wenn, dann mussten es gleich zwei oder drei sein – und für diesen Wechsel waren die anderen Moderatoren einfach zu beliebt und zu gut. Ich wollte diesen Erfolg nicht beeinträchtigen. Außerdem war es schwer genug, für das „Morgenmagazin“ genügend Frauen zu finden.

Sie bewerteten den überraschenden Erfolg des „Mittagsmagazins“ folgendermaßen: „Es lehrte mich Umfragen nach Hörerwünschen zu misstrauen, weil sie immer nur auf Vorhandenes reagieren. Erst Geplantes können sie nicht bewerten.“ Was folgt daraus?

Daraus folgt, dass man eben mehr Mut haben sollte, Neues zu versuchen. Das trifft ja zum Beispiel auch auf die Politik zu: Umfragen in der Politik bewerten immer nur das, was passiert ist. Wenn jemand sagt, er wolle jetzt mal alles ganz anders machen, reagie-

ren die Leute misstrauisch. Mit Sendungen verhält es sich genau so.

Neues in der Politik und Neues im Radio oder auch im Fernsehen entsteht also nur durch eine Vision, die ich noch nicht durch Meinungs- oder Medienforschung abfragen kann?

Ich kann zum Beispiel fragen, ob die Hörer mehr Musik wollen. Und wenn sie wollen, woher weiß ich dann, welche Musik sie wollen? Wenn ich sage, dass mehr Wortsendungen gemacht werden sollen, dann wissen viele nicht, was diese Sendungen enthalten sollen. Also werden Sie sich immer gegen diese Innovationen entscheiden. Kurz bevor ich vom WDR wegging, habe ich das „Abendmagazin“ noch eingeführt, mit einem Montagsinterview, das jetzt „Montalk“ heißt. In dieser Sendung sitzt ein Gast drei Stunden lang im Studio und wird befragt. Dieses Format enthält bewusst mehr Wort und weniger Musik als normal, sie ist also gegen den Trend gerichtet. Damit haben wir am Abend unseren Marktanteil sehr erhöht.

Das glaube ich sofort. Gerade am Abend.

Wenn wir die Leute gefragt hätten, ob sie mehr Wort wollen, hätte die Mehrheit „Nein“ gesagt. Man kann immer erst nach dem Angebot entscheiden. Das heißt aber nicht, dass man nach der ersten Sendung diese Entscheidung treffen kann. Wenn Sendungen abgesetzt worden wären, die mit den ersten zwei Versuchen keinen Erfolg hatten, gäbe es die beliebtesten Sendungen des Fernsehens und des Hörfunks nicht mehr.

Wenn man sich nur auf die vorhandenen Daten der empirischen Medienforschung verlassen hätte, gäbe es das „Mittagsmagazin“ nicht.

Richtig.

Die Sendezeit war unattraktiv, die Programmelemente wahrscheinlich nicht erfolgreich.

Also, nach allem, was man bis dahin wusste, hätte das „Mittagsmagazin“ nicht erfolgreich sein dürfen. Es waren aber die neue Mischung und der Aha-Effekt, die das Format attraktiv machten. Plötzlich konnten die Hörerinnen und Hörer fast mit Leuten reden, die sonst unerreichbar waren.

Chefredaktion und Politik

Herr Thoma, 1978 wurden Sie Chefredakteur beim Hörfunk des Westdeutschen Rundfunks als Nachfolger von Paul Botta. Vor Ihrer Berufung zum Chefredakteur schrieb der „Kölner Stadtanzeiger“ am 26. April 1978: „Als neuer Chefredakteur bietet sich, das ist die vorherrschende Meinung im Sender, Bottas bisheriger Stellvertreter Dieter Thoma (51) an. Thoma, lange Chef der aktuellen Hörfunksendungen und bekannt durch seine Mittagsmagazin-Moderation sowie seine Mitwirkung am

„Kölner Treff“ ist parteilos. Thoma hätte allenfalls von einer Seite Einsprüche gegen seine Berufung zum Nachfolger des der CDU angehörenden Botta zu befürchten: Die Union könnte diesen Wechsel als Einbruch in ihre Proporzansprüche auslegen.“ Wie wir heute wissen, hat der „Kölner Stadtanzeiger“ mit seiner Sorge nicht recht behalten, Sie sind Chefredakteur geworden. Aber hat die Frage Ihrer persönlichen politischen Gesinnung dabei eine Rolle gespielt?

Nicht was mich angeht. Niemand hatte mich gebeten, irgendwo einzutreten oder mich zu äußern, ob ich bestimmte Tendenzen verfolge. Aber diese Situation hat, wie mir später erzählt wurde, in Kollegenkreisen ernstes Nachdenken hervorgerufen. Es zeigte sich, dass es offenbar nicht mehr so wichtig war, einer Partei anzugehören. Das war einer der ersten Fälle, dass ein Parteiloser in dieses Amt gerufen wurde.

Sie waren nie Mitglied einer politischen Partei. Aber ich glaube, das Karl-Herrmann Flach, der stellvertretende Chefredakteur der „Frankfurter Rundschau“ und spätere FDP-Generalsekretär, Sie fast überzeugt hätte.

Mit Flach habe ich damals sehr viel geredet. Wir waren ein paar Abende zusammen und haben diskutiert. Er hat mir so imponiert, dass ich sagte: „Wenn so ein Mann in der Politik ist, dann kann man da vielleicht doch mitmachen.“

Aber Sie sind dann nicht FDP-Mitglied geworden?

Nein, ich habe es dann trotzdem nicht getan. Ich war immer der Meinung, aber das ist jetzt sehr persönlich, dass es mir leichter fällt, Journalist zu sein, wenn ich nicht auf diese Weise engagiert bin.

Eine zweite Politikerpersönlichkeit scheint Sie beeinflusst und beeindruckt zu haben, nämlich Heinz Kühn. Der war Gremienmitglied des Senders, also Respekts- und Aufsichtsperson, und ab 1966 Ministerpräsident des Landes.

Und er leistete den Nazis Widerstand.

Ja. Er war in der Emigration.

Ich war vor allem beeindruckt durch das, was an ihm noch der Journalist war. Er hatte diese Fähigkeit, frei zu reden, als hätte er es sorgfältig aufgeschrieben.

Haben Sie niemals den Eindruck gehabt, dass Heinz Kühn Gegenstände Ihrer Gespräche für seine Tätigkeit in den Gremien des WDR missbraucht hat?

Nein, ich hatte den Eindruck, dass wir das beide immer sorgfältig getrennt haben.

Herr Thoma, Sie haben mit Peter Frankenfeld Billard gespielt.

Ja.

„Fixe Idee“

Das alleine wäre rundfunkhistorisch völlig nebensächlich, doch soll dabei die Idee für eine Nonsens-Sendung entstanden sein mit dem Titel „Fixe Idee“. Diese Sendereihe lief ab Oktober 1964 im WDR-Hörfunk. In der ersten Sendung diskutierten zum Beispiel fünf so genannte Experten das Thema „Brauchen wir ein Telefon für Linkshänder?“ Gab es irgendeinen Hintersinn hinter dieser Sendereihe?

Nein, das war der Einfluss des anglo-amerikanischen Humors, der damals nach dem Kriege neu war. Damals entdeckten wir Autoren wie James Thurber und andere.

In der zweiten Sendung mit Peter Frankenfeld als Beteiligtem fragten Sie ihn, ob man Gewitter modernisieren könne und Peter Frankenfeld brachte ernsthaft das Problem auf, ob es Unzucht mit Gewittern geben könne. Sie diskutierten auch die wichtige Frage: „Wie kann man Weihnachten im Auto feiern?“ Wollten Sie mit dieser Form, in der Sie Unsinnsthemen auf einer Expertenebene diskutierten, auch etwas entlarven, was im Alltag ständig stattfindet?

Ja, natürlich. Nämlich Worthülsen. Und Pathos. Im wesentlichen war es aber Spaß am Nonsens. Leider haben wir eine wesentliche Frage, die noch auf der Liste stand, nicht mehr diskutieren können. Es handelte sich um die Frage „Wie weit kann man im Liegewagen gehen?“

Das Ende dieser Nonsensgespräche kam relativ plötzlich. Es war so, dass Sie Redakteur der Abteilung Politik waren und man konnte sich nicht so richtig vorstellen, dass Sie auch für eine andere Abteilung des WDR, nämlich für die Unterhaltungsabteilung, arbeiteten. Da stellt sich doch schlicht die Frage, warum eigentlich nicht?

Ja, die habe ich mir auch gestellt. Ich halte die Aussage auch für ein Hilfsargument. In jeder Sendung, die über Jahre läuft, gibt es irgendwann Friktionen und die Frage des Redakteurs, wer das eigentlich verwaltet. Mitarbeiter fragten manchmal über die Redaktionsgrenzen hinweg, ob sie hier oder da helfen könnten. Später tauchte dann die Frage auf, was eigentlich einer aus der Politik in der Unterhaltung macht. So entstehen die merkwürdigsten Situationen. Als ich nach Werner Höfer den „Frühschoppen“ übernahm, den wir dann „Presseclub“ nannten, überlegten wir arglos, ob wir aus der Hörfunksendung, die ins Fernsehen übernommen wurde, eine Fernsehsendung machen, die auch im Hörfunk übernommen wird. Diese Entscheidung hatte aber weitreichende Folgen, weil die Sendung dann plötzlich auf das Kontingent des WDR im ARD-Fernsehen angerechnet wurde.

Plötzlich war sie im ARD-Schlüssel enthalten.

Und nun mussten die anderen Sender beteiligt werden.

Ach, so ist die alternierende Moderation mit Fuchs zustande gekommen, weil die Fernsehsendung keine reine WDR-Angelegenheit mehr war?

Nee, nee. Solange es eine Hörfunksendung war, die das Fernsehen übernahm, war das kein Problem.

Herr Thoma, wir haben schon im Zusammenhang mit dem „Mittagsmagazin“ gesehen, dass Sie über Strategien nachgedacht haben, Politik an Menschen zu vermitteln, die sich zunächst einmal nicht dafür interessieren. Sie haben also unterhaltsame Formen zur Politikvermittlung ausprobiert und weiterentwickelt. War es für Sie eigentlich zwangsläufig, dass Sie sich dann auch für die neue Fernsehform „Talkshow“ interessiert haben?

Nein. Ich muss da auch sagen, dass das gar nicht mein Verdienst war. Ich habe mich nicht darum gekümmert, sondern es war Hans-Joachim Hüttenrauch, ein ungeheuer begabter und ein sympathischer Unterhaltungsredakteur. Er hatte die Idee, diese in Amerika schon aufkommende Form hier in Deutschland einzuführen. Er schlug Biolek vor, im „Kölner Senftöpfchen“, einer Kleinkunsthöhle, eine Talkshow zu machen.

Der war aber noch keine bekannte Medienperson?

Nein, den kannte man nur intern. Außerdem gab es diesen Thoma, der mit der „Fixen Idee“ Nonsense produzierte. Hüttenrauch fand, dass wir beide zusammen eine Talkshow machen sollten, obwohl Biolek und ich uns gar nicht kannten. Doch wir besprachen die Idee und hatten Spaß an ihr, versuchten tatsächlich eine Sendung auf die Beine zu stellen und hatten damit auch Erfolg.

War die Radio-Bremen-Sendung „III nach neun“ ein Vorbild, oder war das etwas, was Sie sahen und sich fragten, wie man sich davon abgrenzen könne?

Wir wollten schon eine eigene Form haben, ja. Wir wollten zwei Elemente kombinieren: Musik und Auftritte von jemandem, der nebenan wohnen kann, also der nicht prominent ist sondern einen ganz normalen Beruf hat und darüber Interessantes erzählen kann.

„Kölner Treff“

Es ist kaum möglich, jetzt alle Gäste aufzuzählen. Um zu zeigen, wie bunt die Mischung war, nenne ich einige Namen: Hermann Höcherl, Politiker der CSU, Gerd Fröbe, Schauspieler, Peter Ustinov, Schauspieler, Heinz Kühn, Ministerpräsident, Franz Josef Strauss, Politiker, Rainer Werner Fassbinder, Filmemacher, Arnim Mueller-Stahl, Schauspieler, Lilli Palmer. Sie haben aber eben auch unbekannte, einfache Menschen vorgestellt, einer war zum Beispiel der Hausmeister Riesmeier,

der sich über die Farbe der Wäsche von Kaiserin Soraya auskannte. Sie hatten auch die Playmate des Monats aus dem Playboy in der Sendung und, das finde ich besonders bemerkenswert, den Hund Heinrich aus der Unterhaltungsserie „Klimbim“. Sie haben sich auch nicht gescheut, einen großen braunen Bären in die Talkshow zu holen, der Ihnen das Bier austrinken wollte. Was war das Konzept dahinter? Oder gab es kein Konzept?

Die Idee war, eine gute Unterhaltungssendung zu machen, in der die Gespräche nicht flach sind. Die Möglichkeit zu bieten, von Leuten etwas zu erfahren. Also, bei den Politikern Wehner und Strauß mal hinter die Kulissen zu gucken, zu erfahren, was sie in Interviews sonst nicht sagen. Als wir Herbert Wehner zum Beispiel in der Sendung hatten, riefen die Leute wie wild an und sagten: „So haben wir Herbert Wehner noch nie erlebt.“ Das sagte ich ihm. Er war sehr gerührt und antwortete: „Herr Thoma, ich habe auch noch nie so eine Chance gehabt.“

Sie hatten Wehner 25 Minuten in Ihrer Sendung und haben es geschafft – man kann es nachlesen – die Person hinter dem Politiker deutlich werden zu lassen.

Genau das war das Ziel, das wir allerdings nicht immer erreichten. Zu meinem Erstaunen stellte sich zum Beispiel heraus, dass Hermann Höcherl, der stets schlagfertig und brillant war, in der Sendung vor lauter Aufregung nur Ja und Nein herausbrachte. Gerd Fröbe war ungeheuer nervös – ich musste ihn erst dazu bringen, gut zu sein, indem ich ihn auf eine Geschichte aufmerksam machte, von der ich wusste, dass er sie gut erzählen konnte.



Thoma und Alfred Biolek beim „Kölner Treff“ 1977

Dr. Alfred Biolek, promovierter Jurist, machte zunächst Kabarett, dann den „Kölner Treff“ und startete nach seinem Abschied von dieser Sendung im Jahre 1980 „Bios Bahnhof“. Das war der Beginn seiner großen Karriere in der ARD. Sie bekamen dann neue Moderationspartner im „Kölner Treff“, es folgten Elke Heidenreich und Armin

Halle. Aber die Qualität des Gespanns Thoma/Biolek haben Sie nicht wieder erreicht?

Nein. Die Kombination von Biolek und Thoma war eben ein glücklicher Zufall. Wir sind beide so verschieden, wodurch sich ein Gegensatz ergab, der an sich komisch war. Und aus dieser Verschiedenheit heraus haben wir die Show entwickelt, dass wir uns ständig gegenseitig anpflaumten.

Waren die Texte vorbereitet?

Die Texte waren vorbereitet, ja. Frei nach dem alten amerikanischen Satz: „Man muss nichts so gut vorbereiten, wie das, was man improvisiert“.

Aber es gab keine Ghostwriter, die Ihnen Texte vorformuliert haben?

Nein, die gab es noch nicht.

Steckte hinter dem „Kölner Treff“ eine größere redaktionelle Mannschaft?

Nein. Am Anfang waren das im wesentlichen nur zwei Leute. Wir waren die Beteiligten und setzen uns vor den Sendungen zusammen und überlegten, was wir machen wollten. Die Moderatoren wurden also mit in die Redaktion einbezogen.

Würden Sie sagen, dass Elke Heidenreich und Armin Halle Ihrem menschlichen Typus zu nahe waren?

Elke Heidenreich war ein Gegensatz zu mir, weil ja schon Mann und Frau einen Gegensatz bilden. Die Kombination war eigentlich ganz gut. Armin Halle war mir allerdings zu ähnlich. Wir haben uns gut verstanden, aber in den Dialogen, die wir entwarfen, entstand einfach keine Spannung.



Elke Heidenreich und Thoma 1980

„III nach neun“ gibt es immer noch. Der „Kölner Treff“ lief bis zum Dezember 1982. Im Dezember 1982 ging die 94. und letzte Sendung über den Sender. Wenn die „Süddeutsche Zeitung“ Sie richtig zitiert hat, sollen Sie zum Ende dieser Talkshow gesagt haben: „Die Sendung war auf dem besten Wege einfach zu versickern.“ Was Sie damit meinten, haben Sie dann auch gleich nachgeschoben:

„Wir wurden an unseren früheren Glanzpunkten gemessen.“ Und Sie sollen dann auch noch gesagt haben, dass Sie ein bisschen resigniert sind, weil immer mehr Showelemente in die Sendung kommen, die Politiker unter den Talkgästen weniger und Dialoge über 26 Minuten wie zum Beispiel der mit Herbert Wehner kaum mehr möglich seien. War das so?

Ja, das war so. Es gibt eine verhängnisvolle Entwicklung, die nicht nur unsere Sendung betraf: Die Sender betrachten erfolgreiche Sendungen oft als Selbstläufer und kürzten die Investitionen. Und mit Investitionen meine ich jetzt nicht nur die finanziellen, sondern auch die redaktionellen, also geistige Investitionen im Allgemeinen. Eigentlich sollte man den Etat einer erfolgreichen Sendung aufstocken und die Zahl der Redakteure erhöhen, damit sie erfolgreich bleiben kann. Schließlich werden die Sendungen immer an ihren Höhepunkten gemessen. Wenn wir zum Beispiel eine Blumenfrau hatten, die also so lustig und spontan war, dass die Leute auf dem Fußboden lagen vor Lachen, dann wurde ich immer wieder gefragt, warum wir so einen Gast nicht wieder einluden.

So einen Gast muss man erst einmal finden.

Genau. Und wir wussten ja auch vorher nicht, dass sie so gut sein würde. Beim „Kölner Treff“ war es dann jedenfalls so, dass die Redaktion immer jünger wurde und wir immer älter. Die Moderatoren kannten die Leute, die eingeladen wurden, gar nicht mehr. Und umgekehrt kannte die Redaktion die Leute nicht mehr, die wir haben wollten.

Hatten Sie den Eindruck, dass der Marktanteil der Sendung noch einmal gesteigert werden sollte und deswegen weniger Politik hinein genommen wurde. Waren Sie deshalb der Meinung, das muss man abschaffen?

Nein, nicht so direkt. Und doch lief der Trend eben gegen uns. Politiker waren nicht mehr so gefragt. Und damit fehlte für mich, der ich Jahre Chefredakteur der Politik im Hause WDR war, ein wesentlicher Impuls. Vielleicht sogar eine Art Alibi. Es blieb ja immer noch die Frage, ob ein politischer Chefredakteur in einer Unterhaltungssendung auftreten sollte.

Der Einfluss des Rundfunkrats

Herr Thoma, spielte beim Ende des „Kölner Treffs“ auch der Rundfunkrat des Westdeutschen Rundfunks eine Rolle?

Nein. Der Rundfunkrat hat sich, soviel ich weiß, zweimal mit der Sendung beschäftigt. Einmal als Wolf Biermann den Bundespräsidenten Carl Karstens einen Nazi genannt hatte. Im Rundfunkrat wurde dann die Frage diskutiert, ob ich angemessen reagiert hätte.

Wie haben Sie reagiert?

Ich sagte damals, dass ich es mit Voltaire hielte. Der pflegte nämlich zu sagen: „Ich bin nicht Ihrer Meinung, aber ich lasse mich dafür totschiagen, dass Sie sie sagen dürfen.“

Und das war ausreichend für den Rundfunkrat?

Nach langer Diskussion haben sie es schließlich für ausreichend gehalten. Ein zweites Mal griff der Rundfunkrat ein, nachdem wir uns einen Gag geleistet hatten: Tim Leonhard war ein Elvis-Double und sein Auftritt in unserer Sendung war ein Riesenerfolg. Im Zuge dessen verkleidete ich mich bei einer späteren Sendung als Elvis Presley, ich trat auf die Bühne und machte eine Ansage mit Gitarre und Elvis-Kopf. Ich redete ganz normal und ging nach der Moderation wieder raus. Das war ein großer Lacher. Später wurde wieder einmal die Frage erörtert, ob ein politischer Chefredakteur sich zu solchen Dingen hergeben dürfe.

Kann also ein Chefredakteur, der solche Sendungen moderiert, noch den Außenminister interviewen?

Ja. Ich vertrat den Standpunkt, dass das eigentlich der Außenminister wissen müsse. Wenn er es nicht für unter seiner Würde hält, mit mir zu reden, dann sollten wir vom Rundfunk diese Hemmungen nicht wecken.

Steckt dahinter die Missachtung des Erfolges der Unterhaltungssendung?

Die Missachtung des Erfolges wohl nicht, aber die starke Neigung der Deutschen, in Kästchen zu denken. Also, ich behauptete mal, dass so eine Figur wie Leonhard Bernstein in der Musik bei uns sicher sehr schwer denkbar wäre. Beruhend auf der Tatsache, dass er leichte Musik macht und gleichzeitig Generalmusikdirektor wäre. In Deutschland scheint man sich entscheiden zu müssen: entweder ernst oder lustig. Dass beides aber geht, haben Leute wie Peter Ustinov bewiesen, aber das ist in Deutschland schwer.

Man wird in ein bestimmtes Kästchen gepackt ...

...und in dem hat man eine gewisse Bewegungsfreiheit, darf aber über Grenzen nicht hinausgehen.

Raum für Doppelbegabungen?

Heißt das denn, dass in dieser Gesellschaft oder in diesem Rundfunksystem immer noch solche Doppelbegabungen, wie Sie eine sind – der politisch seriöse Journalist auf der einen Seite und der Kabarettist auf der anderen – sich irgendwann für das eine oder andere entscheiden müssen?

Ja, es ist wohl in der Gesellschaft noch so angelegt. Wir Deutschen haben da nicht die Leichtigkeit, die die Franzosen schon eher haben und die Amerikaner natürlich ganz und gar.

Aber das ist doch Verzicht auf eine Chance, Vermittlungsstrategien auszuprobieren, die über das unmittelbare Feld des seriösen Journalismus hinausgehen.

Das ist richtig. Also, ich habe immer versucht, über die unmittelbaren Grenzen des Journalismus hinaus zu kommen. Deswegen führte ich Nonsens-Gespräche.

Sie sind also ein Beleg für die Möglichkeiten, die in diesen Versuchen stecken.

Ich bin auch der Meinung, dass Journalismus ohne Entertainment gar nicht geht. Er kann nicht auf die Überlegung verzichten, wie etwas interessant und wichtig gemacht werden kann. Wie verkaufe ich die Inhalte, wobei ich verkaufen hier für eine schlechte Vokabel halte. Wie vermittele ich Inhalte so, dass Leute, die sich a priori nicht dafür interessieren, interessiert werden? Das ist doch Journalismus.

„Internationaler Frühschoppen“

Im Dezember 1987 entscheidet der WDR, den „Internationalen Frühschoppen“, eine Sendung, die mit 1.874 Folgen fast 36 Jahre zunächst im Hörfunk des NWDR, dann auch zusätzlich im Fernsehen der ARD zu sehen war, einzustellen. Wir wollen nicht auf Einzelheiten eingehen, aber Anlass dafür waren Vorwürfe, die der „Spiegel“ gegen den langjährigen Moderator der Reihe, Werner Höfer, formulierte. Das Material gegen ihn war seit langem auf dem Markt, aber in dieser Situation kündigte Werner Höfer an, dass er den „Frühschoppen“ nicht mehr moderieren werde. Jetzt stand der Sender vor der Frage, sofort mit einer veränderten Konzeption und veränderten Moderatoren weiter zu machen, oder die Sendereihe einzustellen. Sie waren als Chefredakteur für die Sendung verantwortlich.

Ja, es gab eine Krisensitzung bei Friedrich Nowotny, dem damaligen Intendanten des WDR. Da wurde dann entschieden, dass die Sendung am nächsten Sonntag weitergehen solle. Aber es wurde ein neuer Titel gefunden, nämlich „Presseclub“, weil der „Internationale Frühschoppen“ Höfers Eigentum war, wenn man so will.

Jedenfalls waren die Rechtsverhältnisse unklar und man wollte eventuellen Streitigkeiten gleich aus dem Weg gehen. Um eine schnelle Lösung zu finden, schlug jemand vor, ich weiß nicht mehr, ob es Nowotny war, dass die beiden Chefredakteure von Fernsehen und Hörfunk gemeinsam und abwechselnd die Sendung übernehmen sollten.

Hier machten Sie auch wieder ohne Umwege und ohne Schnörkel den Versuch, Politik zu erklären.

Ja, das habe ich auch gern gemacht. Ich dachte auch, dass bei all der Routine, die ich inzwischen erworben hatte, eine Kamera oder Mikrofon mich nicht mehr unsicher machen würde. In der ersten Sendung aber, für die ich mich innerhalb von fünf Tagen fit gemacht hatte, als ich also auf Höfers Platz saß, stellte ich überraschend fest, dass ich doch eine wackelige Stimme hatte.



Logo „Internationaler Frührschoppen“

Da hatten Sie Lampenfieber?

Ich hatte etwas Lampenfieber, ja.

Das glaube ich. Höfer hat diese Sendereihe immer moderiert. Einmal saß er wegen der Schneekatastrophe auf Sylt fest und moderierte den „Frührschoppen“ über die Telefonleitung, weil er niemand anders an seinen Platz lassen wollte.

Ja, er nahm kaum Urlaub.

36 Jahre keinen Urlaub. Ja, das ist auch spannend! Die Übernahme der Sendung durch Sie war also zunächst nur als Notlösung gedacht. Diese „Notlösung“ dauerte dann fünf Jahre.

Ja, zunächst war es nur als Übergang gedacht. Aber dieser Übergang bewährte sich dann und die Einschaltquoten waren nach wie vor gut. Die Resonanz war gut. Und somit gab es keinen Grund, etwas zu ändern.

Sie haben dann auch Lob vom Programmbeirat des Deutschen Fernsehens bekommen. Gab es dafür einen Anlass?

Nein. Ist mir jedenfalls nicht bekannt. Ich nehme an, das Lob galt der Gesamtleistung.

Wahrscheinlich. Betrachtet man die Geschichte des „Frührschoppens“, war das schon in den fünfziger Jahren im NWDR auch von Höfer der Versuch, über diese Konstruktion Auslandsthemen in die Debatte zu bringen, oder den Blick auf unsere Republik vom Ausland her zu fördern. Das war die Öffnung zur Welt?

Ja.

Haben Sie das Konzept auch so gesehen?

Damals war Deutschland und die Welt noch ein großes Problem, als Höfer anging. Insofern war das eine geniale Idee, diese Sendung zu machen. Als wir sie übernahmen, haben wir von dem Konzept sechs Journalisten aus fünf Ländern Abstand genommen. Wir nahmen also, wenn zum Beispiel Frankreich dran war, zwei aus Frankreich und vier Deutsche.

Sie haben diese starre Regel durchbrochen.

Ja, es wurde auch nicht mehr nur Wein getrunken, sondern mehr Wasser... Nein, es gab im Prinzip kein neues Konzept. Wir haben halt über das, was wichtig war und was die Leute interessierte, geredet.

Regionalisierung

Herr Thoma, Ihr Name ist auch verbunden mit der verstärkten Regionalisierung der Berichterstattung in Hörfunk und Fernsehen. Die WAZ überschreibt einen Artikel am 22. August 1981 mit der Überschrift „WDR will in die Provinz“. Sie waren Leiter der Projektgruppe Regionalisierung/Dezentralisierung, die im Auftrag des Intendanten ein 120 Seiten langes Planungspapier für eine verstärkte regionale Berichterstattung vorgelegt hatte. In der Unterzeile titelte die WAZ: „Politiker aller Parteien kündigen Widerstand gegen Regionalisierungspläne an.“ Wenn man die Forderungen des Papiers, das da unter Ihrer Stabführung entstanden ist, liest, kann man sagen, dass fast alles verwirklicht worden ist und es heute selbstverständlich ist, dass auch die öffentlichen Anstalten in Hörfunk und Fernsehen für die Regionen berichten. Was war an diesen Plänen der 1980er Jahre so anstößig, dass zunächst die Politik äußerst skeptisch war?

Ja, da gab es schon den Blick auf das private Fernsehen und den Widerstand der Verleger. Es war auch so, dass das „Mittagsmagazin“ bei den Zeitungen tiefes Misstrauen hervorrief, weil die immer glaubten, wir nähmen ihnen Leser weg. Bis die WAZ, damals noch unter Siegfried Maruhn als Chefredakteur, eigentlich einen befreienden Satz sagte. Der Maruhn sagte, dass es genau andersrum sei: Themen, die im „Mittagsmagazin“ sind, müssen auch in unserer Zeitung vorkommen. Schließlich wollen die Leute das, was sie im „Mittagsmagazin“ interessiert hat, gern noch mal nachlesen – das kann das flüchtige Medium Radio bekanntlich nicht leisten. Wenn die Menschen einmal Interesse bekommen, dann wollen sie mehr. Und so war das dann bei der Regionalisierung auch.

Die Pläne für die Regionalisierung begannen also bevor die kommerziellen Stationen sendeten. Die Sorge der Verleger gegen die Regionalisierung waren nicht ausgeräumt.

Ja, mindestens erwartete man aber Einbrüche in das Grundgeschäft der Verleger. Sie glaubten, dass die Lokalteile leiden könnten, wenn wir weiter unsere Berichterstattung auf Regionen ausdehnten. Heute mit dem so genannten Metropolenfernsehen, dem Stadtfernsehen, ist es in Teilen ja auch so. Aber damals haben die Zeitungen eigentlich nicht unter dem Regionalfernsehen gelitten. Es hat sich gezeigt, dass es sich nicht um Konkurrenz handelt, sondern um einen Wettbewerb, bei dem beide existieren können. Einer meiner Wünsche wurde allerdings nicht durchgesetzt: Ich wollte weniger große Funkhäuser im Lande haben, wollte mehr mit Übertragungswagen im Lande unterwegs sein. Es sollten keine neuen Zentralen geschaffen werden, sondern mehr mobiles Radio gemacht werden. Ich wollte, dass das Radio zum Hörer kommt.

Wenn Sie das von heute aus betrachten, ist das, was Sie damals mit anderen auf 120 Seiten zu Papier gebracht haben, verwirklicht worden?

Ja, wie gesagt, in großen Teilen. Eben mit Ausnahme der Tatsache, dass eben in Dortmund ein Riesenfunkhaus gebaut wurde, was nach meiner Meinung etwas kleiner hätte ausfallen können. Dafür hätten ein paar Übertragungswagen mehr angeschafft werden können.

Aber Sie werden doch als Chefredakteur und als Westfale, wenn ich das sagen darf, auch mitbekommen haben, dass die Frage, ob der WDR die Hörer aus Köln optimal versorge, zumindest bei einigen Menschen in Westfalen auch schon gestellt wurde?

Ja, das hat mich in meiner gesamten Amtszeit begleitet. Und da konnte ich immer nur darauf hinweisen, wie viele Münsteraner oder Westfalen im WDR an leitender Stelle sitzen.

Aber die Frage wurde schon bei der Diskussion über den Nordwestdeutschen Rundfunk geführt. Versorgt der Nordwestdeutsche Rundfunk mit Hauptsitz in Hamburg das Rheinland optimal, hieß es damals. Die Fragestellung war also nicht neu?

Nein. Aber der Karneval im WDR wird auch jetzt noch von einem Westfalen gemacht.

Das finde ich ermutigend.

Ja.

Popularität

Herr Thoma, ich frage nicht allgemein, sondern bezogen auf Ihre Person: Verändert die Popularität, die man durch Hörfunk- und besonders durch Fernsehpräsenz bekommt den Menschen?

Ja, sehr. Also, ich habe früher große Angst davor gehabt und mich sehr bemüht, nicht zu unterliegen. Ich kann nur hoffen, dass es mir gelungen ist. Aber ich habe wirklich gute Freunde verloren, die sich

durch die Popularität im Fernsehen so verändert haben, dass der Umgang mit ihnen sehr schwierig wurde.

Haben Sie sich verändert?

Wahrscheinlich auch, aber ich hoffe, nicht so sehr, dass meine Freunde mich meiden. Ich kenne jedenfalls keinen, der das tut.

Wie merkt man das, was da mit einem vorgeht, dass man plötzlich anders gesehen wird?

Man merkt es an der Selbsteinschätzung. Es tritt dieses Missverhältnis zwischen Popularität und Bedeutung ein. Will sagen das, was ich im Fernsehen sage, ist ja nicht wichtiger als das, was ich in der Zeitung schreibe oder was ich jetzt hier sage.

Die Bedeutung liegt nicht in der Aussage selber, sondern eher in ihrer massenhaften Verbreitung.

Ja, wenn viele zuhören scheint die Bedeutung zu steigen. Aber das gesamte Publikum ist nicht meinetwegen gekommen, sondern es ist da, weil das Medium so viele Zuhörer und Zuschauer hat.

Es ist also eine geliehene Bedeutung.

Ja. Und damit sind viele nicht fertig geworden. Ich glaube, das Fernsehen verdirbt Menschen. Ich erlebte das mit jemandem, der nun also bekannt war. Wir gingen in ein Lokal und an fast allen Tischen wurden die Leute aufmerksam und sagten: „Guck mal!“ Nur an zwei Tischen unterhielten die Leute sich weiter, sie hatten nichts gemerkt, guckten nicht hoch. Der Betreffende blieb dort so lange stehen, bis sie ihn erkannten. Ich habe Leute erlebt, mit denen ich durch die Hohe Straße ging, die eigentlich immer nur rechts und links registrierten, ob sie auch erkannt wurden. Ich schrieb mal für ein Radiobuch, was sogar noch auf dem Markt ist, einen Beitrag der damit schließt: „Ein Journalist, der anfängt zu glauben, er sei gut, hat den ersten Schritt zu seinem Niedergang getan.“ Wenn man sich selber für so wichtig hält, nur weil man im Fernsehen auftritt ... Für manche sollte die Erkenntnis heilsam sein, dass die Einschaltquoten nach Programmschluss, den es ja früher noch gab, auch immer noch sehr hoch waren. Das waren all die Leute, die eingeschlafen waren, während das Programm lief.

Ist Peter Kottmann ein exemplarischer Fall? Ein Beispiel für das, was Sie meinen?

Ja, das ist ein tragisches Beispiel. Peter Kottmann war der erste Unterhaltungschef des WDR, aber auch schon im NWDR als Unterhaltungsmann tätig. Eine Karriere, wie sie nur in jener Zeit möglich war. Irgendwann kam er durch Köln, stieg auf dem Bahnhof aus, traf einen Bekannten, der ihn fragte, ob er nicht ein paar Texte schreiben wolle. Das tat Kottmann dann und so wurde er der jüngste Unterhaltungschef, den es gab. Er wurde so eine

Art Unterhaltungspapst der Bundesrepublik. Und er kündigte, als Hanns Hartmann als WDR-Intendant nicht wieder gewählt wurde.



Hanns Hartmann 1954

Das muss 1960 gewesen sein, als die CDU, die damals hier noch die Mehrheitspartei in Nordrhein-Westfalen war, einen Intendanten ihrer Wahl durchsetzen wollte.

Ja. Und er dachte, so kam es mir jedenfalls vor, dass der WDR seine Kündigung nie zulassen würde. Er schien ja der ganz große Macher zu sein, ohne den nichts ging. Er war auch ein genialer Mensch, aber er hat es wohl falsch angepackt, denn er hatte das alles auch öffentlich gemacht. Höfer war der andere, der gekündigt hatte.

Ja, aber Höfer hat im Gegensatz zu Kottmann noch die Moderation des „Frühschoppens“ behalten.

Ja, Höfer hielt den Fuß drin. Außerdem hatte er auch schon ein Angebot bei einer Illustrierten als Chef. Und Kottmann ging also raus und wir redeten noch mal mit ihm, da sagte er: „Na, jetzt werde ich wieder Sendungen machen.“ Allerdings unterschätzte er die Abneigung, die er sich inzwischen bei den anderen Unterhaltungschefs erworben hatte.

Hat er nicht bemerkt, dass das, was ihm an Zuneigung zufluss, was er als Bedeutung darstellte, mehr in seinem Amt, in seiner Funktion, in seiner Macht lag, Geld und Popularität zu verteilen, als in seiner Substanz? Das ist vielleicht eine rhetorische Frage.

Er hat es sicher falsch eingeschätzt. Er hat gedacht, glaube ich, dass er das Unterhaltungsgewerbe so

gut kenne, dass er überall mitmachen könne. Aber die ließen ihn nicht. Das dauerte dann zwei Jahre, er trat dann gelegentlich noch bei „Was bin ich?“ auf. Sein Freund Guido Baumann hatte ihn da gelegentlich noch untergebracht. Dann wurde er Nacht-taxifahrer in München und dann hat er sich umgebracht. 42 Jahre ist er alt geworden. Als ich zum Sender kam, war er also der große Mann der Unterhaltung in der Bundesrepublik. Geliebte Popularität, die man über ein Medium bekommt, geht auch ganz schnell verloren oder kann in das Gegenteil umschlagen. Wie Herbert Riehl-Heyse von der „Süddeutschen Zeitung“ das Geschick der Journalisten beschrieb: Erst wird jemand aufgebaut und dann abgeschossen. Auch das Radio oder Fernsehen baut jemanden auf, aber dann kommt er natürlich auch in die Schusslinie.

Ja, das kann man auch bei den Boulevardblättern sehen. Stars werden manchmal geradezu herbei geschrieben, wenn es der Auflage nützt und dann auch, wenn es der Auflage nützt, gnadenlos demonstriert.

Ja, das liegt schon in der Wortwahl. Jeder, der mal einen Mülleimer durch die „Lindenstraße“ getragen hat, ist dann ein Fernsehstar. Wer also wirklich ein Star ist, ist ein Megastar oder ein Superstar oder ein Super-Mega-Star.

Von galaktischer Bedeutung.

Ganz neue Wörter werden erfunden.

Herr Thoma, Sie haben zu Ihrer Verabschiedung im Jahre 1992 eine Rede gehalten. Sie sagten: „Ich werde kein Vermächtnis ausbreiten bei dieser Gelegenheit. Macchiavelli auf dem Sterbebett, bedrängt doch nun endlich dem Teufel abzuschwören, antwortete: ‚Werde ich mir denn bei dieser Gelegenheit neue Feinde machen?‘ Vermächtnisse nützen sowieso nichts mehr, egal, was ich jetzt sagen könnte.“ Ich glaube Ihnen nicht, ich glaube, Sie hatten schon etwas zu sagen, was Ihnen wichtig ist, aber Sie haben nicht geglaubt, dass es eine Wirkung hat?

Ja, das mag schon sein, ja.

Gibt es ein Deutschland ohne öffentlich-rechtlichen Rundfunk?

Sie formulieren das dann auch indirekt: „Wenn ich wünschte, die Suche nach Werbeeinnahmen sollte nicht so intensiv betrieben werden, dass wir möglicherweise den Boden bröckeln lassen, auf dem wir bisher öffentlich-rechtlich sicher gestanden haben, es klingt vielleicht alles schön, es bedeutet aber nichts mehr, es ist fürs Poesiealbum.“ Sie haben selbst als Leiter des „Mittagsmagazins“ des WDR immer darauf bestanden, dass es mit einer bunten Meldung eröffnet wird, weil Sie auch unterhaltsam sein wollten. Und Sie wussten, dass Sie in einer

Konkurrenzsituation waren. Also, zum Schluss muss ich meine Was-wäre-wenn-Frage stellen: Was wäre, wenn es diesen öffentlich-rechtlichen Rundfunk nicht gäbe?

Wüste.

Ja, das müssen Sie ein bisschen erläutern.

Nein, ich bin nach wie vor ein überzeugter Anhänger des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. In Mainz bei den Tagen der Fernsehkritik, hat mal ein kluger Mensch gesagt: „Fernsehen ist der einzige Bereich, der durch Konkurrenz schlechter geworden ist.“ Hier wird das Niveau gesenkt, um höhere Quoten zu kriegen. Die Tatsache, dass die Zeiten, als Toscanini in Amerika ein Rundfunkorchester dirigierte, lange vorbei sind, dass es solche Orchester hier aber noch gibt, halte ich für einen Wert. Ich glaube, dass bestimmte Dinge, wie Kammermusik zum Beispiel, gar nicht mehr nennenswert da wären, wenn es die Rundfunkanstalten nicht gäbe. Nehmen wir Autoren, die Gabriele Wohmann zum Beispiel, die haben gesagt: „Ohne die Rundfunkanstalten hätte ich kein einziges Buch geschrieben.“

Ja gut. Also, die deutsche Nachkriegsliteratur ist ohne die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten nicht denkbar. Aber gilt das noch für die Jetztzeit?

Ich denke ja, weil viele Autoren wirklich gar nicht leben könnten, ohne dass der Rundfunk, das Radio im wesentlichen, ihnen die Honorare für Sendungen bezahlt, die dann nur von 1 Prozent gehört werden. Aber 1 Prozent sind, glaube ich, 65.000 Hörerinnen und Hörer in Nordrhein-Westfalen. Ein Fußballstadion mit 65.000 Menschen ist schon wieder eine große Menge. Diese Zahlen sind ja relativ, man kann das nicht in Prozenten ausdrücken, man muss die Zahlen absolut sehen. Ein Buch, das 65.000 Mal verkauft wird, ist schon fast ein Bestseller. Also, man muss das anders sehen. Mir ist ganz wichtig, dass durch den öffentlich-rechtlichen Rundfunk eine Konkurrenz zu den Privaten mit ernsthaften und seriösen Angeboten noch aufrechterhalten wird. Und es gibt eine Entwicklung, die zeigt, dass wenn die Zeiten schwierig werden, wenn die Leute Angst haben, wenn Krisen auftreten, eine Rückkehr zu den öffentlich-rechtlichen Anstalten stattfindet, weil man sie für glaubwürdiger hält. Ich glaube, wenn es uns gelingt, diese Glaubwürdigkeit zu erhalten, dann hat der öffentlich-rechtliche Rundfunk den Beweis seiner Überlebensfähigkeit und seiner Notwendigkeit erbracht.

Dieses Modell des öffentlich-rechtlichen Rundfunks und das, was Sie jetzt Glaubwürdigkeit nennen, also die Maßstäbe des journalistischen Arbeitens: seriös, gut recherchiert, verlässlich in der Berichterstattung, das haben wir doch nach 1945 gelernt. Das haben wir in diesem Sendegebiet hier von der

BBC gelernt, das war das Vorbild für den Nordwestdeutschen Rundfunk, das galt aber sicher für die anderen Sender auch. Ist das etwas, was man unbedingt bewahren muss? Ist das der Kernbestand?

Ich meine ja. Ich weiß natürlich nicht, was nun alles noch verloren geht, weil die Maßstäbe ja geändert werden. Wir hatten einen Menschen, der für die Beilage der „Süddeutschen Zeitung“ erfundene Interviews lieferte und sich anschließend nicht entschuldigte, sondern sagte: „Das ist der Journalismus der Zukunft, dass ich mir vorstelle, was jemand gesagt haben könnte. Und wenn der jemand nichts dagegen hat und sich nicht selber beschwert, dann muss es auch so gelten können.“ Ich denke, da kommt was ins Rutschen. Ebenso wenn ich mir angucke, was bei den Comedies läuft. Aber ich hoffe immer noch, dass es eine Wellenbewegung ist, dass bestimmte seriöse Formen, wie sie im wesentlichen im öffentlich-rechtlichen Sender noch erhalten sind, dass eben die bestehen bleiben, überleben und auch wieder Vorbild werden.

Na, so schlecht ist die Bilanz des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in der Konkurrenz mit den Privaten nicht. Das gilt für Hörfunk und Fernsehen. Sie haben an dem Regionalisierungskonzept des WDR mitgearbeitet. Die dritten Fernsehprogramme der ARD sind weit mehr regionale Programme, als sie es vor zwanzig Jahren waren. Ist das auch eine Strategie, sich in der Konkurrenz zu behaupten?

Ja sicher. Denn je näher die Berichterstattung am Hörer ist, desto erfolgreicher ist es meistens. Der Autounfall, der zwei Strassen weiter passiert, interessiert mich eben mehr, als der in Stuttgart. Und passiert er in der Türkei, nehme ich ihn gar nicht mehr wahr. Das wird immer eine Rolle spielen. Aber für ganz wichtig halte ich eben doch die Verlässlichkeit, von der ich hoffe, dass sie erhalten bleibt. Zu meiner Zeit war es in den Nachrichten noch geregelt, dass zum Beispiel eine Todesnachricht erst dann gebracht werden durfte, wenn drei Agenturen sie bestätigt hatten. Es war nämlich einmal vorgekommen, dass wir einen Präsidenten tot gemeldet haben, der noch lebte.

Haben Sie nicht auch im „Mittagsmagazin“ Adenauer durch eine merkwürdige Programmgestaltung frühzeitig ableben lassen?

Ja und nein. Wir ließen ihn nicht ableben, aber taten alles, um es den Leuten zu suggerieren. Wir haben es aber nicht gemeldet.

Aber Sie haben die Musikfarbe unterbrochen ...

Ja, da hatten wir eine traurige Nachricht aus Rhöndorf und haben die Musik runtergezogen. Das war allerdings ein Missverständnis und dann nach einer Weile haben wir die Musik wieder hochgefahren.

Und das hat dann eine Lawine ausgelöst, nicht?

Das hat eine Lawine ausgelöst, ja. Das war in der Traurigkeit eine sehr heitere Geschichte, weil die Ankündigung einer traurigen Meldung mit dem Runterziehen der Musik, mit dem Largo von Händel und so, dazu führte, dass ein, ich glaube es war der britische Verteidigungsminister, der gerade in Bonn war, den Tod Adenauers sofort nach London meldete. Dort erhoben sich dann die Abgeordneten von den Plätzen und im Bayerischen Landtag begann schon eine Art Trauerfeier. Adenauer starb dann eine Woche später.

Das heißt, diese Veränderung der Musikfarbe im „Mittagsmagazin“, der Hinweis, dass man eine traurige Nachricht aus Rhöndorf erwartete, ist dann von einer Nachrichtenagentur als Todesmeldung in die Welt gesetzt worden?

Von Hörern.

Von Hörern?

Ja, ein Korrespondent des Bayerischen Rundfunks, mit dem wir gerade verbunden waren, kriegte das mit und gab das sofort an seine Staatskanzlei in München weiter und wie gesagt, die Nachricht drang rasch bis nach England durch. Und so war plötzlich ein Domino-Effekt entstanden. Es gab eine Meldung, die wir gar nicht gebracht haben und die uns dann aber zugeschrieben wurde.

Das zeigt eigentlich ein bisschen die Problematik der Aktualität, wenn man sie zu weit treibt, nicht?

Ja, das heißt, dies war mehr eine Problematik der internen Nachrichtenübermittlung, die wir dann sofort mit Aufwand geändert haben. Wir hatten damals noch nicht die Möglichkeit, den Moderator am Mikrofon zu sprechen. Das heißt, der hatte keinen Kopfhörer oder so etwas, über den wir die Nachrichten übermitteln konnten. Das haben wir nach dieser Episode dann sofort geändert. Die Verständigung ging mit Handzeichen. Und der damalige Moderator hatte ein Handzeichen missverstanden und daraufhin gesagt, dass wir eine traurige Nachricht erwarteten. Später mussten wir das alles wieder revidieren.

Sie haben das Stichwort Glaubwürdigkeit genannt, Sie haben festgestellt, dass in Krisenzeiten der öffentlich-rechtliche Rundfunk großen Zulauf hat, gerade in den aktuellen Nachrichtenprogrammen, weil man ihm mehr vertraut als anderen. Das muss man bewahren?

Ja, das meine ich.

Auch auf die Gefahr hin, dass man in einigen Bereichen des Programms auf Quote verzichtet?

Ja. Ich glaube, dass wir bei dieser Vielzahl von Sendern ohnehin nur um große Minderheiten kämpfen.

Mehrheitenprogramme gibt es eigentlich nicht mehr.

Nein. Außer bei einer Fußballweltmeisterschaft, einem Eröffnungsspiel, bei dem die Deutschen beteiligt sind. Sonst gibt es keine Mehrheitensendungen mehr, da sich auch das Verhältnis zum Medium verändert hat. Früher redeten die Leute über eine Sendung am nächsten Tag, weil alle sie gehört oder gesehen hatten. Heute hat jeder was anderes gehört oder gesehen und das Gespräch darüber ist allgemeiner geworden. Also, es wird auch diese Popularität, die Fernseh- oder Hörfunkleute mal hatten, nie wieder geben, sie wird immer nur auf Teile beschränkt sein. Und insofern lohnt es sich aber schon, um große Minderheiten zu kämpfen, wie die Amerikaner das tun, die also nun Western-Musik-Anhänger bei einem Sender versammeln. Und so könnte ich mir also vorstellen, dass man also eine Sendung wie Bioleks „Boulevard Bio“, die ich nach wie vor für eine sehenswerte Sendung halte, nicht erst abends ab 23.00 Uhr sendet, sondern zur Hauptsendezeit, dass sie da verdienstvoll Zuschauer sammeln kann.

Sie sehen also auch in der Vermehrung der Angebote in Hörfunk und Fernsehen nicht nur eine Gefahr sondern auch eine Chance?

Eine Chance, wenn man sie nicht so versteht, dass man unbedingt das Niveau des anderen noch unterbieten will, um die eigene Quote zu erhöhen. Man sollte einfach sagen, na gut, wir haben eben eine geringere Quote, aber eine sehr hohe Qualität. Ich bin immer der Meinung gewesen, dass es nicht nur auf den Erfolg ankommt, sondern dass die Frage, mit was man Erfolg hat, genauso wichtig ist.

Ja, und die Frage, was überhaupt Erfolg ist?

Ja. Eben.

Also, die alleinige Zahl ist noch nicht unbedingt Erfolg.

Nach einem „Presseclub“ ist es mir vorgekommen, dass mir einer der höheren Herren im Hause begegnete und fragte: „Herr Thoma, wie war die Quote?“ Da habe ich immer gesagt: „Weiß ich nicht. Wie war die Sendung?“

Wie war die Antwort darauf?

Beleidigt.

Herr Thoma, ich danke Ihnen ganz herzlich für das Gespräch.

Peter von Rügen führte das Gespräch am 2. März 2001.

**Forschungsstelle
Geschichte des Rundfunks
in Norddeutschland**

ein Kooperationsprojekt von NDR, WDR,
Universität Hamburg und Hans-Bredow-Institut



Die Forschungsstelle zur Geschichte des Rundfunks in Norddeutschland, ein Kooperationsprojekt von NDR, WDR, Universität Hamburg und Hans-Bredow-Institut, knüpft mit der vorliegenden Schriftenreihe an eine Tradition an. Von 1946 bis 1948 verantworteten Axel Eggebrecht und Peter von Zahn neben ihrer Rundfunk­tätigkeit eine Zeitschrift, die „Nordwestdeutschen Hefte“. Sie bot eine Auswahl der wichtigsten und interessantesten Beiträge, die für den NWDR geschrieben wurden.

Unter dem Titel „Nordwestdeutsche Hefte zur Rundfunkgeschichte“ werden in unregelmäßigen Abständen Ergebnisse veröffentlicht, die aus der bisherigen Arbeit der Forschungsstelle hervorgehen. Hierzu zählen die Edition von Dokumenten aus der Hörfunk- und Fernsehgeschichte des NWDR, kommentierte Ausgaben ausgewählter Zeitzeugen-Interviews sowie wissenschaftliche Untersuchungen zu speziellen Themen der NWDR-Geschichte. Herausgeber der Schriftenreihe sind die Projektbearbeiter Peter von Rügen und Hans-Ulrich Wagner.

Die „Nordwestdeutschen Hefte zur Rundfunkgeschichte“ sind zum Download unter www.nwdr-geschichte.de über die Forschungsstelle erhältlich.

ISSN 1612-5304